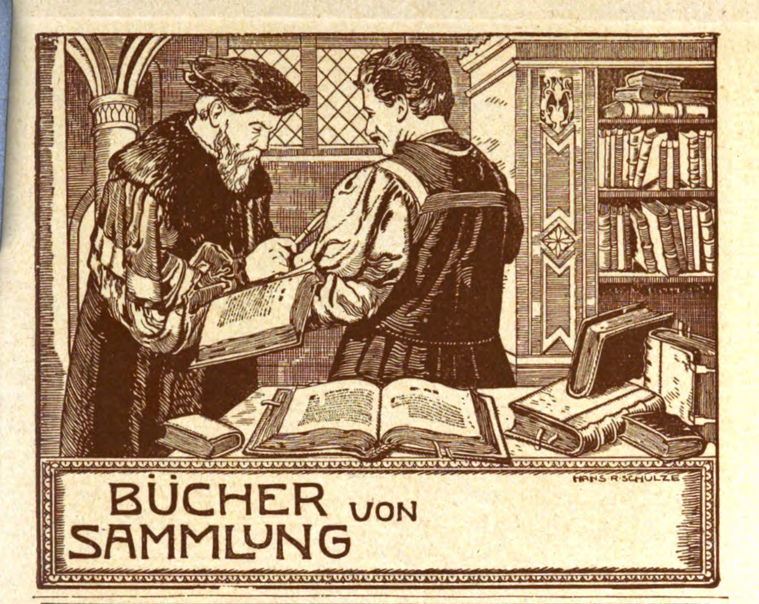
Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens


HANS R. SCHULZE
BÜCHER VON SAMMLUNG

Einige Winke, um widerstandsfähig und gesund zu bleiben.

Was die Gesundheit für jedes Individuum bedeutet, wie innig alle Lebensäußerungen, die Tätigkeit, die Freude an der Arbeit, die Leistungsfähigkeit, das Wohlbefinden damit zusammenhängen, erfährt jeder an seinem eigenen Leibe. Es weiß auch jeder, welche Folgen Störungen der körperlichen oder geistigen Gesundheit für die Familien haben und daß die Produktivität und Wehrkraft einer Nation, somit auch ihr Wohlstand, unmittelbar von den Gesundheitsverhältnissen abhängen. Letztere zu heben, ist man denn auch in Erkenntnis ihrer großen Bedeutung eifrigst bestrebt. Mannigfache hygienische Reformen legen Zeugnis ab von dem lebhaften Bedürfnis weiter Kreise, an diesen Aufgaben mitzuarbeiten. Ebenso ist es nicht genug zu begrüßen, daß uns Wissenschaft und Erfahrung zahlreiche natürliche Hilfsmittel darbieten, um Krankheiten vorzubeugen, unsere Widerstandsfähigkeit zu erhöhen und unsere Gesundheit zu kräftigen. Auf einige dieser Mittel sei mit nachfolgenden Zeilen in aller Kürze aufmerksam gemacht.

Nach den neuesten Forschungen ärztlicher Autoritäten sind die meisten Krankheiten einem nicht gesunden Magen zuzuschreiben. Ist der Magen nicht in Ordnung, so kann er auch keine gesunden Säfte weitergeben. Bei Magenbeschwerden, Katarrh, Sodbrennen, schlechter Verdauung usw. sind nun mit **Wasmuth's Maxyd-Präparat** beispiellose Resultate erzielt worden. Es handelt sich um ein hochoxydiertes Magnesiumpräparat, das durch seinen Sauerstoffgehalt eine schmerzlose reinigende Wirkung des Magens und des Darmes und somit auch des Blutes bewirkt. Bei Magenleiden und Verdauungsbeschwerden sollte deshalb stets das durchaus unschädliche Maxyd-Präparat angewendet werden, zumal es schon für M. 1.— zu haben ist.

Eine sogenannte Blutreinigungskur sollte jeder mindestens einmal im Jahre vornehmen. Allerdings eine, die wirklichen Erfolg hat. Dieser Erfolg stellt sich unbedingt ein bei Verwendung des aus der Frangula-Rinde gewonnenen und einen billigen Ersatz der teueren Rhabarberwurzel darstellenden **Wasmuth'schen Frangula-Tees**, da er in seltener Weise das Blut reinigt und die Verdauung fördert. Besonders leistet er bei Hämorrhoidalleiden, Leberleiden, Milzleiden, habitueller Verstopfung, Wassersucht usw. vorzügliche Dienste. Er ist zu dem bescheidenen Preise von 25 Pfennig per Paket zu haben.

Mit dem denkbar besten Erfolg wird ferner seit Jahren bei allen Brust- und Lungenleiden der aus der Knöterich-Pflanze ge-

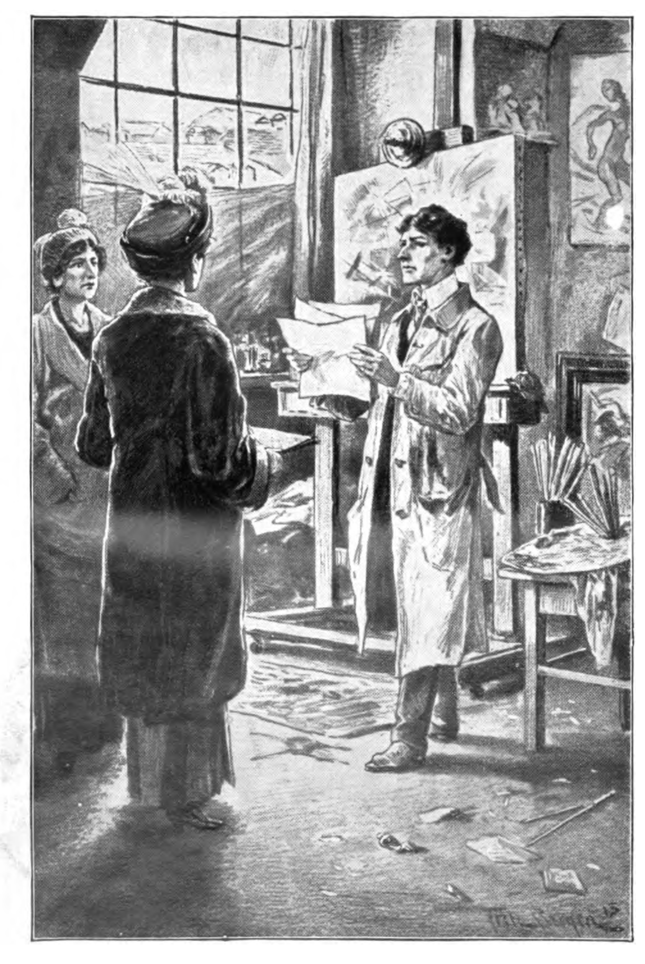
wonnene **Wasmuth'sche Knöterich-Tee** angewandt. Er ist von höchster kräftigender, adstringierender und blutverbessernder Wirkung und befördert in vorzüglichster Weise den Stoffwechsel. Husten und Auswurf werden durch ihn vertrieben und durch seine höchst wichtigen Bildungsstoffe Appetit und Wohlbefinden gesteigert. Auch er ist zu einem recht geringen Preise zu haben. (25 und 50 Pfennig per Paket.)

Bei Husten, Heiserkeit, Verschleimung, Katarrhen, dann aber auch bei Keuchhusten hat sich in gleicher Weise **Wasmuth's Fenchel-Honig** bewährt, da auch er vermöge seiner Stoffe stärkend, blutbildend, blutreinigend, nährend und appetitanregend wirkt. Jede Kur wird durch seine Verwendung auf das wertvollste unterstützt. Jedenfalls haben wir es in ihm mit einem wichtigen Heil- und Nährmittel zu tun, das unter den Heilfaktoren mit die erste Stelle einnimmt. Wasmuth's Fenchel-Honig ist in Flaschen zu 60 Pfennig und M. 1.— zu haben. Eine Probeflasche kostet 30 Pfennig.

Zum Schluß bleibe nicht unerwähnt, daß uns auch in **Wasmuth's Pain Killer** ein Mittel an die Hand gegeben wurde, das, da es schmerz- und krampfstillend sowie bazillentötend wirkt, bei Kopfschmerzen, Leibschmerzen, Ohren- und Zahnschmerzen, Magenverstimmungen, Rheumatismus, Gicht, Ischias, Muskel- und Gliederreißen und ferner bei Brandwunden, Verbrühungen, Schnittwunden, Abschürfungen, Verstauchungen usw. Tausenden rasch und sicher half. Aeußerlich oder innerlich angewandt, bewirkt Pain Killer eine baldige Linderung und vollständige Genesung. Der Preis der einzelnen Flasche stellt sich auf 60 Pfennig und M. 1.—.

Im Hinblick auf die mannigfachen Vorzüge vorstehend genannter Präparate ist es zu verstehen, daß sie von Tausenden als wahre Labsale bezeichnet werden. In gleicher Weise wird ärztlicherseits in stetig steigendem Maße bestätigt, daß mit ihnen die günstigsten Erfolge erzielt werden können. Aus diesen Gründen halten wir es für unsere Pflicht, die Kenntnis der Wasmuth'schen Präparate in immer weitere Kreise dringen zu lassen. Welche günstige Rückwirkung von ihnen auf die Gesundheit des Einzelnen, auf das Familienleben und endlich auf den nationalen Wohlstand ausgehen kann, liegt nur zu klar vor Augen. An alle, denen das Volkswohl aufrichtig am Herzen liegt, sei deshalb die Bitte gerichtet, für Einführung vorstehender Mittel nach Möglichkeit Sorge zu tragen.

Der Ratgeber über den Gebrauch der bewährten, durch Kaiserliche Verordnung freigegebenen Arzneimittel „Erste Hilfe" ist in den Niederlassungen der Firma **A. Wasmuth & Co.**, Hamburg 39 oder von dieser direkt kostenlos zu beziehen.



Zu der Novellette „Notbehelf" von Lenore Pany. (S. 19)
Originalzeichnung von Fritz Bergen.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit Originalbeiträgen von hervorragenden Schriftstellern und Gelehrten sowie zahlreichen Illustrationen

Jahrgang
* 1916 *

Vierter Band





Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart · Berlin · Leipzig · Wien

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Inhalts-Verzeichnis



Notbehelf

Novellette von Lenore Pany

Mit Bildern von Fritz Bergen

„Ach!"

Mit einem tiefen Seufzer schob Frau Agathe den gelesenen Brief beiseite und sah ihren Mann, der vergnügt an einem knusprigen Frühstücksbrötchen knapperte, vorwurfsvoll an. Dann, einer plötzlichen Eingebung folgend, reichte sie ihm rasch den Brief.

„Lies!" sagte sie in fast befehlendem Ton.

Lässig griff er nach dem Schreiben. „Aha, wieder einmal eine Nachricht von deiner überspannten Freundin," sagte er spöttisch.

Gereizt fuhr sie auf. „Wieso überspannt? Weil sie etwas kann, weil sie etwas vorstellt?"

„Na, na, ereifere dich nicht! Was stellt sie eigentlich vor? Eine alte Jungfer, sonst nichts."

„Erlaube! Klara ist doch Künstlerin!"

„Dem Namen nach wohl. Die Mitwelt hat noch keinen Anlaß gehabt, ihr Kränze zu flechten."

„Die Mitwelt ist immer undankbar! Wenn Klara sich dadurch beirren ließe, wäre sie einfach feig!"

Der Professor lachte belustigt. „Meinetwegen kann sie tun und lassen, was sie will. Ich brauche ja ihre Bilder nicht zu kaufen."

„Im Grunde genommen wäre es eigentlich Höflichkeitspflicht, da sie doch meine Freundin ist."

„Na, danke schön, wenn man um der lieben Freundschaft willen jeden Kitsch kaufen müßte! Schließlich aber könnte ich mich ausnahmsweise vielleicht sogar zu diesem Opfer bereit erklären mit der Bedingung, daß sie mein Weibchen künftig mit ihrem Geschreibsel verschont."

Die junge Frau verschränkte die Arme über der Brust.

„Fürchtest du ihren Einfluß auf mich?“ fragte sie kampflüstern.

„Es ist mir nur unangenehm, daß eine fremde Person einen Mißton in unser junges Eheglück trägt.“

Agathe zuckte die Schulter. „Klara kennt meine künstlerische Veranlagung und weiß, daß ich mich nach meinem Austritt aus der Pension gern zur Malerin ausgebildet hätte.“

„Nun, und warum tatest du es nicht?“

„Mein Gott, da kamst doch du!“

„Wie lieb du das sagst! Ich hätte dich jedenfalls nicht zwingen können, mich zu heiraten, wenn du nicht selbst gewollt hättest.“

„Damals wußte ich ja noch nicht, daß die Ehe der Tod aller Ideale ist. Nun aber bin ich überzeugt, daß ich doch zu Besserem geboren bin als nur zur Erfüllung häuslicher Pflichten.“

„Du ahnst wohl gar nicht, wie hübsch sie dich kleiden?“

„Nein, wirklich nicht! Ich denke es mir weit hübscher, so wie Klara vor der Leinwand zu stehen und seelische Empfindungen in Farben auszudrücken.“

Er schaute sie forschend an. „Wirklich?“

„Ja!“

„Nun wollen wir die Sache doch einmal ernstlich besprechen. Ich bin wirklich nicht grundsätzlich gegen die berühmte Frau, vorausgesetzt, daß sie tatsächlich etwas leistet. Eines aber kann ich dich versichern: jedes Mädchen ersehnt in erster Linie die Ehe, das eigene Heim. Alles andere ist meist Notbehelf.“

„Schulmeister!“

„Gut, gut! Wie du siehst, will ich dir ja doch entgegenkommen. Ist es dir wahrhaft und ernstlich um Künstlerschaft zu tun und hältst du dich befähigt, so

fahre in Gottes Namen nach München und bilde dich aus!"

Die Überraschung trieb ihr das Blut zum Herzen. „Ich soll nach München? Ohne dich?" sagte sie zaghaft.

„Natürlich ohne mich! Ich kann doch nicht so ohne weiteres meine Stellung aufgeben. Klara wird sich deiner gewiß annehmen. Mir will scheinen, daß dir mein Vorschlag nicht sonderlich behagt."

Sie reckte sich. „Nein, er gefällt mir ausgezeichnet! Es ist nur ... was werden die Leute sagen!?"

„Was die Leute sagen, kümmert uns nichts. Hier in der Provinz kannst du nichts Ordentliches lernen, da ist es schon besser, du gehst nach München. Erst muß man ja überhaupt sehen, ob du Begabung genug hast. Nach ein paar Monaten fleißiger Arbeit kannst du ja wohl für eine oder zwei Wochen zurückkommen."

„Ja, ja, aber das Haus, die Wirtschaft!"

„Mache dir keine Sorgen! Marie ist überaus tüchtig und verläßlich. Ich werde gar nichts vermissen."

Gar nichts vermissen —? Es gab ihr einen Stich. Fragend schaute sie ihn an. Dann warf sie entschlossen den Kopf zurück.

„Ich nehme dein Anerbieten mit Dank und Freude an. Spricht man mir alle Begabung ab, dann kann ich beruhigt sein, daß ich nichts versäumt habe."

„Siehst du, so denke ich auch. Hoffen wir nur, daß sich deine ehrgeizigen Träume erfüllen. Ich werde der erste sein, der dir den wohlverdienten Lorbeer nicht weigert." Er griff nach seinem Hut und nickte ihr noch einmal freundlich zu. „Hörst du, schreibe nur deiner Freundin! Kann ich sie auch sonst nicht gerade leiden, so werde ich doch mich nicht undankbar zeigen, wenn sie mein kleines Frauchen unter ihre schützenden Flügel nimmt."

Die Tür fiel hinter ihm ins Schloß.

Eine Weile saß Agathe still und nachdenklich vor ihrer Tasse, dann stand sie auf und ging seltsam bewegt langsam im Zimmer hin und wieder. So plötzlich war alles gekommen, daß sie es nicht recht zu fassen wußte. Hubert war doch seelengut, daß er so selbstlos sich ihrem Wunsch fügte. Andere Gründe konnten ihn doch einst bewegen. Freilich — wenn er sie nicht vermißte ... Ein bitteres Lächeln kräuselte ihre Lippen. Das konnte doch bloß ein unbedachtes Wort gewesen sein! Er hatte sie doch so lieb, und deshalb nur war er ihr zu Willen. Dafür sollte er auch große Freude an ihr erleben.

Drei Tage später stand Agathe reisefertig auf dem Bahnsteig, begleitet von ihrem Gatten, der ihr das Handtäschchen trug. Blässer als sonst sah sie unter dem schwarzen Schleier, den sie ganz gegen ihre Gewohnheit aufgesteckt hatte, aus. Schweigend horchte sie auf die Ratschläge, die ihr der Professor in heiterem Tone gab.

„Laß dir nur nichts abgehen, Herzchen! Wenn du Geld brauchst, schreibe nur! Hie und da schickst du mir wohl eine Karte, damit ich beruhigt bin, daß du gesund bist.“

Sie hob die Lider. „Ich soll dir also nicht täglich schreiben?“

„Nein, nein, das würde dich mehr, als gut wäre, vom Studium ablenken. Soviel verstehe ich doch, daß man bei Ausübung einer Kunst in der Sammlung seiner Gedanken nicht gestört werden darf.“

„Aber wenn dir etwas geschehen sollte ... das geringste nur —“

„Was soll mir denn geschehen? Ich bin stark wie ein Bär!“

„Ich meine nur, meine Pflicht als Gattin werde ich keinen Augenblick versäumen.“

„Daran zweifle ich nicht. Es wird ja voraussichtlich nichts vorfallen.“ Er reichte ihr das Täschchen, küßte sie lachend auf beide Wangen und öffnete ihr die Wagentür.

Vom Fenster aus sprachen sie noch eine Weile miteinander. Ein letztes Pfeifensignal, die Räder bewegten sich, der Zug kam ins Rollen. Agathes Tüchlein flatterte in der Luft. Sie hatte sich tapfer gehalten. Jetzt erst, als ihr die Gestalt ihres Gatten langsam entschwand, drückte sie das Tuch an die überströmenden Augen. Nicht einmal geweint hatte er beim Abschied! Nun geschah es für beide!

* * *

In München trafen sich die Freundinnen am Bahnhof. Als sie nach der ersten Freude des Wiedersehens durch die große Halle gingen, frug Agathe, ob der Weg nach Schwabing, wo Klara wohnte, weit sei. Mit Schwabing verband sich in ihrem Denken ein wunderliches Gemisch angelesener Vorstellungen vom Leben und Treiben der Künstler, mit verschwommenen Bildern und Gedanken halb ungezwungener und idealer Lebensart und örtlicher romantischer Schönheit. Man mußte einen Wagen nehmen. Hinter dem Siegestor, wo die Akademie lag, sollte der ersehnte einstige Vorort der Hauptstadt liegen, wo die Künstler lebten. Sie fuhren zwischen den Pappeln, hinter denen neuerbaute Häuser vorüberglitten, durch die Leopoldstraße hin. Nun mußte Schwabing doch bald vor ihnen liegen. Agathe hörte aber nur, daß hier vor Jahrzehnten noch Äcker und Wiesen lagen. Sie gewann keinen anderen Eindruck

als von ähnlichen großstädtischen breiten Straßen anderer Städte und fing an sich enttäuscht zu fühlen. Erst weiter draußen standen einige reizlose ältere Bauten, gleichsam beschämt und geduckt zwischen den großen neueren Mietpalästen. Schwabing, wie es in ihren Träumereien lebte, das gab es nicht mehr; nur ein paar alte Winkel seien noch übriggeblieben, sagte der Wagenführer.

„Du wirst wohl in einem der neueren Häuser wohnen, denn da, wo ich hause, wird es dir kaum behagen," sagte Klara.

„Warum nicht?"

„Wie du fragst! Ich wohne unterm Dach! Vom Ansichtskartenbemalen kann man sich keine bessere Wohnung leisten."

Agathe begriff kaum, was Klara meinte. Ein unklares, drückendes Gefühl der Enttäuschung war gleich nach den ersten Minuten des Wiedersehens über sie gekommen. Wie Klara aussah, verblüht, unordentlich gekleidet, auch an ihrem Benehmen gefiel ihr nicht alles, wenn es auch schwer zu sagen war, woran es liegen mochte. Vor einem Hause mit mehreren Seitenhöfen hielten sie an, und Klara führte ihre Begleiterin vor die letzte Treppe.

„Gib acht, stolpere nicht, es ist leider nicht gerade hell."

Nein, das konnte man nicht sagen. Befangen tastete sich Agathe an dem Geländer vorwärts, und als es plötzlich aufhörte, an der Wand fort. Nun waren sie oben. Ungewohnt helles Licht, das aus der großen, in kleine Quadratscheiben geteilten Glasfläche in den Raum fiel, tat Agathe beinahe weh. Sie sah sich um und mühte sich, aus Rücksicht nicht peinlich überrascht zu sein.

Dürftig und elend sah es hier aus. Bett und Waschtisch aus Eisen, das einmal gestrichen sein mochte, ein paar alte Stühle, ein Tisch und ein armseliger Kasten



standen wie verloren im Raum. Am Fenster stand eine Staffelei, Malgerät lag auf einem wackeligen Hocker.

„Nun, willst du nicht ablegen?“

Mit dem Mantelzipfel säuberte Klara einen Stuhl, ehe sie ihn der Freundin zuschob. Agathe legte zögernd ihren schönen Mantel über die Lehne, auf der einige Farbenkleckse eingetrocknet waren.

Klara ging betrachtend um sie herum. „Fein siehst du aus," lobte sie. „Ich werde Staat machen mit dir. Dein Mann scheint nicht knauserig zu sein."

In Agathes Augen leuchtete es auf. „Hubert möchte mir am liebsten alles kaufen, was schön ist."

„So." Prüfend glitt Klaras Blick über sie hin. „Hat er dich denn auch gerne fortgelassen?"

Die junge Frau errötete. „Es wurde ihm schwer," flüsterte sie, zur Seite sehend. „Trotzdem hat er mir unbegrenzten Urlaub gegeben."

„Unbegrenzt! Das nenne ich großmütig! Er ist von deiner Begabung gewiß überzeugt?"

„Ich weiß nicht. Aber du meintest doch —"

„Na ja! Etwas Begabung kann wohl vorhanden sein. Ob du's damit vorwärtsbringen wirst, das ist eine andere Frage. Allerdings, sobald die Kunst nicht zur Lebensfrage wird, macht der Erfolg weniger aus."

Agathe warf trotzig den Kopf zurück. „Du irrst, wenn du glaubst, daß ich nur einer spielerischen Neigung folge. Ich will unbedingt etwas erreichen."

„Na schön! Wo wirst du denn Unterricht nehmen?"

„Hubert meinte, ich solle an die Akademie gehen."

Klara lachte. „Weißt du nicht, daß die Akademie Damen gar nicht aufnimmt? Und dann müßtest du Arbeiten vorlegen und eine Prüfung bestehen. Wozu übrigens an die Akademie gehen? Unter meinen Kollegen sind begabte Leute, bei denen du lernen kannst. Oder willst du den armen Teufeln nicht das bißchen Verdienst zukommen lassen?"

Agathe wagte keinen Einspruch. „Verkaufst du viel?" fragte sie, die armselige Einrichtung musternd.

„Ach," sagte Klara, „das ist bei uns Künstlern so 'n wunder Punkt. Reiche Leute kommen zu uns Dach-

stüblern nicht herauf, und was einem die Händler aus Gnade und Barmherzigkeit abnehmen, wird schlecht genug bezahlt. Ein Jammer ist alles, was Kunst heißt. Aber du wirst hungrig sein. Wenn du dir die Hände gewaschen hast, können wir speisen gehen."

Sie goß aus dem Blechkrug Wasser in das Becken und reichte Agathe ein nicht mehr ganz frisches Handtuch. „Das andere ist gerade in der Wäsche," sagte sie entschuldigend.

Agathe schwieg. Bedrückt schlüpfte sie in ihren Mantel und ging neben der Freundin die Treppe hinab. Klara führte sie in eine große, fein aussehende Gastwirtschaft, wo sie an einem Ecktischchen Platz nahmen.

Hier fühlte sich die junge Frau ein wenig behaglicher. „Kommst du immer hierher?" frug sie.

Klara lachte laut auf. „Was denkst du nur, Kind? Ich bin das erste Mal hier, und das nur dir zu Ehren, weil du doch verwöhnt bist. Zumeist koche ich mir selbst auf meinem eisernen Öfchen, und am Abend gibt es Kaltes und ein Glas Bier — manchmal geht man auch in die gemeinsame Kneipe — je nach Kasse."

Agathe führte den Löffel nachdenklich um den Tellerrand. „Nach deinen Briefen dachte ich, daß du dich in weit besserer Lage befändest," sagte sie offen.

„Mein Gott, man läßt sich doch nicht gern in die Karten sehen. Auch konnte ich nicht ahnen, daß du so bald hierher kämst." Unvermittelt frug sie: „Oder lebst du nicht glücklich mit deinem Mann?"

„O doch, sehr glücklich sogar!"

„Na, dann begreife ich wirklich nicht, warum du es mit der Kunst versuchen willst."

„Hast du mich nicht selbst die Prosa des Lebens verachten gelehrt?"

„Ja. Man verachtet zuweilen das, was man nicht besitzt. Aufrichtig will ich dir gestehen, daß ich gar nicht böse wäre, wenn mir ein Mann Hand und Heim anböte. Er brauchte nicht einmal ein Prinz zu sein, selbst wenn er von Kunst nichts verstände! Es ließe sich verschmerzen, wenn er nur sonst ein anständiger Mensch wäre. Gott, ich weiß ja, daß ich nicht mehr viel zu hoffen habe. Hübsch war ich nie, und die ewigen Sorgen machen einen auch nicht jünger."

„Du pflegst dich auch zu wenig."

„Zum Pflegen gehört Geld. Und ob du es nun glaubst oder nicht, die Not macht nicht sparsam. Hat man durch Zufall einmal einen überzähligen Pfennig in der Tasche, so muß er 'raus. Ausgehungert wie man ist, will man alles auf einmal genießen und ist am nächsten Tag so arm wie zuvor."

„Das ist aber nicht gerade klug."

Klara zuckte lässig die Schulter. „Zigeunertum, es lernt sich," sagte sie kurz.

Nach dem Essen suchten sie eine Wohnung, und bald hatten sie ein hübsches Zimmer gefunden, wo Agathe glaubte, sich heimisch fühlen zu lernen. Klara half ihr beim Auspacken und bewunderte jedes Stück, das aus dem großen Koffer kam. Sie wollte Agathe am Abend in die Kneipe abholen, um sie mit den Kollegen und Kolleginnen, die in der Nachbarschaft wohnten, bekannt zu machen. Geradezu sagte sie, daß man erwartete, Agathe werde als neu eingeführter Gast für die Kosten des Mahles aufkommen. „Das wird dir ungeheuer vorwärts helfen."

Agathe begriff den Zusammenhang nicht recht, nickte aber zustimmend. Nachdem Klara gegangen war, ordnete sie die letzten Kleinigkeiten und stellte das Bild

ihres Mannes auf das Nachttischchen. Wie lange würde sie wohl sein liebes, gütiges Gesicht nicht sehen? So wie er es wünschte, hatte sie bloß durch eine Karte ihre glückliche Ankunft melden wollen, nun aber fiel es ihr ein, daß sie einige wichtige Aufträge an das Mädchen hatte. Der Kanarienvogel mußte gefüttert und die Blumen richtig gepflegt werden. Hubert sollte dies dem Mädchen dringlichst klarmachen.

Gegen acht Uhr ging Agathe mit Klara in eine alte Wirtschaft, die in der Nähe der alten Schwabinger Kirche am Kirchweg lag, wo noch ein paar alte Bauernhäuschen standen; kümmerliche Reste des alten Ortes. Dort trafen sich Künstler, die in der Nähe wohnten. Als sie vor dem Dunst und Rauch in der niedrigen Stube unwillkürlich zurückwich, faßte Klara sie derb am Arm und zog sie mitten in den Wirrwarr der laut lärmenden Schar. Es waren lässig und halb abenteuerlich gekleidete Frauengestalten und Jünglinge, die sich mit gekünstelten Manieren vor ihr neigten. Befangen, überrascht und nicht gerade angenehm berührt, nickte sie flüchtig zu der allgemeinen Vorstellung und nahm zwischen Klara und einem jungen Mann, mit dem die Malerin vorher geflüstert hatte, Platz.

Agathe saß kaum, als er eine widerspenstige Stirnsträhne mit schauspielerischer Gebärde zurückstrich und sagte: „Gnädige Frau wollen mir die Ehre schenken, bei mir Unterricht zu nehmen."

Sie lächelte flüchtig. „Für den Fall, daß Sie mich begabt genug finden."

„Warum sollen Sie das nicht sein? Schöne Frauen haben zu allem in der Regel Begabung."

Agathe fand die Wendung merkwürdig. Sie fürchtete indes, durch eine scharfe Entgegnung in diesem leicht-

lebigen Kreise lächerlich zu werden und schwieg. Sie betrachtete die hohen Maßkrüge und bewunderte die Fertigkeit, mit der man das Bier in die Kehle rinnen ließ. Die Damen rauchten, und nur ein paar sahen einigermaßen hübsch und jugendlich aus, irgendwie Unordentliches, Vernachlässigtes haftete allen an.

Agathe verzehrte das dürftige Essen und nippte ab und zu aus dem unförmigen Krug, den man ihr trotz allen Sträubens aufgenötigt hatte. Ihr Nachbar hielt ihr in salbungsvollem Ton einen Vortrag über moderne Malkunst, wovon sie auch nicht das geringste verstand. Das Wesen ihres Tischgenossen gefiel ihr gar nicht. Seine Vornehmheit war gemacht, und eine aufdringliche Überlegenheit ging von ihm aus, die zu seinem nichts weniger als herrenhaften Äußeren übel genug stimmte. Die aufgeplatzte Naht seines Ärmels mißfiel ihr nicht weniger wie seine öligen Redewendungen. Aber nun war sie einmal da und mußte sich fügen.

Von Klara bekam sie wenig zu hören. Die saß bald hier bald dort, redete alle mit du an, trank mit den Herren aus einem Krug und setzte sich schließlich, als die Heiterkeit den Höhepunkt erreicht hatte, ans Klavier, um dem verstimmten Kasten für ihre Ohren fremdartige Weisen zu erpressen.

Agathe flüchtete zu ihr. „Ich möchte heim!“

„Was dir nicht einfällt! Jetzt wird erst noch getanzt!“

„Ich mag aber nicht tanzen.“

„Hat dein Mann dir's verboten?“

„Nichts, gar nichts hat er mir verboten.“

„Na, dann tanze getrost. Es wäre eine Beleidigung, wenn du so davongingst. Du bist die Sensation des Abends. Man weiß es zu schätzen, daß du deinem Mann durchgebrannt bist, um malen zu lernen.“

Agathe riß die Augen weit auf. Empört sagte sie: „Durchgebrannt? Ich bin doch nicht durchgebrannt!"

„Na ... na ... na!" Mit einem vieldeutigen Lächeln neigte sich Klara wieder über die Tasten und griff mit großer Gemütsruhe einen ganz unmöglichen Akkord. Im Innersten angewidert sah die junge Frau auf sie nieder. Ihr Tischnachbar kam auf sie zu.

„Gnädige Frau, darf ich bitten?"

Sie fuhr zusammen; die Furcht, gerade in dem Kreise Mißfallen zu erregen, hielt sie vor einem Nein zurück. Schweigend gab sie ihren Arm und trat zum Tanze an. Nacheinander stürmten die übrigen Herren auf sie ein; gleichsam willenlos geworden, folgte sie ihnen in den ordnungslosen Trubel. In dem Gemisch von Gefühlen, die sie beklommen machten, blieb ihr unklar, ob sie seelisch mehr als körperlich litt. Gewiß war die lange Reise mit daran schuld, daß sie sich so übel befand. Nur einen Augenblick der Ruhe und ja kein Aufsehen! Fort aus dem wirbelnden Knäuel; am besten wär's zu Hause. Kaum hielt sie ihre Sinne noch zusammen, beängstigend klopfte es in den Schläfen, es ward ihr schwindlig. Als ihr letzter Tänzer sie aus den Armen ließ, schwankte sie und fiel mit einem matten Schrei vor Klara zusammen, die sie auffing. Im Nebenzimmer löste sie ihr das Mieder und mühte sich um Linderung.

Nach ein paar Minuten kam Agathe zu sich.

„Fein hast du das nicht gemacht," tadelte Klara.

„Die fürchterliche Luft und die Hitze ... Aber laß dich nicht aufhalten! Ich fahre heim."

„Das wird das beste sein. Man wird ein Auto holen. Geschehen kann dir ja weiter nichts." Damit drückte sie einen mehr als flüchtigen Kuß auf Agathes Stirn und ging zur Gesellschaft zurück.

Nach einiger Zeit kam ein Wagen vors Haus. Erschöpft drückte sich Agathe in die Polsterung. Elend, beschämt und zerschlagen war ihr zumute. Aber wenn sie nur erst daheim war. Daheim! — Sie war ja doch in München und fuhr gar nicht nach Hause, nur in ein gemietetes Zimmer. Sie hielt an sich, um nicht zu weinen.

— — — — — — — — — — — — — —

Früh am anderen Morgen kam Klara, um nach ihr zu sehen.

„Na, wie ich sehe, ist es ja weiter nicht schlimm gewesen," nickte sie beruhigt, als sie Agathe angezogen fand.

„Es tut mir leid, daß ich euch solchen Schrecken einjagte."

„Der war nicht so groß, als du denkst. Eine junge Frau ... mein Gott, man rät da natürlich gleich auf das Nächstliegende."

Agathe blickte sie verständnislos an. Dann senkte sie, von glühender Röte übergossen, die Lider. „Ach so," murmelte sie.

„Na, ich sehe, du verstehst. Wie hat dir übrigens der schöne Rigo gefallen?"

„Meinst du meinen Tischnachbar, Herrn Streicher?"

„Ja, er heißt kurzweg der schöne Rigo. Ist er nicht ein sehr merkwürdiger Mensch?"

„Ich weiß nicht. Mir gefiel er durchaus nicht."

Klara lachte. „Um so besser. Da du doch Unterricht bei ihm nehmen willst, ist dies nur gut. Herr Streicher erwartet dich heute vormittag zur Besprechung. Er wohnt auf meinem Gang. Wenn es dir recht ist, begleite ich dich das erste Mal."

Agathe bejahte schweigend. Die Stunden gingen mit matten Flügeln hin; noch immer lag ein wüster

Druck auf ihr. Sie brachte es zu keiner Sammlung ihrer Gedanken. Sekundenlang schien es ihr, als wisse sie nicht, wozu sie in dem fremden Zimmer saß und wartete. Als sie die Klinke schon in der Hand hielt, entsann sie sich erst, daß sie ja ihre Zeichnungen mitnehmen mußte, und ging noch einmal zurück, um sie aus dem Gepäck zu suchen.

Eine Viertelstunde später ging sie mit Klara an Herrn Streichers Tür. Der schöne Rigo stand in einem ehemals weiß gewesenen Malkittel vor der Staffelei und wandte den Damen mit liebenswürdigem Lächeln sein römisches Antlitz zu*). Auf seine Frage um Agathes Befinden wurden ihm nicht mehr als die nötigsten Worte. Sie reichte ihm Zeichnungen und Skizzen hin und erwartete scheinbar teilnahmslos seine Meinung.

„Begabt, riesig begabt," sagte er stark betonend, nachdem er jedes Blatt genau angesehen, einzelne wiederholt betrachtete und in besondere Gruppen legte.

Die junge Frau sah ihn zweifelnd an. „Ist dies wirklich Ihre Ansicht, sind Sie sicher, daß es so ist?"

„Gewiß. Wieviele Stunden wünschen gnädige Frau wöchentlich zu nehmen?"

„Machen Sie mir einen Vorschlag."

„Gut. Wenn Sie rasch vorwärts kommen wollen, möchte ich Ihnen raten, an den Vormittagen regelmäßig zu arbeiten."

„Gern. Und wie kann ich Sie für Ihren Anteil, Ihre Mühe entschädigen?"

Rigo machte eine lässige Geste, die keinem Vorstadtschauspieler besser gelingen konnte. „Das ist wohl das Nebensächlichste, gnädige Frau. Es soll mir eine Ehre

---

*) Siehe das Titelbild.

sein, Sie fördern zu dürfen. Es ist wirklich nur Formsache, wenn ich für den Unterricht hundert Mark monatlich festsetze, wobei ich annehme, daß gnädige Frau nicht anstehen werden, mir diesen lächerlich geringen Betrag für das erste Vierteljahr im voraus zu entrichten, wie ich es gewohnt bin."

Agathe unterdrückte ein Lächeln. „Gewiß nicht," sagte sie mit einem Anflug von Heiterkeit.

„Nun, so wäre das Geschäftliche abgeschlossen. Morgen früh beginnen wir. Wollen Sie vielleicht mein angefangenes Bild näher besehen, gnädige Frau?"

Sie trat vor die Staffelei. „Ist das . . . Kubismus?" fragte sie unsicher.

„Jawohl, und es wird notwendig sein, daß Sie sich über die leitenden Grundsätze dieser neuen Kunstauffassung klar werden." Streicher zog aus einem Wust von Pappdeckeln, abgerahmter Leinwand und Skizzen einige Broschüren und Zeitungsartikel, die ein schlechter Umschlag dürftig zusammenhielt, heraus. „Vor allem lesen Sie einmal dies Manifest des Kubismus, eine bedeutende Darstellung unserer Zukunftsbestrebungen. Alles andere wird sich in unseren Arbeitstunden ergeben. Es ist ein Glück für Sie, gnädige Frau, daß Sie nicht verbildet sind, vor allem aber, daß Sie keine strenge Zeichenschulung nach altem Muster durchgemacht haben. Es wird Ihnen leicht fallen, wenn Sie erst einmal das Wesentliche unseres Wollens begriffen haben, mit völliger, unberührter Schlichtheit Ihre Empfindungen in Form und Farbe zu setzen. Der Erfolg ist Ihnen gewiß."

Agathe hörte den Wortschwall ohne Verständnis an und fragte nur, ob Herr Streicher schon ausgestellt habe.

„Ich werde das demnächst tun. Ich habe mich dem

Kunsthändler Folz schon seit langem vertraglich verpflichtet. Es kann jeden Tag sein."

Agathe fragte nicht weiter. Sie wandte sich an Klara, die, während Rigo redete, die Bilder an den Wänden betrachtet hatte, und richtete sich zum Gehen. Mit einer seiner großstiligsten Verneigungen verabschiedete sich der Maler von seiner Schülerin und Klara.

Im Hinabgehen sagte die Freundin in aufmunterndem Ton: „Du hast also Talent."

„Ja, wenn ich Herrn Streicher trauen will und er sich nicht getäuscht hat."

„Traust du ihm so wenig Urteil zu?"

„Ich weiß nicht. Seine Reden blieben mir dunkel. Ich will sehen, was ich von den Heften und Blättern verstehe. Das Bild auf der Staffelei war fürchterlich."

Klara schwieg. Nach einer Weile schlug sie vor, alles für den Unterricht Nötige zu kaufen.

Sie traten in ein Geschäft, machten die Bestellung und gingen in die Gastwirtschaft, wo sie am Tage vorher gewesen waren. Daß Agathe die Freundin, die ihr selbstlos ihre kostbare Zeit opferte, freihielt, verstand sich ohne weiteres. Als sie eine Entschuldigung wagte wegen verlorener Arbeitstunden, schüttelte Klara den Kopf.

„Du hältst mich gar nicht auf. Die Ansichtskartenbestellung blieb diesmal aus, und was ich sonst zu tun habe, eilt nicht. Wir könnten heute abend ein Konzert oder ein Theater besuchen, wenn du Lust hast. Du wirst doch von München auch etwas sehen wollen."

„Gern will ich dabei sein. Aber nur in eure Kneipe nimmst du mich nicht mehr mit."

Klara lachte. „Gefiel es dir nicht bei uns?"

„Aufrichtig gesagt, nein."

„Ja, eines schickt sich eben nicht für alle.“ —

Am nächsten Morgen, gerade als Agathe fortgehen wollte, kam eine Karte ihres Mannes, der ihr scherzhaft schrieb, daß die Blumen gewissenhaft gefüttert und der Kanarienvogel täglich begossen würden. Dazu ein herzlicher Gruß, sonst nichts.

Agathe schob die Karte enttäuscht, fast erbittert in eine Lade. Sie hatte doch einen langen Brief geschrieben, und nun kamen diese paar armseligen Worte.

Und wie lustig er war! Gar nicht so, als ob er von seiner Frau, die er angeblich vergötterte, getrennt sei.

Sie raffte sich zusammen, verbarg ihren Verdruß und schrieb kurz und knapp, daß ein hervorragender Künstler ihre Begabung bestätigt habe und ihre Ausbildung zu vollenden bereit sei. Damit mochte er sich nun abfinden, für lange Zeit zufrieden geben. Gewiß konnte sie schweigen. Sie würde ihm keine Briefe aufdrängen, wenn von ihm selbst so wenig Verlangen danach stand.

Streicher empfing seine neue Schülerin, die einzige, wie sich Agathe bald überzeugte, mit ausgesuchter Höflichkeit. Er ließ sie selbst aus den Vorlagen wählen, was ihr zusagte, denn er wollte ihre Persönlichkeit so wenig wie tunlich beeinflussen. An jeden Strich, den sie machte, knüpfte er aufmunternde Redensarten über ihre köstliche, naive Begabung. Der schöne Rigo schwätzte unendlich viel, wovon sie nichts verstand, so sehr sie sich mühte, den Kern der wirren Sätze zu enträtseln. Er belehrte sie über die Ausdrucksfähigkeiten der einzelnen Töne und Farbengegensätze und trug ihr besonders dunkel vor, daß auch Linien und Formengebilde fähig seien, die Empfindungen von bestimmten Farben zu erwecken.

Aus allem, was er für notwendig hielt, ihr zu sagen,

ging deutlich hervor, daß er sich für den größten Künstler der Neuzeit hielt. Böcklin verachtete er, und für Feuerbach hatte er kaum ein mitleidiges Lächeln. Sie alle hatten sich wohl um den richtigen Ausdruck bemüht, aber für ihre Gefühle und Stimmungen hatten sie nichts gefunden. Reine Kunst vermochten sie nie zu schaffen, weil sie nur an Ideen, am Stofflichen klebten.

Agathe hörte schon nach den ersten Stunden zerstreut zu. Daß sie hier nicht an der rechten Quelle saß, fühlte sie, und ein leiser, unangenehmer Verdacht gegen Klara, die ihr diesen Weg gewiesen hatte, festigte sich in ihr. Es schien so, als ob man aus ihrer Anwesenheit in München Gewinn schlagen wolle. Dazu war sie aber doch gewiß nicht hergekommen.

Eine öde Empfindung bemächtigte sich ihrer, während sie arbeitete. Nach und nach stellte sich auch Kopfschmerz ein. Der ungewohnte Geruch der Malmittel verursachte ihr Unbehagen. — Sie bezwang sich, so gut es gehen wollte, dann legte sie den Pinsel fort.

„Ich bin zu müde. Morgen vormittag komme ich wieder. Guten Tag!"

Von Streicher ging sie hinüber zu Klara. Die Malerin war spät aufgestanden und verzehrte, auf dem Bettrand sitzend, ihren Kaffee.

Gähnend sagte sie: „Entschuldige, ich habe die Zeit gründlich verschlafen. Aber was hast du denn? Du bist ja ganz blaß."

„Den Geruch im Atelier kann ich nicht ertragen."

„So. Im allgemeinen gilt dieser Geruch — es sind meistens Harze — sogar für sehr gesund. Nimm Platz! Erhole dich. Ich darf mir doch wohl das Haar ordnen?"

Agathe setzte sich. Ihre Blicke, die gedankenleer durchs Zimmer schweiften, blieben allmählich mit einem

Ausdruck mißbilligenden Grauens auf dem zerwühlten Bette haften.

Klara fühlte es. „Sieh dich nicht zu viel um!" sagte sie lachend. „Woran denkst du, wenn man fragen darf?"

„Ach, es ist eigentlich doch recht merkwürdig, wenn eine verheiratete junge Frau allein zu einem fremden Manne ins Atelier geht."

„Hat der schöne Rigo schon etwas gewagt?"

„Nein, nein."

„Du kannst auch ganz ohne Sorge sein. Die Frauen verwöhnen ihn so, daß er nicht nötig hat, sich einer Abweisung auszusetzen."

Agathe verschränkte die Hände. „Weißt du, wofür ich ihn halte?"

„Nun?"

„Für einen ganz mittelmäßigen Schwätzer und Dilettanten."

Klara ließ die Hand, die mit dem zerbrochenen Kamm das Haar durchzog, sinken. „Wenn dies deine Überzeugung ist, warum lernst du dann bei ihm?"

„Du warst es doch, die ihn mir empfohlen hat!"

Die Malerin wollte den Mund zu einer Erwiderung öffnen, als durch die Wand plötzlich ein dünner, kläglicher Ton drang.

„Was ist das?" fragte Agathe horchend.

„Kindergeschrei. Das kannst du hier öfter hören. Das Kleine der roten Auguste schreit mal wieder. 's ist ein armes Ding, die Frau. Ihr Mann hat sie nach vierwöchentlicher Ehe sitzen lassen, und da hat sie nun das Kleine auf dem Hals und weiß nicht aus noch ein vor Not und Sorge. Wahrscheinlich ist sie auf einem Geschäftsgang."

„Und da läßt sie das Kind allein?"

„Freilich, Dienerschaft kann sie doch keine halten.



Ich habe übrigens ihren Zimmerschlüssel, wenn mir das Geschrei zu arg wird, sehe ich nach, was los ist."

Agathe stand auf und bat um den Schlüssel. „Ich will nach dem Kleinen sehen."

Klara warf den Schlüssel auf den Tisch. „Viel=

leicht kannst du's zum Schlafen bringen. Das Krächzen ist nicht lange zu ertragen."

Agathe war schon aus der Tür. Hastig schloß sie das Nebenzimmer auf, aus dem lautes Weinen drang. In einem Waschkorbe lag ein winziges Menschenkind und schrie mit der ganzen Kraft seiner Lungen.

Ohne lange zu überlegen, hob sie das Kind heraus und löste die Verschnürung, in der das arme Würmchen fast zu ersticken drohte. Als es seiner Bande ledig war, heftete es die großen blauen Augen auf die goldene Uhrkette der jungen Frau und blieb still. Agathe wickelte das Kind in ein wollenes Tuch und setzte sich mit ihrer Last in den abgeschabten Sessel, der neben der Tür stand. Sie hatte nur selten ein so kleines Wesen so nahe gesehen; warmes, mütterliches Gefühl zog ihr ins Herz, während sie das zarte Körperchen betrachtete und mit leisem Finger die samtenen Ärmchen des Kindes liebkoste.

Wenn es richtig war, was Klara gestern andeutete? Das würde einen gewaltigen Strich durch ihre Rechnung machen. Sie wollte doch Künstlerin werden, und wenn nun gerade jetzt ... Vorsichtig neigte sie sich über das Kind, das durch die wiegende Bewegung ihrer Arme eingeschlafen war, und küßte es auf das rundliche Stirnchen. Dann trug sie es behutsam nach dem Korb, deckte es zu und kehrte zu Klara zurück.

„Es schläft," sagte sie mit glücklichem Lächeln.

„Na, du siehst ja ganz verklärt aus ob deiner Heldentat. Auguste wird Augen machen, wenn ich ihr erzähle, wer sich heute ihres Kleinen angenommen hat."

„Ich will es gerne tun, so oft ich Zeit habe."

„Dafür wird dir Auguste dankbar sein. Mir sind kleine Kinder ein Greuel, und ich rühre sie nur an, wenn es nicht anders geht."

„Wir waren aber doch auch einmal klein und hilflos!"

„Leider ja! Jedes Huhn beschämt uns durch seine Selbständigkeit, und ist man endlich ein sogenannter vollendeter Mensch, fängt das Elend erst recht an."

Agathe griff nach ihren Handschuhen. „Kommst du Mittag zu mir ins Gasthaus?" fragte sie zögernd.

„Wenn du mich einladest, gern. Die ewigen Würstchen mit Kraut sind mir nicht so ans Herz gewachsen, daß ich sie nicht eine Woche lang entbehren könnte."

„Ich erwarte dich. Nachmittag möchte ich eine Galerie besuchen. Ich fürchte mich vor leeren Stunden."

* * *

Seit vierzehn Tagen arbeitete Agathe gewissenhaft jeden Vormittag im Atelier des schönen Rigo, der ihr immer weniger irgend eines Vertrauens wert schien. Nachmittags ging sie mit Klara spazieren oder holte sie das Kleine in Klaras Zimmer, um mit ihm zu tändeln und zu spielen. Wie heftig sie sich auch dagegen wehrte, sie konnte sich der Überzeugung nicht verschließen, daß sie in den Vorstufen zur Ausübung der Malkunst nicht jene Befriedigung fand, die sie erhofft hatte. Heimlich, ohne mit Klara darüber zu reden, sehnte sie sich nach all den kleinen häuslichen Sorgen, die ihr so entwürdigend erschienen waren. Aber sie hielt tapfer aus. So ohne weiteres konnte sie doch nicht zurück, ohne sich vor ihrem Gatten lächerlich zu machen, jetzt, nachdem sie mit der Bestätigung ihrer Begabung vor ihm geprunkt hatte, einer Begabung, die der schöne Rigo täglich von neuem hervorhob. Ob es ihm ernst damit war? Ob er sie nur täuschte, um Geld zu gewinnen? Armut und Dürftigkeit, die sie in Klaras Umgebung kennen gelernt hatte, machten diesen Gedanken nahezu gewiß.

Sollte sie nicht doch zu einem der Professoren an der Akademie gehen und sein Urteil hören? War er der Meinung Streichers, dann wollte sie ihn um Rat bitten, um eine Empfehlung an einen tüchtigen Lehrer, statt in der trostlosen Umgebung und in Streichers kubistischem Narrentum. Wenn es mit ihren Anlagen doch zu nichts reichen konnte, dann war es das beste, wieder heimzufahren, ohne sich durch offenen Mißerfolg vor ihrem Mann erst nach langen Monaten bloßzustellen. Unwillkürlich preßte sie beide Hände aufs Herz, um die stürmischen Empfindungen, die solche Gedanken in ihr erregten, zu unterdrücken.

Rasch, wie es in ihrer Natur lag, eilte sie an die nächste Fernsprechstelle und fragte an, wann einer der Herren Professoren zu sprechen sei. Klara nahm sie nicht mit. Unter dem Vorwand, sich ausruhen zu wollen, verabschiedete sie sich nach Tisch von ihr und fuhr nach der Wohnung des Professors, dessen Adresse man ihr von der Akademie aus angegeben hatte.

Ein stattlicher, straffer Mann empfing sie in liebenswürdigster Form und machte sich, nachdem sie ihm ihre Bitte vortrug, an die Prüfung ihrer Zeichnungen und Skizzen. Sie fühlte tief, daß der ernste klaräugige Mann ihr die unbedingte Wahrheit sagen mußte. In diesem Augenblick, so eigen sie selbst dadurch bewegt war, fühlte sie deutlich, daß sie eigentlich nur ein Gefühl erfüllte, die Sehnsucht nach ihrem Gatten und ihrem Heim.

Der Professor klappte mit leisem Lächeln die Mappe wieder zu. „Wünschen Sie ein offenes Urteil, gnädige Frau?"

„Ich bitte darum."

Er legte die Hand auf die Zeichnungen und sagte:

„Was da zusammen liegt, ist Dilettantismus vom reinsten Wasser, ein Dilettantismus, der nicht die geringsten Anlagen verrät."



„Möchten Sie mir das nicht schriftlich geben, Herr Professor?"

Ein flüchtiges Lächeln, ein paar Fragen, und Agathe hielt den schriftlichen Beweis ihres künstlerischen Unvermögens in der Hand. Sie raffte ihre Mappe zu-

sammen. „Halten Sie mich nicht für verrückt, Herr Professor, aber ich bin Ihnen dankbar; ich bin glücklich, daß ich gewiß sein kann, keine Begabung zu haben."

* * *

Am nächsten Mittag waren Agathes Koffer gepackt. Klara war zugegen und sah mit spöttischen Blicken den hastigen Vorbereitungen zu. Zuerst war sie erzürnt gewesen über Agathes eigenmächtiges Handeln, den Unterricht aufzugeben, hatte aber sofort zugestimmt, als sie den Entschluß eiligster Abreise erfuhr.

„Das ist wohl auch das beste für dich," sagte sie, einen ziemlich flüchtigen Abschiedskuß auf die Wange der Freundin drückend. „Sei froh, daß du nicht nötig hast, dich um der aussichtslosen Malerei abzuplagen. Du hättest so wenig damit erreicht als ich."

Am anderen Tag betrat Agathe erleichtert und fröhlich den Boden ihrer Vaterstadt. Über ihre Ankunft hatte sie nichts geschrieben, sich dafür aber einen allerliebsten Überraschungsplan ausgedacht. Daß ihr Mann nicht vor dem Abend heimkam, wußte sie. Einen festlich gedeckten Tisch sollte er vorfinden und sie selbst im rosa Morgenkleid, das sie zur letzten Weihnacht von ihm bekommen.

Sie fuhr mit dem Auto heim. Es war fünf Uhr, wenn sie für das Nachtmahl sorgen und sich umkleiden wollte, hieß es eilen. Sie lief die Treppe hinauf und läutete Sturm.

Marie öffnete. „Um Gottes willen, die gnädige Frau!" stammelte sie mit seltsam erschrockenem Blick und hielt die Tür fest.

„Was ist denn das für ein Empfang? Ich darf doch wohl einmal nachsehen, wie es daheim geht und steht?"

„Gewiß, gewiß! Es ist nur ... ich will es der gnädigen Frau lieber gleich sagen. Der Herr Professor erwartet eine Dame zu Tisch!"

Verständnislos und bis in die Lippen bleich, starrte Agathe sie an. „Was sagen Sie? Mein Mann erwartet eine Dame? Ist es eine Verwandte oder Bekannte von uns?"

„Davon hat mir der Herr Professor nichts gesagt. Er hat bloß ein besonders reiches Essen bestellt, und ich habe genug zu tun, um rechtzeitig fertig zu werden. Gedeckt habe ich schon."

Agathe stieß die Tür auf. Wahrhaftig! Auf dem großen Speisetisch prangte ihr ganzes Silber, die Kristallgläser, das Meißner Porzellan, und das alles für ... für ... Sie hielt an sich, um ein jäh aufsteigendes Schluchzen zu ersticken. Er betrog sie! Im eigenen Hause, in ihren vier Wänden hatte er den Mut, seine Geliebte zu empfangen. Wie sicher mußte er sein, daß sie so bald nicht wiederkommen würde! Nun war alles klar. Sein freundliches Entgegenkommen, als sie, mehr einer trotzigen Anwandlung als einem inneren Bedürfnis folgend, abgereist war, die Spärlichkeit seiner schriftlichen Nachrichten, kurz, sein ganzes Verhalten begriff sie nun. Ein Abgrund von sittlicher Verderbtheit tat sich vor ihr auf. Was hatte sie hier eigentlich noch zu tun? War es nicht das richtigste, wenn sie sofort das Haus wieder verließ, gleichgültig wohin. Irgend ein Winkel, wo sie ihren Jammer begraben konnte, würde sich für sie doch finden.

Mitten in ihrem Elend starrte sie in das Tafelzeug, das im freundlichen Licht gleißte und funkelte. Mit einem Ruck straffte sich ihre zierliche Gestalt, Hut und Mantel flogen in eine Ecke. Nein, sie würde nicht

gehen! Der Platz, wo sie stand, war ihr Heim, das sie als Gattin und Frau gegen den Schimpf, den Hubert ihr antat, zu verteidigen das Recht und die Pflicht hatte. Erst nach gründlicher Aussprache, wenn alles zwischen ihnen erledigt war, würde sie gehen. Früher nicht.

Sie duckte sich in einen Sessel und starrte nach der Tür, die der Erwartete jeden Augenblick öffnen konnte. Zweimal schrillte die Klingel. Das war sein Zeichen.

Sie erhob sich und lauschte vorgebeugt nach der Tür, hinter der das Mädchen dem Professor die Mitteilung machte, daß sie zurückgekehrt sei. Ein kurzes Auflachen, das Agathe gleich einem körperlichen Schmerz empfand, war die Antwort. Hubert trat ein.

Die junge Frau kehrte ihm ihr glühendes Gesicht zu. „Du ... Schamloser! Du hast wohl nicht erwartet, daß deine Frau dir das Schäferstündchen stören würde? Ein guter Engel hat meine Entschlüsse gelenkt. Daß du dir klar bist: solange ich hier bin, kommt kein fremdes weibliches Wesen in meine Wohnung. Wenn ich fort bin ..." Das Herz klopfte ihr bis in den Hals und gab ihrem Zorn eine Wendung ins Wehmütige.

Hubert hörte ihr ohne ein Zeichen auch nur der geringsten Überraschung oder Unruhe zu, er löste nur ihr rechtes Fäustchen, das sich mehr angreifend als liebevoll auf seine Schulter gelegt hatte, sanft ab und sah Agathe mit einem merkwürdigen Blick an.

„Ich dächte, wir könnten auch ruhiger miteinander sprechen. Es tut mir leid, daß deine Rückkehr sich unter so aufregenden Umständen abspielt," er betonte das letzte Wort, „aber ich kann der erwarteten Dame leider nicht mehr absagen, sie ist schon hier."

„Wie, sie ist da? Du hältst sie verborgen, Unwürdiger!"

„Ich halte sie nicht verborgen. Wenn du dich gefälligst umwenden willst ...“ Ohne ihre Zustimmung abzuwarten, drehte er sie herum, so daß sie gerade dem



großen Spiegel gegenüberstand, in dem sie nur sich selbst und Hubert, der lachend hinter ihr stand, sah.

Fassungslos wandte Agathe ihrem gar nicht eingeschüchtert dreinblickenden Gatten das Gesicht zu.

„Hubert — belüge mich nicht! Die Dame, die du erwartest ...“

„Bist du, meine eigene Frau, jawohl! Meinst du denn, ich ließ dich so ganz frank und frei in München herumlaufen? Ich habe alles, was du triebst, erfahren, auch die Absicht deiner Ankunft für heute. Bin ich nicht ein ausgefeimter Schlingel?“

Mit einem Seufzer warf sich Agathe in die Arme, die sich ihr zärtlich entgegenstreckten. „Ich glaube dir,“ flüsterte sie, „ich gehe auch so bald nicht wieder fort!“

Er lachte hell auf. „Das soll mir nur lieb sein.“

„Du hast mich noch lieb?“

„Es geht. Ein bißchen verwundert bin ich nur, daß du so schnell wiedergekommen bist. Hat dir das Malen so wenig Freude gemacht?“

Sie sah mit ruhigem Blick zu ihm auf. „Du hattest doch recht! Ich bleibe bei dir. Ich will nichts mehr davon hören, Malerin zu werden. Es — es ist doch nur ein Notbehelf.“



Ich gab mein Leben!

Roman aus dem Jahre 1914 von Henriette v. Meerheimb

(Fortsetzung und Schluß)

Am Mittag des dritten Reisetages hielt der Zug endlich in Pedkuhnen. Isabels Dank erwiderten die Offiziere herzlich mit ihrem eigenen Dank für die Freude gemeinsam verlebter Stunden und für die so fühlbar aufrichtigen Wünsche der jungen Frau. Sie halfen ihr noch ritterlich beim Aussteigen und reichten ihr das Gepäck hinaus. Dann stand sie allein auf dem traurig öden Bahnsteig und sah dem entgleitenden Zuge nach.

„Gott schütze euch alle, ihr lieben, prächtigen Menschen!" sagte sie halblaut vor sich hin, während sie um das Stationsgebäude herum zur Straße ging.

„Soll ich die Tasche tragen?" Ein kleiner Junge von etwa zehn Jahren lief neben ihr her. Die nackten Füße klatschten auf den Steinen.

„Ja, da nimm. Ich möchte zum Haus des Rittmeisters v. Königstein. Weißt du, wo der wohnt?" fragte Isabel.

„Doch, Königsberger Straße Nummer 8."

„Sind die Ulanen noch hier?"

„Schon lange fort!"

Isabel blieb stehen. Wozu sollte sie dann noch in die leere Wohnung gehen? Der Anblick der vertrauten Möbel und Einrichtungsgegenstände würde sie nur schmerzen. Vielleicht aber hatte Joachim einen Brief für sie hinterlassen? Oder das Kind war noch da?

„Führe mich in die Königsberger Straße," befahl sie dem Jungen.

Rasch gingen sie durch die menschenleeren Straßen, über den Marktplatz. Welch eine Stadt! Eng, klein,

winklig, abscheulich! Hier hatte Joachim es ausgehalten all die langen Monate über, ohne eine Klage! Ein preußischer Offizier klagt nicht, weder über die Garnison, in die er versetzt wird, noch über die Frau, die ihn verlassen hat!

Das Haus Nummer 8 lag verschlafen, mit geschlossenen Läden im breiten goldenen Sonnenlicht. Eine alte Frau, mit einem Tuch um den Kopf, die das langgewachsene Gras des Vorgartens abschnitt, ließ sich endlich herbei, die ihr anvertrauten Schlüssel herauszugeben. Isabel hieß den Jungen unten im Hausflur warten und ging allein durch die Wohnung. Eine heiße, mit Kampferdüften erfüllte Luft schlug ihr entgegen. Gespensterhaft starrten die mit grauen Staubkappen bezogenen Möbel sie an. In jedem Zimmer bot sich dasselbe Bild der Verlassenheit.

Vor dem Schreibtisch ihres Mannes setzte sie sich eine Weile still hin, und vor dem Bettchen des Kindes blieb sie mit gefalteten Händen stehen. ...

Isabel gab der alten Frau die Schlüssel zurück und erkundigte sich nach einem Wagen. Damit sah's schlimm aus. Alle Pferde waren requiriert; es war kein Fuhrwerk aufzutreiben.

„Wie lange geht man bis Karwinden?" fragte Isabel, entschlossen ihr Ziel zu erreichen.

„Zwei bis drei Stunden," meinte der Junge, belud sich auf einen Wink Isabels mit ihrer Tasche, murmelte zwar etwas von Nachmittagschule, ging aber schließlich doch getrost neben der Fremden her.

In dem glühenden Sonnenbrand dehnte sich die Landstraße endlos. — Isabel bekam in den engen Lackstiefeln brennende Füße. Immer langsamer und schleppender wurde ihr Gang. Erst als der Junge auf

die zwischen Bäumen hervorschimmernden roten Dächer Karwindens aufmerksam machte, ermunterte sie sich ein wenig und musterte ihr Kleid, das staubig und zerdrückt aussah.

Wie ein Bild des Friedens lag das langgestreckte weiße Herrenhaus mit dem schieferblauen Turm zwischen den breitästigen Linden. Vor der Treppe spielte ein kleiner weißgekleideter Junge: Herbert!

Der Anblick ihres Kindes ließ Isabel alle Müdigkeit vergessen. Mit wenigen raschen Schritten war sie bei ihm und sank, unfähig sich länger aufrecht zu halten, in die Knie, beide Arme dem Kleinen entgegenstreckend.

„Baby, Liebling — Mama ist wieder da!"

Aber das Kind, dem sie in den langen Monaten fremd geworden war, blieb stocksteif stehen. Den Hut weit aus der Stirn geschoben, die Händchen auf den Rücken gelegt, sah es die Unbekannte mit weit offenen Augen erstaunt an.

„Herbert, Baby, kennst du mich nicht?" schluchzte Isabel.

Der Kleine erschrak, wandte sich schnell um und lief dem Hause zu, einer jungen Dame entgegen, die eilig die Treppenstufen herunterkam. Es war Britta, die das Kind sorglich in die Arme schloß.

Isabel richtete sich mühsam auf. Britta wich vor ihr wie vor einer Geistererscheinung zurück.

„Ich bin's — Isabel," sagte die junge Frau halblaut.

„Du! Was willst du hier?"

„Zu meinem Mann will ich — zu meinem Kinde!"

„Joachim ist nicht hier, er ist im Kriege. Und das Kind gehört nicht dir, sondern uns," antwortete Britta leidenschaftlich.

„Das Kind gehört mir nicht? Mein Baby, wer will es mir nehmen?" Isabel sah sich wie verwirrt um.

„Keiner hat es dir genommen. Du selbst hast alle Rechte auf Herbert aufgegeben."

„Nie tat ich das. Baby, komm zu Mama!"

Aber der Kleine schüttelte den Kopf und umschlang Britta noch fester.

„Mir gehört er," triumphierte Britta. „Mir hat Achim ihn anvertraut. Hörst du, mir! Ich lasse ihn nicht. Ich gebe dir das Kind nicht. Du bist eine pflichtvergessene Mutter, eine ehrvergessene Frau."

„Was soll das heißen? Was habe ich getan?" fragte Isabel, entsetzt über die Wut, mit der ihr solche Anklagen ins Gesicht geschleudert wurden.

„Das wirst du selbst am besten wissen. Im Beisein deines Kindes mag ich es nicht aussprechen," antwortete Britta verächtlich.

„Ich will meine Schwiegermutter sehen," sagte Isabel gezwungen ruhig, indem sie den Fuß auf die unterste Treppenstufe setzte.

Aber Britta sprang ihr voran die Stufen hinauf und lehnte sich mit dem Rücken gegen die Tür. „Joachims Vaterhaus soll dir verschlossen bleiben! Du hast Schande über ihn gebracht. Geh zurück nach England, wohin du gehörst!"

„Ist das der Grund deines Hasses, daß ich eine Engländerin bin?" fragte Isabel müde. „Das kann ich doch nicht ändern. Laßt es mich nicht entgelten, was meine Landsleute tun. Ich finde es selbst schlimm genug."

„Was du getan hast, ist tausendmal schlimmer: du hast deinen eigenen Mann verraten."

„Ich verstehe dich nicht, Britta."

„Spiel doch keine so erbärmliche Komödie. ‚Isabel hat ohne Vorwissen ihrer Familie mit Mr. Fitz James das Haus verlassen.‘ So telegraphierte dein eigener Bruder an Joachim.“

„Das ist ein Mißverständnis.“

„Rede das leichtgläubigeren Leuten vor!“

„Aber ich stehe doch hier!“

„Vermutlich ließ der bewußte Mister dich sitzen, und jetzt findest du es richtig, dich der deutschen Familie zu entsinnen, da deine englische Sippe nichts mehr von dir wissen will. Ins Haus lasse ich dich nicht!“

„Was soll ich denn anfangen?“

„Das kümmert mich nicht. Komm, Liebling, wir gehen hinein!“ Britta setzte Herbert zur Erde und faßte sein Händchen.

Der kleine Junge wandte sich um. Mit großen Augen musterte er Isabel, die den Hut abgenommen hatte und mutlos ihren blonden Kopf gegen die graue Hauswand lehnte. Etwas in dem hellblonden Haar, das in der Sonne wie Silber flimmerte, mochte ihm eine Erinnerung zurückrufen. „Mammi?“ sagte er ganz leise, wie fragend.

Isabel hob den Kopf. „O mein Kind, mein Kind! Gib mir mein Baby, Britta!“ Tränen stürzten aus ihren Augen. „Ich hab’ ja selber nicht gewußt, wie lieb ich sie habe, Baby und — meinen Mann.“

„Ein bißchen spät erinnerst du dich dessen,“ entgegnete Britta und umfaßte das Kind wieder mit einem Arm, mit dem anderen wehrte sie Isabel zurück. „Rühr ihn nicht an, du ...“

Ein Schrei der Empörung übertönte das kurze, entsetzliche Schimpfwort.

Schrill genug klang es Frau v. Königstein entgegen,

die plötzlich im Rahmen der Haustür stand und trotz widerstreitender Gefühle der Schwiegertochter sogleich die Hand entgegenstreckte.

„Isabel, du! Komm herein, armes Kind! Du siehst krank und müde aus."

„Britta will mich nicht einlassen. Ich sei nicht würdig, dieses Haus zu betreten."

„In diesem Hause habe ich zu befehlen," antwortete Frau v. Königstein ruhig, mit einem mißbilligenden Blick auf das junge Mädchen, das immer noch zu zorniger Abwehr bereit schien.

„Mutter!" Isabel ergriff Frau v. Königsteins Hand und lehnte ihr heißes Gesicht daran. „Glaub du mir! Ich war leichtsinnig, oberflächlich, eigensüchtig; aber ich habe nichts getan, dessen ich mich vor meinem Kinde zu schämen hätte."

„Tante, du weißt von dem Telegramm!" rief Britta dazwischen.

„Ja doch! Trotzdem glaube ich an Isabel," antwortete Frau v. Königstein einfach. „Ich habe es auch Joachim gesagt. Isabel wird uns das alles später erklären, wenn sie sich erfrischt und ausgeruht hat." Sie legte den Arm um die fast zusammenbrechende Gestalt der jungen Frau und führte sie ins Haus. „Mein Kind!" klagte Isabel mit tränenerstickter Stimme. „Britta will mir mein Kind nicht geben."

„Britta, gib Isabel ihr Kind," bat Frau v. Königstein.

„Es ist Achims Sohn, den er mir anvertraute," war die leidenschaftliche Antwort.

„Ja, in Abwesenheit seiner Mutter. Jetzt ist die da, und das Kind gehört ihr."

„Nein, ihm — ihm und mir!" Die blauen Augen

loderten wie zwei Flammen. Sie preßte das Kind so heftig an sich, daß es erschrak und das Gesichtchen zum Weinen verzog.

Frau v. Königstein löste die kleinen Arme und hielt das Kind Isabel hin, die es mit unzähligen englischen Kosenamen nannte und zärtlich küßte. Und Herbert, der plötzlich alle Scheu verlor, antwortete mit ein paar englischen Wörtchen, die er seit Monaten nicht mehr gesprochen hatte.

„Soll er auch noch die Sprache der verruchten Verräter sprechen?“ schrie Britta auf.

„Was kleine Kinder sprechen, klingt immer süß,“ antwortete Frau v. Königstein ruhig.

Britta stürzte fort. Die Tür fiel schmetternd ins Schloß. Isabel zuckte nervös zusammen.

„Sie ist heftig, aber von Herzen gut, und sie liebt unseren kleinen Herbert über alles,“ entschuldigte Frau v. Königstein, während sie Isabel, die ihr Kind nicht aus den Armen ließ, in eine der Gaststuben brachte. „Ich schicke dir May, meine andere Schwiegertochter, zur Hilfe. Wir haben nur noch wenig Dienstboten im Hause. Es muß jetzt alles auf den Feldern und bei der Ernte helfen. May wird dir ein warmes Bad herrichten und Tee ans Bett bringen. Sie ist die geborene Pflegerin. Wir haben hier auch sonst alles für ein Lazarett vorbereitet, denn es wird wohl in unserer Provinz zu schweren Kämpfen kommen. Wir müssen gefaßt und vorbereitet sein.

„Ich möchte dir auch helfen und keine Last machen, Mutter.“

„Das ist recht, Isabel. Aber erst ruhe dich aus. Pflege dein Kindchen allein, dann kann Britta mit uns arbeiten, willst du?“

„Wie gern, und Mutter — hast du Nachricht von Achim?"

„Nein, Kind. Während des Aufmarsches unserer Truppen befördert die Feldpost noch keine Briefe."

„Wenn du Nachricht bekommst, Mutter, sagst du es mir dann gleich?"

„Ja, Isabel, sofort."

„Mutter, du bist gut. Hab' mich auch ein bißchen lieb! Verdient habe ich es nicht, aber ich bitte dich darum."

Frau v. Königstein wußte, was die Worte aus diesem stolzen Munde bedeuteten. Sie zog den hübschen blonden Kopf zu sich herunter und küßte Isabels Stirn.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

May stand im Gewölbe, als die Morgenmilch vom Gutshof gebracht wurde, maß die schäumende, kuhwarme in die irdenen Schüsseln, schöpfte von der gestrigen Abendmilch die Sahne ab.

Auf einem reingescheuerten Tisch von rohem Holz standen allerlei kleine Maschinen, eine zum Fleischhacken, zum Brotschneiden eine, eine zum Zuckerzerkleinern und so weiter. Durch ein Holzgitter sah man in die Äpfelkammer nebenan. Auf strohbedeckten Latten lagerten die schon abgenommenen Frühäpfel, einer schön neben dem anderen. Herber, säuerlicher Duft erfüllte den ganzen Raum.

May sang bei der Arbeit vor sich hin. Sie sah frisch und blühend aus, seitdem sie nicht mehr den ganzen Tag an der Schreibmaschine saß. Sie hielt das Versprechen, das sie Jobst gegeben hatte. Dafür ließ sie sich von der Schwiegermutter die Milchwirtschaft und Speisekammer anvertrauen. Mit Eifer und Umsicht arbeitete sie oft den ganzen Vormittag im Gewölbe, nachmittags mit Britta im Garten.

Außer der Gartenarbeit, bei der sie zugleich Herbert beaufsichtigen konnte, hatte Britta sich bisher nicht um Küche und Speisekammer bekümmert. May sah daher erstaunt auf, als Britta die Tür aufriß und einen großen Korb frischgepflückter Gurken hereinschleppte. Mit finsterem Gesicht stellte sie die Last hin und rollte ein Faß an den weißgescheuerten Tisch.

„Ist's ausgeschwefelt?" fragte sie kurz.

„Ja," antwortete May ganz eingeschüchtert.

„Da, schneide den Dill!" Britta warf ihr ein großes Bündel grünes Kraut über den Tisch zu.

„Was willst du denn tun, Britta?"

„Gurken einlegen."

„Gut, ich helfe dir."

Eine Zeitlang arbeiteten sie schweigend weiter. Britta legte Gurken und Dill schichtweise in die Tonne, streute Salz, goß den Essig darauf, alles mit einem trotzigen Gesicht, die Brauen dicht zusammengezogen, die Augen dunkel vor Erregung.

„Willst du jetzt mit mir zusammen die Wirtschaft besorgen?" fragte May sanft.

„Ja, und nachmittags will ich auf dem Felde mitarbeiten, bei der Ernte helfen, alles — um möglichst wenig das Kind, Isabels Kind, zu sehen."

„Britta, was kann das arme kleine Kind dafür?"

„Nichts!" Die Gurken prasselten in die Tonne, daß der Essig hoch aufschäumte. „Das ist ja das Gräßliche. Ich liebe und hasse das Kind. Ich liebe es, weil es das seine ist, und ich hasse es, weil es das Blut seiner Mutter, das englische Blut, in sich trägt."

„Daran denke ich nie. Für mich ist es einfach ein Kind, ein süßes, unschuldiges Kind, das ich gern pflegen möchte."

„Man hat mir's ja genommen," schrie Britta auf. „Tante Veronika übergab es Isabel, stellte sein Bettchen aus meinem Zimmer fort in das ihre. Sie soll es ohne Hilfe oder Einreden anderer pflegen und erziehen. Also gut, es ist ihr Kind, das mich nichts mehr angeht. Gar nichts, hörst du? Und wenn's ins Wasser läuft, ich ziehe es nicht heraus. Ich rühre keinen Finger darum."

May, der bei Brittas gewaltsamem Hineinschleudern der Gurken der Essig ins Gesicht spritzte, trat etwas von der Tonne zurück. „Du wärst die erste, die ihm nachspringen würde," meinte sie ruhig.

Britta schluchzte kurz auf, antwortete aber nicht.

„Bum ... bum!" Eine kleine Faust pochte von draußen gegen die Tür. „Bum ... bum, aufmachen!"

May öffnete, und der kleine Herbert trippelte herein. Als er sein zusammengerafftes Kittelchen losließ, kollerten ein paar halbreife Äpfel auf den Boden. May hob die Früchte auf.

„Für Tante Britta!"

Herbert lief auf die Gurkentonne los. Wenn er sich auf die Fußspitzen stellte, erreichte er mit seinem Stumpfnäschen gerade den Tonnenrand.

„Was da drin?" Der kleine Zeigefinger tippte auf die nassen Gurken.

„Geh weg!" sagte Britta unfreundlich, ohne ihn anzusehen. „Geh zu deiner Mutter, der gehörst du. Wir können dich hier nicht brauchen."

Das Kind, das von ihr nur Liebe und Zärtlichkeit gewöhnt war, sah sie mit seinen großen braunen Augen erstaunt fragend an.

Britta schob ihn mit dem Ellbogen von der Tonne weg. „Geh fort!" wiederholte sie tonlos, ohne ihn anzusehen. Sie wußte, wenn sie einen Blick in diese

Augen tat, die Augen, die denen des Vaters glichen, dann sank sie vor ihm in die Knie und preßte ihn mit leidenschaftlichen Küssen ans Herz.

Das Kind sammelte seine Äpfel traurig zusammen. „Warum ist Tante Britta böse?" fragte er leise.

May strich ihm übers Köpfchen. „Sie ist nicht böse, Liebling. Sie hat nur viel zu tun. Geh wieder in den Garten. Wir kommen auch bald."

Der Kleine ging gehorsam zur Tür. Immer wandte er noch sein Köpfchen nach Britta um, in der Hoffnung, zurückgerufen zu werden. Aber Britta preßte die Lippen zusammen und sah nicht auf. „Kannst du's jetzt verstehen, daß ich sie hasse, weil sie mir auch noch das Kind genommen hat?" fragte Britta leidenschaftlich, als die kleinen, trippelnden Schritte auf dem Steingang verklangen.

„Nein," antwortete May ernst. „Ich verstehe nicht, wie man jetzt irgend einen Menschen hassen kann. In dieser schweren Zeit sollten wir Zurückgebliebenen uns nur liebhaben und einander alles tragen helfen."

„Du hast gut reden und leicht liebhaben," sagte Britta herb. „Dir gehört der Mann, den du liebst."

„Aber ich weiß ihn doch auch in stündlicher Todesgefahr, Britta. Und ob ich ihn je wiedersehen werde, das weiß ich nicht."

„Das ist gleich. Er war dein. Er hat dir gehört, wenn's auch nur kurz war." Sie sprach nicht weiter und setzte allen Versuchen Mays, ein leichteres Gespräch in Gang zu bringen, hartnäckiges Schweigen entgegen . . .

Der erst so strahlende Sommerhimmel hatte sich im Lauf des Tages allmählich verfinstert. Frau v. Königstein sah beim Mittagessen manchmal besorgt aus dem

Fenster. „Wenn wir doch das Heu trocken herein bekämen. Ich fürchte, es gibt ein Gewitter.“

„Wir wollen alle helfen,“ entschied Britta. „Das heißt natürlich wir, die arbeiten können.“ Ihr spöttischer Seitenblick streifte Isabel.

„Baby auch mit!“ bat Herbert.

„Ja, Baby, Herr v. Rütger und ich wollen mit dem Eselwagen nachfahren und euch Erfrischungen bringen,“ schlug Isabel vor.

Sie nahm sich Herrn v. Rütgers, der ein wenig verlassen und niedergeschlagen in Haus und Garten herumsaß, freundlich an. Morgens las sie ihm die Zeitungen vor und versuchte, ihn zum Schreiben anzuregen. Aber er schüttelte traurig den Kopf. Eine müde Gleichgültigkeit lähmte ihn. Die Ablehnung des Verlegers, vor allem die ungünstige Beurteilung des angebotenen Buches, lasteten auf ihm. Alles, was er tat und sah, woran er teilzunehmen sich bemühte, verursachte ihm unbestimmte und unbestimmbare Qual. Er fühlte sie körperlich, wenn er allein war, wie einen schmerzenden Punkt in der Brust. War er in Gesellschaft anderer, so verschwand dieser Schmerz teilweise, aber nie ganz, und bald stieg die Sehnsucht in ihm auf, wieder allein zu sein, ungestört über seinen Zustand nachgrübeln zu können.

Mays bittende Blicke bewogen ihn dennoch, mit Isabel und dem Kind auch auf die Wiese hinauszufahren. Geduldig nahm er das Grautier, auf dem der kleine Herbert voller Entzücken saß, am Zügel. Isabel, mit einem großen Strohhut, ohne Schirm, ging in kurzem Kleid neben dem Wägelchen her.

Draußen war die Heuernte im vollen Gange. Junge Knechte gab's nicht mehr in Karwinden. Die ganze

Arbeit besorgten alte Männer, Frauen und Mägde mit großen Kopftüchern. Sie rechten das duftende Gras zusammen und auseinander und wieder zusammen, bis es in Haufen und zuletzt in steile Stadeln gerichtet war.

Britta arbeitete am eifrigsten. Ihr Gesicht glühte. Sie begnügte sich nicht damit, wie May das Heu zu rechen, sondern schnitt auch selbst Gras mit der Sichel und half die Stadeln aufrichten. Sie hatte kaum einen Blick für die Schönheit der Landschaft, und doch lag ihr der Sommer im Blute.

Der weißgelbe Roggen stand grell vor dem schieferblauen Gewitterhimmel. Die Halme regten sich leise, wie träumend. In der schweren, vor Hitze flimmernden Luft schwebte das Trillern unsichtbarer Lerchen. Sonne! Sommer! Die Tage schwül, erntereif, arbeitsreich, die Nächte voller Sternenglanz und heißer, unstillbarer Sehnsucht.

Frau v. Königstein und Isabel hatten im Schutz eines großen Heustadels eine weiße Decke mit Steinen beschwert auf die Wiese gelegt, die buntbemalten Tassen und Teller und in die Mitte die Kanne mit Milchkaffee daraufgestellt. Die Mäherinnen mußten eine Pause machen, herankommen und sich ihre Töpfe füllen lassen. Frau v. Königstein sprach mit jeder einzelnen. Die heißen jungen und die runzligen alten Gesichter glänzten bei den herzlichen Worten, mit denen die Herrin lobte.

„Wenn unsere Männer zurückkommen," sagte Frau v. Königstein fröhlich, „sollen sie alles in bester Ordnung finden, was? Niemand darf merken, daß hier nur Frauen gearbeitet haben."

Mit Stolz sah sie über das blühend reiche Land. Soweit das Auge reichte, Karwindener Gebiet, die

Heimat ihrer geliebten Söhne, die ihr Leben im Kriege dafür einsetzten, diesen Heimatboden zu schützen.

„Britta, hör endlich auf und setze dich zu uns, trinke Kaffee!“ rief sie der Nichte zu.

Die wollte gehorchen, aber da erspähten ihre scharfen Augen auf der Landstraße den kleinen gelben Postwagen. Ohne Besinnen warf sie Rechen und Sichel hin und stürmte in langen Sätzen über die Wiese.

„Wenn ich sie recht kenne, fährt sie den Wagen mit dem Postboten her zu uns,“ sagte Frau v. Königstein lachend.

Richtig, jetzt hatte sie das langsam trottende Gefährt erreicht, angehalten, sich auf den Sitz geschwungen. Die Peitsche sauste auf den Rücken des braunen Pferdchens, und im raschen Trabe bog das zweiräderige Wägelchen auf die Wiese ein. Alles umdrängte das Gefährt.

Der alte Postbote kletterte umständlich von seinem Sitz, nahm die Tasche heraus und zog Zeitungen und Briefe hervor.

Drei Feldpostbriefe! Die ersten! Ein ganz kurzer von Achim an die Mutter, ein längerer von Jobst an May und ein dickes Schreiben von Kracht für Britta. Frau v. Königstein las Achims kurzen Bericht, die Grüße für alle und den Kuß für Klein-Herbert laut vor.

„Nur mich läßt er nicht grüßen,“ sagte Isabel traurig.

„Kind, er kann noch gar nicht wissen, daß du hier bist,“ tröstete Frau v. Königstein freundlich. „Der nächste Brief wird an dich gerichtet sein. Was schreibt denn Jobst, May?“

„Er ist gesund,“ sagte die junge Frau leise. Ihr Gesicht war rosig. Die blauen Augen lachten durch Tränen.

„Und du, Britta, willst du Krachts Brief nicht öffnen?“

„Das hat Zeit bis nachher." Britta schob den Brief ungelesen in die Tasche.

Frau v. Königstein schüttelte den Kopf, aber sie sagte nichts weiter, sondern faltete die neueste Zeitung auseinander und las laut: „Herrliche Siege ... Lüttich ist gefallen ... Unser prachtvolles Heer ... seine genialen Führer ... Ohne lange Belagerung ist diese starke Festung im Sturm genommen worden."

Alle umdrängten sie, alle freuten sich und jubelten, nur der Postbote stellte mit betrübter, kummervoller Miene die geleerte Kaffeetasse auf die Decke zurück.

„Nun, Steffens, wo fehlt's denn?" fragte Frau v. Königstein gutmütig. „Heute müssen Sie auch fröhlich sein. Sie haben uns so herrliche Siegesnachrichten gebracht. Dazu sieht man doch nicht aus wie drei Tage Regenwetter!"

„Gnädige Frau, in Pedkuhnen jubelt man nicht," antwortete der Alte geheimnisvoll.

„Weshalb denn nicht?"

„Man sagt, die Russen hätten schon die Grenze überschritten und wollten in unsere Provinz einfallen. Gott verschone uns! Wenn das wahr ist, dann kommen wir alle nicht mit dem Leben davon."

Frau v. Königstein erblaßte leicht. „Auf einen Einfall müssen wir immer gefaßt sein," sagte sie dann so ruhig als möglich.

„Die Kosaken sollen schlimmer wie Mordbrenner sein, alles verwüsten, schänden und niedermachen. Da bleibt in Karwinden kein Stein auf dem anderen."

„Abwarten, Steffens — abwarten!" Ein zitternder Seufzer hob Frau v. Königsteins Brust, während sie über das blühende Land sah und auf alle die Frauen und Mädchen, die mit Lachen und Singen die liegen-

gebliebene Männerarbeit verrichteten. Das konnten sie; aber sich gegen Barbarenhorden, gegen bestialische Roheit verteidigen ... Und auf ihr lag die Verantwortung für alle diese jungen Leben! Zum ersten Male kam ihr diese schöne, erhebende Aufgabe wie eine erdrückend schwere Last vor.

Um niemand ängstlich zu machen, bat sie den Postboten, zu schweigen, übergab Britta die Aufsicht und wandte sich zum Gehen. Isabel mit dem Kind und Herr v. Rütger schlossen sich an. Aber der Kleine kam ihr bald zu langsam vorwärts. Innere Unruhe trieb sie. Sie ließ die drei zurück und ging eilig allein durch die Dorfstraße.

Die Kinder spielten und lärmten vor den Häusern, die Kleinsten wurden in Holzwägelchen herumgefahren, ganz alte Mütterchen spannen auf Bänken vor den Haustüren. Um die Fenster der Dorfhäuser schaukelte gelbrote Kapuzinerkresse ihre langen Ranken, rote Geranien und bunte Fuchsien verschwendeten ihre Blütenpracht. In den kleinen Gärten wucherten Georginen, Astern, Sonnenblumen lustig durcheinander zwischen Salat und Kohlköpfen. Alles atmete bescheidenen Wohlstand und Zufriedenheit, errungen durch Tüchtigkeit und zähen Fleiß.

„Herr Gott behüte uns!" Der Stoßseufzer rang sich aus tiefstem Herzen über die Lippen der Gutsfrau, während sie die Grüße der ahnungslosen alten Frauen und der Kinder erwiderte.

Aus einer offenen Scheune, in der er selbst Hafer gesiebt hatte, kam ihr der Inspektor mit abgezogener Mütze und leicht gesenktem Graukopf entgegen.

„Was haben Sie Neues gehört in Pedkuhnen, Martens?" fragte Frau v. Königstein ruhig. „Sie werden nicht lange zurück sein."

Der alte Mann pustete Staub und Hacheln vom Sieb und gab ein wenig stotternd Bescheid: „Es sind nur Gerüchte, gnä' Frau!"

„Davon erzählte der Postbote schon."

„Es kamen Extrablätter, in denen hieß es, Insterburg sei bereits von den Russen besetzt und sie marschierten in der Richtung auf Pedkuhnen zu. Gnä' Frau, sind die erst in Pedkuhnen, haben wir sie in zwei Stunden auch bei uns. Was dann?"

Frau v. Königstein dachte eine Minute nach. „Verteidigen können wir uns ebensowenig, wie uns vor ihnen verstecken," sagte sie ernst. Je näher die Gefahr rückte, um so ruhiger und mutiger wurde sie. „Wertpapiere, Gold habe ich nicht im Hause. Das Silber kann zum größten Teil vergraben werden. Im Hause werde ich alles einrichten wie für eine Masseneinquartierung. In den Scheunen kann Stroh geschüttet werden. Wenn wir's ihnen recht gut geben, werden sie uns vielleicht schonen."

„Gnä' Frau, die Kosaken schonen keinen. Kriegen wir die, dann ist's aus mit Karwinden."

„Martens, noch lebt ein Gott im Himmel! Unser Heer schützt uns."

„Ja ja . . ."

Der alte Inspektor seufzte tief, und das klang nicht sehr zuversichtlich. Aber er stand seiner Herrin treu zur Seite, die in den nächsten Tagen alles für die unwillkommenen Gäste vorbereiten ließ.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Pferdegetrappel und helles Wiehern, Kommandorufe, Flüche, Schimpfworte in russischer Sprache, Peitschenknallen, rohes Lachen und gellendes Weibergekreisch ohne Ende. Die Kosaken lagen in Karwinden!

Drei russische Infanterieregimenter waren durchgezogen. Offiziere und Soldaten hatten es sich in Häusern, Ställen und Scheunen bequem gemacht, unendlich viel gegessen, getrunken, beschmutzt und beschädigt, aber keine Grausamkeiten verübt oder mutwillig alles zerstört. Die russischen Offiziere, die im Gutshause lagen, sprachen sogar, soweit sie sich verständlich machen konnten, ihre Zufriedenheit mit der Aufnahme aus.

Die Kosaken, die auf ihren zottigen Pferden einzogen, als die Infanterieregimenter längst westwärts abgerückt waren, machten ihrem Ruf alle Ehre. Die sauberen Dorfstuben wurden unbeschreiblich beschmutzt, jeder Schrank, jede Kommode wurde gewaltsam erbrochen und nach Wertsachen durchwühlt, trotz der Bitten der weinenden Frauen, an denen die Räuber, wenn sie nichts Kostbares fanden, ihre Wut durch Püffe und Knutenhiebe ausließen. Das Vieh trieben sie aus den Ställen, nahmen die Ständer fort und brachten ihre eigenen Pferde dort unter. In den Scheunen rissen sie das noch unausgedroschene Korn heraus, verwandten es zu Strohschütten, in denen sie sich auch am hellichten Tage mehr oder weniger betrunken herumwälzten.

Den Eintritt ins Herrenhaus hatte ihnen der Anführer schon einige Male mit drohend geschwungener Knute oder vorgehaltener Pistole verwehrt. Er fürchtete, sie könnten Kostbarkeiten stehlen, die er selbst sich anzueignen wünschte. Frau v. Königsteins Versicherungen, daß sie nichts von Gold und Silber im Hause habe außer den notwendigen Eßbestecken, glaubte er auch dann nicht, als Britta, die etwas Russisch sprechen konnte, ihm die Worte der Hausherrin übersetzte.

Mit seinen kleinen geschlitzten Augen schielte er das schöne Mädchen tückisch an. „Will selber sehen!"

Sein Adjutant und der Kosak, der ihn bediente, ein Mensch mit abstoßend rohem Gesichtsausdruck, durchsuchte mit ihm alle Zimmer nach Geld. Obwohl man ihm bereitwillig Schränke und Kommoden aufzuschließen versprach, klemmte er doch rücksichtslos sein breites Messer zwischen Fächer und Schlösser und sprengte das kostbare alte Holzwerk auseinander, weil das nach seiner Meinung schneller ging.

Der Inhalt, der ihm unbrauchbar schien, wurde auf den Boden gestreut. Was sich irgend verwenden ließ, verschwand in abgrundtiefen Taschen.

Frau v. Königstein gab alles bare Geld heraus. Aber ein verächtlicher Fluch war die einzige Antwort auf ihre Erklärung, daß sie wirklich nichts weiter besitze.

Der enttäuschte Kosakenanführer gab seinem Adjutanten einen kurzen Befehl, und bald darauf stürmte eine laut schreiende Bande ins Schloß, etwa dreißig Mann Kosaken, denen ihr Anführer eine „strenge Durchsuchung" aller Räume befahl.

Was nun vor sich ging, erschien der unglücklichen Herrin von Karwinden, die mit ihren Schwiegertöchtern und Britta zitternd in einer Zimmerecke stand, während man den kleinen Herbert mit einem Dorfmädchen in eine entlegene Bodenkammer eingeschlossen hatte, später nur wie ein furchtbarer, unwahrscheinlicher Traum.

In unglaublich kurzer Zeit waren die sämtlichen wohlgeordneten Räume des Hauses in eine Wüstenei verwandelt. Die Bilder wurden von den Wänden gerissen und aus den Rahmen gebrochen. Die Überzüge der Möbel schlitzten die Kosaken mit ihren langen Messern

auf und wühlten mit den Fäusten in den Polstern nach Geld.

Die Erfolglosigkeit ihres Beginnens steigerte nur ihre Zerstörungslust. Ein paar Mann liefen in den Keller, schleppten alle Eßwaren, Flaschen und Weinfässer herbei. Mit den Messern schlugen sie den Flaschen die Hälse ab und tranken ohne Ende. Der Wein floß schließlich in Strömen auf die Teppiche und Dielen herunter. Sie sangen und brüllten, wälzten sich auf den zerfetzten Sofas herum, rissen die Kissen aus den Betten und schnitten sie auf. Die Federn flogen. Zwei Kosaken gerieten in Streit. Eine furchtbare Prügelei begann. Mit Stühlen schlugen sie aufeinander los. Immer mehr mischten sich ein. Peitschen schwirrten, Blut floß. Ein wirres Durcheinander, ein Knäul betrunkener, sich stoßender, schlagender, schreiender Menschen raste durch das Haus. Die Hölle schien losgelassen zu sein.

Der Anführer suchte sich Gehorsam zu verschaffen, indem er alles, was ihm in den Weg kam, mit Faustschlägen und Fußstößen behandelte. Als es ihm nicht gelang Frieden zu stiften, fing er wieder an zu trinken und taumelte endlich auf ein Ruhebett, dessen Polster klaffende Risse zeigte.

„Jetzt sind sie über uns im ersten Stock," sagte Britta, die die vor Furcht fröstelnde May umschlungen hielt.

Über ihnen dröhnten schwere Fußtritte, Türen schlugen auf und zu.

„Um Gottes willen, mein armer Vater ist oben," schrie May. „Ich muß zu ihm ..." Sie wollte aufstehen, aber ihre Knie zitterten so sehr, daß sie zusammensank.

Frau v. Königstein, deren Gesicht weiß, wie versteinert aussah, faßte Isabels Arm. „Wenn dein Kind

oben nur nicht schreit. Wir könnten uns auch mit dem Mut der Verzweiflung nicht helfen. Ich habe alle Waffen schon dem ersten russischen Regimentskommandeur, der hier durchkam, ausliefern müssen, denn er drohte, beim ersten Schuß, der von deutscher Seite fiele, das ganze Gut niederbrennen zu lassen."

„Ich habe noch eine Waffe," entgegnete Britta. „Eine kleine Browningpistole."

„Wo?"

„In meiner Kleidertasche. Ein paar von diesen Halunken knalle ich nieder, ehe ich uns morden lasse." Ihr Blick fiel auf Isabel, die stöhnend die Hände vors Gesicht deckte. Britta riß sie ihr rauh herunter.

„Sieh dich um!" schrie sie die junge Frau an. „Das ist euer Werk! Ihr Engländer habt diese Horden auf uns gehetzt. Da — triumphiere doch! Unser Heim, das Vaterhaus deines Mannes, ist besudelt, zerstört, vernichtet! Vielleicht schlachten sie uns alle noch ab. Aber glaube nicht, daß sie dich verschonen, dich oder dein Kind ... Vielleicht wenn du Englisch mit ihnen redest! In der Sprache der Lügner und Verräter. Gaunersprache verstehen alle Diebe der Welt."

„Um Gottes willen, Britta, schweig!" Frau v. Königstein legte ihre Hand auf den roten Mädchenmund, der diese erbarmungslosen Worte hervorsprudelte. „Wie kannst du in dieser entsetzlichen Stunde Isabel Vorwürfe machen?"

„Sie hat recht!" Die junge Frau sah sich mit Grauen in dem verwüsteten Raum um. „Für die Engländer gibt es keine Entschuldigung. O, ich schäme mich, ich schäme mich, daß ich zu ihnen gehört habe."

„Vater, mein Vater!" wimmerte May.

„Kommt!" Frau v. Königstein richtete sich auf.

„Wir wollen hinaufgehen. Alle! Wenn's sein muß, sterben wir zusammen ...“

Ein Schrei gellte durchs Haus, ein Schrei, der nichts Menschenähnliches mehr hatte in seiner wilden, rasenden Verzweiflung. Ein Lachen folgte, wiehernd, voll brutalen Hohns und teuflischen Frohlockens ... Wieder ein Schrei ... diesmal schon halb erstickt, mehr wie ein Röcheln, ein Ächzen ...

„Vaters Stimme!“

Alle Schwäche fiel von May ab. Sie lief vor den anderen her die Treppe hinauf und riß die Tür zu ihres Vaters Zimmer auf.

Ein schrecklicher Anblick! Der alte Herr lag auf dem Boden und hielt sein umfangreiches Manuskript an sich gedrückt, das er mit irre rollenden Augen und schreiendem Munde zu verteidigen suchte.

Die Kosaken hieben mit Fäusten und Peitschen auf den wehrlosen alten Mann ein, dem die Verzweiflung ungeahnte Kräfte gab. Doch gelang es einem der Kosaken, ihm das Paket aus den krampfhaft zusammengekrallten Händen zu reißen. Die Blätter flogen in Fetzen zerrissen im Zimmer umher.

Die Verzweiflung über sein vernichtetes Werk machte Herrn v. Rütger rasend. Er sprang auf und umklammerte den Hals eines Kosaken mit beiden Händen. Das plumpe Gesicht lief blaurot an. Ein Faustschlag befreite den Kerl. Herr v. Rütger taumelte zurück, Blut lief über sein Gesicht, ohnmächtig fiel er gegen die Wand.

May stellte sich vor ihn hin, um ihn zu schützen. Die Kosaken rissen sie weg.

Frau v. Königstein warf sich dazwischen, zog schnell ihre beiden goldenen Trauringe vom Finger und hielt sie den Unmenschen hin, um sie abzulenken.

Nun umdrängten die Kosaken die Gutsherrin, weil sie noch mehr Gold bei ihr vermuteten. Sie glaubte zu ersticken in dem fürchterlichen Geruch, den diese Menschen um sich verbreiteten. Grobe Fäuste rissen ihr den Rock in Fetzen, um ihr die Taschen zu durchwühlen.

Britta hielt die Hand in den Falten ihres Kleides verborgen. Ihre Finger umspannten die Pistole. Sie war fest entschlossen, den ersten Kosaken, der ihrer Tante ein Leids antat, niederzuschießen, gleichviel was daraus wurde.

Trotz des Lärms, den die schreienden, stampfenden Kosaken machten, drang auf einmal leise, dann immer deutlicher, das Jammern einer Kinderstimme ins Zimmer. Herbert!

Isabels Gesicht wurde aschfarben, als das Schreien plötzlich entsetzlich grell klang, wie in höchster Todesangst. „Mein Kind!“ schrie sie auf. „Sie töten mein Kind . . .“ Mit wankenden Knien schwankte sie zur Tür, trat auf ihr langes Kleid, stolperte, fiel, raffte sich wieder auf und schleppte sich weiter.

Britta zog sie zurück. „Du kannst nichts nützen,“ herrschte sie die Unglückliche an. „Halte die Kosaken auf! Gib ihnen alles, hörst du, alles, was sie verlangen, aber laß sie nicht aus dem Zimmer. Ich rette das Kind. Ich kann schießen und habe eine Waffe bei mir. Du kennst dich nicht aus, ich weiß Verstecke im Hause . . . Bleib, wo du bist!“

„Laß mich — laß mich zu meinem Baby!“

„Närrin du, jede Sekunde ist kostbar!“

Britta riß Isabels Hände von der Klinke und stieß die Tür auf. Von außen drehte sie den Schlüssel rasch im Schloß herum. Für eine Zeitlang waren die Kosaken gefangen; das Zimmer hatte nur einen Ausgang. Aber

wie lange würde die dünne Tür dem Ansturm standhalten? Schon jetzt hörte sie dröhnende Faustschläge und Fußtritte gegen das Holz donnern. Ohne sich dadurch irre machen zu lassen, lief sie die Treppe zum Boden hinauf.

Das Geschrei des Kindes wurde immer lauter und heller. Dazwischen kreischte eine Frauenstimme, rohes Männerlachen gellte darein.

Die Tür zur Bodenkammer war mit einem Beil zerschlagen. Ein Kosak stand mitten in der erbrochenen Kammer. Vor ihm auf einem Tisch saß der kleine Herbert. Das Kind war nur mit seinem Hemdchen bekleidet und schrie fürchterlich vor Angst. Das Dorfmädchen kniete in der Ecke, betend, jammernd, laut um Hilfe rufend.

Als der Kleine Britta sah, streckte er ihr flehend die Ärmchen entgegen. Stromweis liefen die Tränen über das kleine angstverzerrte Kindergesicht.

Der Kosak, der Brittas Eintreten gar nicht beachtete, warf mit einem offenen Messer nach dem Kinde. Haarscharf an dem blonden Lockenhaupt vorbei fuhr die Klinge in das Holz der Wand. Den Löchern in der Holzverkleidung nach, war dieses gräßliche Spiel schon eine Weile im Gang. Der Kosak zog das Messer aus dem Holz und fuchtelte dem Kinde damit vor den Augen herum.

Mit einem Sprung erreichte Britta den Tisch mit dem Kinde, ehe der Kosak nochmals werfen konnte. Mit ihrem Körper deckte sie die kleine Gestalt.

„Wenn Sie noch einmal das Messer hochhalten, schieße ich!" drohte sie auf Russisch. Ihr einer Arm umschlang das zitternde, schluchzende Kind, mit dem anderen riß sie die Pistole aus der Tasche.

Der Kosak wieherte vor Lachen. Die kleine Waffe in der weißen Mädchenhand schüchterte ihn gar nicht ein. Er trat zurück und hob den Arm. Diesmal zielte er genau. Britta stieß den Tisch mit dem Kinde um. Das Messer fuhr klatschend in die Wand.

Im nächsten Augenblick krachte ein Schuß. Der eben noch erhobene Arm des Kosaken sank bleiern herab. Heulend vor Wut wollte er sich auf Britta stürzen — drei Schüsse dröhnten kurz hintereinander — der Kosak schlug lang auf den Boden. Noch ein paarmal zuckte der Körper krampfhaft, dann lag er still, steif ausgestreckt in einer großen Blutlache da.

Britta warf keinen Blick auf den Toten. Ganz ruhig hob sie das weinende Kind auf, wickelte es in eine Bettdecke und stopfte ihr Taschentuch leicht in das offene, schreiende Mündchen.

„Da nimm ihn!“ Sie gab das Kind dem Dorfmädchen in die Arme. „Versteckt euch im Keller hinter den Holzhaufen — du kennst die Falltür! Lauf, wenn dir dein Leben lieb ist! Zwei Schüsse hab' ich noch in der Pistole — vorwärts!“

Der Kleine wand und krümmte sich unter der Decke. Marinka sprang mit ihrer Last in großen Sätzen die Treppe hinunter und verschwand. Es war die höchste Zeit! Mit einem Krach barst unten die Zimmertür, die dem gemeinsamen Ansturm der Fäuste und Stiefel nicht widerstehen konnte. Die Kosaken kamen die Bodentreppe herauf. Der erste, der in die Kammer trat, stolperte über die Leiche seines Kameraden. Die nächsten wollten sich auf Britta stürzen, die hochaufgerichtet gegen die Wand lehnte und die Pistole auf ihre Angreifer richtete. Während sie sich der vorderen Kosaken erwehrte, drängten sich andere hinter sie. Blanker Stahl

blitzte. Bis ans Heft stieß ein alter graubärtiger Kosak ihr das Messer in den Rücken. Ein Blutstrahl schoß hervor.

Britta stöhnte. Die Pistole fiel ihr aus der Hand. Sie stürzte vornüber aufs Gesicht.

Die Kosaken stießen den regungslosen, blutüberströmten Körper des unglücklichen Mädchens mit Füßen. Sie nahmen sich nicht die Mühe nachzusehen, ob sie tot sei oder noch atme. Auch um die Leiche ihres erschossenen Kameraden kümmerten sie sich nicht. Ein Kosak, ein Lebewesen mehr oder weniger, darauf kommt es in Rußland nicht viel an!

„Geschossen hat sie, die deutsche Canaille!" schrien sie. „Jetzt stecken wir das ganze Nest in Brand. Es ist doch nichts mehr drin, was des Mitnehmens lohnte!" Sie polterten die Treppe hinunter.

„Stroh mit Petroleum begießen und hertragen wollen wir," meinte ein Kosak.

„Tölpel!" schrie ihn der Alte an. „Zuerst das Dorf anstecken, dann brennt's hier von selber. Der Anführer ist ja noch im Haus!"

„Um den wär's auch nicht schade," brummte ein junger Kosak, der sich manches Knutenhiebes entsinnen mochte. Das Vergnügen, das Dorf, die gefüllten Scheunen, die Ställe anzuzünden, das lebende Vieh angstvoll in Todesqualen brüllen zu hören, war zu verlockend.

Die Kosaken liefen aus dem Herrenhaus ins Dorf hinein. Ihre eigenen Pferde zogen sie aus den Ställen, dann warfen sie brennenden Zunder und glühend gemachte Zelluloidstreifen, die sie stets im Tornister trugen, ins Stroh. In die Fenster der Bauernhäuser schossen sie hinein und lachten laut zu dem gellenden Jammergeschrei.

In den gefüllten Scheunen brannte das noch nicht ausgedroschene Korn lichterloh. Ein Regen glühender Weizen- und Roggenkörner schwirrte wie Millionen von Leuchtkäfern durch die Luft und trug den Brand weiter. Der Rauch schoß in großen grauweißen Wolken aus den Dachluken. Die Sparren und Balken fingen an zu glühen. Das angebundene Vieh in den Ställen brüllte schauerlich. Die Kühe schnaubten und rissen an ihren Ketten. Beherzte Weiber liefen mit großen Wassereimern herbei, um zu löschen und das Vieh loszuketten — die Kosaken trieben sie mit Peitschenschlägen und Fußtritten zurück.

Der alte Inspektor versuchte, die Feuerspritze in Gang zu bringen. Ein Kosak entdeckte es und band dem alten Mann mit einem Strick die Hände auf dem Rücken zusammen. Die Bande ringsum jauchzte vor Freude über seine vergeblichen Anstrengungen, sich freizumachen.

„Gott strafe sie!" betete der Alte, als er sah, daß helle Flammen aus einer der gefüllten Scheunen schlugen und auf das Dach des Viehstalls übersprangen.

Auf der Landstraße tauchte eine russische Radfahrerpatrouille auf. Ohne sich um das brennende Dorf, die heulenden Weiber und Kinder zu kümmern, fuhren sie eilig auf das Gutshaus zu und nach kurzem Aufenthalt wieder zurück. Laut schrien sie noch den auf der Dorfstraße umherstehenden Kosaken zu. Gleich darauf schmetterte ein scharfes Signal durch Qualm und Aufruhr: zum Sammeln!

Die Kosaken liefen nach ihren Pferden. In wenigen Minuten saßen sie auf und hielten wartend auf der Dorfstraße.

Zum Abschied knallten sie noch ein paarmal in den Haufen der Dorfleute hinein. Dann schwenkte der ganze

Trupp der Landstraße zu, in scharfem Trab, der bald in einen langen Galopp überging. Klappernde Hufschläge, Signale, Kommandorufe verklangen in der Ferne.

Hinter den abziehenden Kosakenhorden flammte das Feuer der brennenden Häuser und Scheunen hoch auf. Rotglühend, wie erschauernd, ging die Sonne über dem eingeäscherten Dorf Karwinden unter.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Frau v. Königstein zog leise den Vorhang zurück. Die Morgensonne schien ins Zimmer. Ein Strahl zitterte über das Bett.

Britta öffnete die Augen. „Die Sonne," sagte sie matt vor sich hin. Ihre Hände zuckten, wie wenn sie den flimmernden Strahl auf der Decke festhalten wollten.

„Stört dich das Licht, meine Britta?" Frau v. Königstein beugte sich über die Kranke. „Soll ich's wieder dunkler machen?"

„Nein, hell, ganz hell — nicht dunkel."

Britta konnte nur sehr leise, mit großer Anstrengung sprechen. Ihre weiche, tiefe Altstimme klang verändert, dünn und hell wie die eines kleinen Kindes. Das Gesicht sah wachsgelb und verfallen aus. Trotzdem nur wenige Tage seit ihrer Verwundung vergangen waren, hätte man sie kaum wiedererkannt: die Schläfen sanken ein, die großen Augen lagen tief in den Höhlen, der nach Luft ringende Mund stand offen, die Lippen sahen von der Fieberhitze zersprungen und rissig aus.

Der Messerstich des Kosaken hatte die Lunge schwer verletzt. Der Ausspruch des Arztes lautete wenig hoffnungsvoll. Aber Frau v. Königstein wollte nicht daran glauben. Sie vertraute auf Brittas Jugendkraft und die sorgfältige Pflege, der sie sich vollkommen widmete.

May hatte genug mit ihrem ganz zusammengebrochenen Vater, Isabel mit dem aufgeregten und infolge der ausgestandenen Angst auch halbkranken Kinde zu tun.

Der obere Stock des Hauses war nicht so verwüstet worden wie die unteren Räume. Ein paar Dorffrauen mit Eimern, Besen, Schrubbern suchten die Ordnung einigermaßen wiederherzustellen. Die anderen Frauen halfen, das wenige gerettete Vieh unterzubringen und zu versorgen.

Das Dorf Karwinden war zum größten Teil heruntergebrannt. Die obdachlosen Familien mußten vorläufig im Gewölbe des Gutshauses und in einer unversehrt gebliebenen Scheune wohnen.

Zwei Mädchen und einen alten Kuhhirten hatten die abreitenden Kosaken erschossen, ein Kind war seiner schweren Verletzung erlegen. Man trug sie gemeinsam zu Grabe. Eine dünne Glocke bimmelte wehmütig.

Britta fragte mit Augen voll Angst: „Warum wird geläutet? Wer ist gestorben, Tante?"

„Die kleine Beate, das Kind des Schäfers; die Kosaken verwundeten sie. Gestern abend dachte ich schon, daß es mit ihr zu Ende gehen würde."

„Tante, du belügst mich," wimmerte Britta. „Herbert ist gewiß gestorben?"

„Herbert lebt und ist unverletzt, Britta. Ich habe dich noch nie belogen."

„Zeige ihn mir, sonst glaube ich dir nicht!"

Frau v. Königstein fürchtete die Aufregung für Britta ebenso wie für den Kleinen. Aber sie merkte, daß ihre Weigerung die Kranke noch mehr erregte.

„Ich will ihn dir holen," versprach sie.

Aber das war leichter gesagt als getan. Der sonst so gutartige Junge war jetzt nervös und eigensinnig.

Weinend klammerte er sich an Isabels Hals fest und wollte sich nicht von der Großmutter anfassen und forttragen lassen. „Dann bringe ich ihn selber," sagte Isabel endlich, als alles Zureden vergeblich blieb. „Ich wollte Britta längst danken."

Frau v. Königstein wußte auch keinen besseren Ausweg.

Geräuschlos drückte sie die Tür des Krankenzimmers auf. Isabel stand mit dem Kind im Arm in der Türöffnung. Die Sonne lag voll auf den Gestalten von Mutter und Kind. Etwas in dem Anblick mußte Britta weh tun. Ihre Brauen schoben sich wie bei einem heftigen körperlichen Schmerz zusammen.

„Nicht Isabel," sagte sie heiser, mit brechender Stimme. „Nur das Kind!"

Sie streckte ihre Hand nach dem Kleinen aus, aber das Kind, durch Brittas verändertes Aussehen erschreckt und wohl gleichzeitig unklar an Entsetzliches erinnert, versteckte laut schreiend sein Gesicht am Halse der Mutter und krallte seine beiden kleinen Hände angstvoll in ihr Haar.

Isabel versuchte vergebens das Kind zu beruhigen. Herbert war nicht zu bewegen, Britta auch nur noch einmal anzusehen oder seine Mutter loszulassen. „Ich kann nichts mit ihm anfangen, er ist noch zu verstört. Aber ich danke dir, Britta, danke dir tausendmal! Du hast mir mein Kind gerettet." Sie trat näher ans Bett trotz Herberts Gegenwehr.

Britta drehte den Kopf zur Seite. „Laß das. Dein Kind kümmert mich nichts. Achims Sohn hab' ich gerettet — er hatte ihn mir anvertraut."

„Britta, verzeihe mir doch!" bat Isabel, erschaudernd beim Anblick des vor wenigen Tagen noch so blühend

schönen Gesichts, das der Tod schon gezeichnet hatte. Die Züge sahen in die Länge gereckt aus. Über den blauen Augen lag ein grauer Schein, wie Spinnweben. Der unruhig flatternde Herzschlag hob die Spitzen des Nachthemdes in zuckenden Stößen.

„Was soll ich dir verzeihen?“ Das kam nur noch schwach wie ein Hauch herüber.

„Daß — ja, daß ich Achims Frau, die Mutter seines Kindes, daß ich — Engländerin bin,“ schluchzte Isabel.

Britta schloß die Augen. „Bitte, geh!“ antwortete sie endlich. Keinen Blick warf sie mehr auf das Kind, das sie so zärtlich geliebt, für das sie ihr Leben eingesetzt hatte.

„Mammi, ich will nicht wieder in das häßliche Zimmer,“ hörten sie das weinerliche Stimmchen des Kleinen draußen bitten, und Isabels beschwichtigende Antwort: „Nein, mein Baby, nie wieder.“

Brittas Mund zuckte. Zwei schwere Tränen liefen langsam über das Gesicht der Sterbenden.

„Britta, meine liebe, süße Britta, weine nicht!“ bat Frau v. Königstein erschüttert. „Du wirst wieder gesund werden, mein Herz. Ich pflege dich, verlasse dich keinen Augenblick. Du hast doch noch dein altes Tantchen, das dich so liebt.“ Sie wagte nicht, Krachts Namen zu nennen, weil sie wußte, der bedeutete nichts für Britta. „Alles will ich verschmerzen, das abgebrannte Dorf, unser verwüstetes Haus, wenn nur du mir bleibst, mein goldenes Herz.“

Britta gab keine Antwort, sie erfaßte nichts mehr. Wie aus weiter Ferne drangen die Worte ohne Zusammenhang an ihr Ohr.

„Hast du noch einen Wunsch, Britta, meine liebe Britta?“ flehte Frau v. Königstein.

Über den gebeugten Kopf der Tante fort sah Britta nach dem Fenster. Vor den Scheiben standen ein paar schneeweiße Wolken im durchsichtigen Blau des Himmels. Langsam zogen sie hin. Ihr Blick folgte der gleitenden Fahrt, sah wie sie sich verschoben und auseinander ins Weite trieben. Ihre Lippen bewegten sich.

Frau v. Königstein horchte mit gespanntester Aufmerksamkeit; ein Liebeswort hätte sie noch hören mögen, ein einziges.

Aber Brittas Gedanken waren weit fort — bei einem anderen ... Ihre Hände griffen plötzlich nach der Bettdecke, zupften und zerrten an der leise knirschenden Seide. Ein Ausdruck namenloser Qual glitt über ihre Züge. Ihr Kopf sank tiefer zurück. Ein Strom hellroten, schaumigen Bluts kam stoßweise über ihre Lippen.

Frau v. Königstein hielt den Kopf der Sterbenden hoch. Ein großer, angstvoller Blick traf ihre Augen. Ein leises Stöhnen noch, das in einem Seufzer verhauchte. Und dann Stille — Friede für ein heißes Herz.

Frau v. Königstein sank vor dem Bett in die Knie und legte ihre Stirn gegen die erkaltenden Hände der Toten.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Knatterndes Gewehrfeuer und Salven, Pfeifen und Heulen der Granaten: bei Tannenberg tobte die Schlacht. Ganz deutlich hörte man in Karwinden den Donner der Geschütze. Versprengte Geschosse flogen bis dicht ans Dorf. Platzende Granaten wühlten in den Feldern tiefe, trichterförmige Löcher.

Von den Turmfenstern aus konnte man mit einem Fernglas die Schlachtlinie sehen. Dünne Rauchwolken bezeichneten sie.

Jeden Augenblick mußte man befürchten, daß eine verirrte Granate bis auf das Dach des Herrenhauses oder ins Dorf flöge und entsetzliches Unheil anrichtete. Aber niemand sorgte sich darum. Alle Herzen schlugen hoch in glühender Dankbarkeit für die nahen Retter. Heiße Gebete stiegen auf für den deutschen Heerführer und seine Armee.

Fieberhafte Tätigkeit herrschte im Gutshause Karwinden. Der ganze untere Stock wurde mit Stroh und Matratzen belegt, Tische wurden weiß gedeckt und mit Verbandzeug gerüstet, in der Küche sorgten viele fleißige Hände für die vor, die kommen sollten.

Die Gutsherrin ließ oft mitten im Schaffen die Hände sinken und sah sich um, ob nicht Britta hereinkäme, ihr zu helfen, sie etwas zu fragen. Dann seufzte sie tief, weil sie daran dachte, daß die unruhigen kleinen Füße, die so manches Jahr hier treppauf und -ab gelaufen waren, jetzt still und steif unter der weißen Seidendecke im Sarge lagen. Hastig wischte sie die hellen Tränen ab, als sie eilige Schritte auf dem Vorplatz hörte.

„Mutter! Mutter!" Das war May, die angstvoll rief.

„Um Gottes willen, was gibt's, Kind?" Frau v. Königstein lief auf den Gang hinaus. „Sind Russen im Anzug?"

„Nein, ich glaube, es sind unsere Truppen!"

Vom Turm aus, den sie hurtig bestiegen, erkannten die beiden Frauen, daß es preußische Ulanen waren, die heranstürmten.

„Mutter, wenn ich von Jobst Nachricht bekäme!" May drückte beide Hände aufs Herz.

„Vielleicht, May! Wir wollen sie empfangen, unsere

Retter, als wenn jeder einzelne von ihnen Jobst selber wäre."

Das Letzte und Äußerste an fürsorglicher Vorbereitung für die eigenen Truppen war nun so bald getan, daß der Gutsinspektor schon eine Viertelstunde draußen am Dorfrand stand, als die Schwadron einrückte.

„Unsere Ulanen! Herr auf hohem Himmelsthrone, das sind ja unsere Ulanen aus Pedkuhnen!" schrie er auf, und lauter noch, als der Rittmeister, der an der Spitze ritt, seinen erhitzten dunkelbraunen Wallach anhielt und dem alten Mann vom Pferde herunter die Hand reichte: „Junker Achim! Unser Junker Achim!"

Der Inspektor sah in das von Pulverdampf und Staub bedeckte Gesicht des Reiters und drückte unter heißen Tränen seinen grauen Kopf gegen die nervige Hand, die seine zitternden Finger umklammerte.

„Hier sieht's bös aus, Martens?" Joachim deutete auf die verbrannten Häuser und Scheunenreste. „War das ein Blitzschlag?"

„Nein, die Kosaken haben's 'runtergebrannt, Herr Rittmeister." Der Alte ging neben dem Pferde her.

„Die Kosaken sind hier eingefallen?" Joachims Augen leuchteten in dem mageren, scharf gespannten Gesicht. „Lebt meine Mutter — mein Kind? Ist nichts geschehen."

„Gnä' Frau und der Kleine sind gesund, Herr Rittmeister."

Etwas in dem Ton fiel Joachim auf. „Was ist sonst? Machen Sie's kurz," befahl Joachim, der aus dem Ton das Verbergenwollen heraushörte.

„Fräulein Britta ist tot," sagte der Alte leise. „Einer von den Kosaken plagte das Kind — sie schoß den

Halunken nieder und wurde dafür von den Bestien erstochen. Der Herr strafe sie!"

„Er strafe sie!" wiederholte Joachim.

Britta war tot! Um sein Kind zu retten, starb sie. Liebe, mutige Britta! Ihr Tod ging ihm sehr nahe. Und doch wunderte er sich über sich selber, daß ihn die Nachricht nicht tiefer erschütterte. Es waren wohl zu viele rings um ihn gestorben in den letzten Schlachten: Freunde, Kameraden, Vorgesetzte, Untergebene, junge, hoffnungsvolle Menschen, alte, bewährte ... Und alle starben mit demselben Mut, der gleichen Ruhe. Auch in seiner Seele hatte noch nichts anderes Raum als der eine Gedanke: „Siegen — oder sterben!"

Er übergab dem neben ihm reitenden Leutnant das Kommando mit den nötigen Weisungen für die Besetzung des Dorfes und ritt im Galopp vor das verwüstete Haus seiner Väter.

Zersprungene Fensterscheiben, zersprengte Türen, verdorbene Möbel, Schutt und Trümmer, wohin er sah. So schnell hatten sich, trotz aller Mühe, die Spuren der Zerstörung nicht beseitigen lassen.

Zornflammend ging er von Raum zu Raum und stand im nächsten Zimmer Isabel gegenüber, die ihm mit schüchternem Lächeln das Kind entgegenhielt.

Achims Gesichtsausdruck wurde nicht freundlicher. „Du hier?" sagte er langsam. Er sah ihr ins Gesicht mit den ernsten, seltsam fragenden Augen, wie sie alle heimbringen, die draußen unzähligemal dem Tod ins Antlitz sehen.

„Achim!"

Isabel ließ das Kind zur Erde gleiten und streckte ihrem Mann beide Arme entgegen.

„Du lebst! Nun ist alles gut. Komm zu mir ...

näher ... ganz nah! Ich hab' dich lieb — ich bin deine Frau! Deine Mutter hat an mich geglaubt trotz des Telegramms. Tu es auch, und du sollst alles erfahren. Ich will sühnen, gutmachen, nur noch für dich und unser Kind leben, wie eine deutsche Frau. Verzeihe mir!"

Seine Arme umschlossen sie. Ihr blonder Kopf lag an seiner Brust. Aber es schien ihr, als ginge keine Wärme von ihm aus, als zwänge er sich und wehre sich gegen sie.

„Du hast das Kind noch nicht geküßt, Achim, unser liebes, kleines Kind, das die Kosaken beinahe getötet hätten!" Isabel preßte die Hände zusammen. „Oh, wenn ich denke, daß die Engländer dies alles über uns gebracht haben!"

Joachim hob das Kind hoch, obwohl es leise widerstrebte. Der Vater kam ihm fremd und unheimlich vor.

„Ein teuer erkauftes Glück!" sagte er halblaut vor sich hin und stellte den Knaben sanft zu Boden.

„Du weißt schon, daß Britta tot ist?" fragte Isabel leise.

„Ja, der Inspektor sagte es mir. Kann ich sie noch einmal sehen?"

„Nein, sie ist schon vor einigen Tagen begraben worden."

Eine lange, bange Minute stand Joachim stumm und regungslos, wie im Gebet. Dann fragte er: „Wo ist meine Mutter, Isabel? Weiß sie nicht, daß ich hier bin?"

„Doch, aber sie wollte, daß wir uns zuerst allein sehen sollten."

„Rufe sie," bat Joachim.

Er setzte sich auf einen der wenigen unzerbrochenen

Stühle, hob das zutraulicher werdende Kind auf seine Knie und spielte mit ihm, bis Isabel mit Frau v. Königstein zurückkam. Lange lagen sich Mutter und Sohn in den Armen.

Isabel wandte sich zum Fenster, um die aufsteigenden Tränen zu verbergen. Joachim küßte die Mutter zärtlicher als sie, seine Frau! Waren es nur die großen Ereignisse, die noch trennend zwischen ihm und ihr standen? Oder gehörte doch mehr dazu als ein paar abbittende, zärtliche Worte, um eine jahrelange Entfremdung auszulöschen? Mit der großen, wahren Liebe, die sie jetzt für ihren Mann fühlte, mußte es ihr gelingen, die seine zurückzugewinnen.

Zuversichtlich zog sie das Kind ans Fenster und zeigte ihm Papas Ulanen, die eben von ihren Pferden absaßen und sich unter die sie umdrängenden Dorfleute mengten.

„Mutter, du kannst stolz auf Jobst sein," sagte Joachim, der der Mutter die unausgesprochene Frage von den Lippen las. „Er ist ein Prachtmensch und -soldat. Jeder von seinen Ulanen geht für ihn durchs Feuer. Wo ist May?"

„Ins Dorf gelaufen, um von Jobst zu hören."

„Die arme May wird enttäuscht sein, daß ich und nicht Jobst das Dorf besetzen mußte."

„Bist du verwundet, Achim?" Frau v. Königstein sah dem Sohn besorgt ins Gesicht.

„Nicht der Rede wert. Ein leichter Hieb über den Kopf." Er nahm den mit der graugrünen Feldkappe bezogenen Tschapka ab.

Isabel schrie auf vor Schreck über die breite, mit geronnenem Blut verklebte Wunde. „Laß mich die Wunde auswaschen. Ich hole schnell warmes Wasser und Verbandzeug," rief sie.

„Du selbst, Mylady?“ Leichter Spott klang durch seinen Ton.

„Nicht so!“ bat Isabel betrübt. „Eine Lady Isabel gibt es nicht mehr. Nur noch eine Isabel Königstein, die dem Vorbild deiner Mutter nachstrebt und dich liebhat!“ Ohne seine Antwort abzuwarten, lief sie fort.

„Auch diese Sinnesänderung bei Isabel danke ich dir, Mutter,“ sagte Joachim bewegt.

„Nicht mir, Achim, dem Krieg, der so furchtbar und so groß ist, so erhebend und einigend dabei.“

„Das kannst du sagen, Mutter, trotz aller Verwüstungen? Deine Lebensarbeit hat dieser Krieg vernichtet. Wie sieht's in Karwinden aus!“

„Schlimm. Aber wir bringen's wieder hoch. Ich fange meine Lebensarbeit nochmal an. Das läßt sich gutmachen. Meine Britta freilich, die kann mir niemand wiedergeben.“

„Nein. Aber umsonst ist sie nicht gestorben!“ Er deutete auf sein Kind, das über die vielen Soldaten jubelte und mit den Händchen gegen die Scheiben klopfte. „Und rächen werden wir ihren Märtyrertod, Mutter. Hindenburg führt uns, die Schlacht steht gut!“

„Wie lange wirst du bei uns bleiben, Achim?“

„Sehr kurz, vielleicht nur wenige Stunden. Doch seid guten Mutes; wir lassen die Russen nicht wieder herein!“

Der Kanonendonner, das Heulen und Pfeifen der Granaten war verstummt. Die Ruhe des Todes lag über dem Schlachtfelde. Von den dunklen Masurischen Seen her gellten die Todesschreie des versinkenden Russenheeres.

Über den Feldern Ostpreußens sang der Sommerwind, und in diesem Rauschen und Sausen klang der Segensruf des Lebens, das unzerstörbar ist.

Ende.



Das eherne Hausgesetz

**Roman aus reichsunmittelbaren Kreisen von
Horst Bodemer**

Es war geschehen, ehe man zugreifen konnte. Vier junge Offiziere des Gardejägerregiments zu Pferde hatten in Zivil bei einem ehemaligen Regimentskameraden, der zur Diplomatie übergegangen war, ausreichend russisch gefrühstückt, von eins bis gegen sieben. Der Gastgeber war zwei Jahre lang zur deutschen Botschaft in Petersburg kommandiert gewesen. Jetzt tat er Dienst im Auswärtigen Amte; er wohnte an der stillen Hohenzollernstraße am Tiergarten. Die scharfen Speisen und viele Schnäpse hatten rote Köpfe gemacht. Sekt war in Strömen geflossen. Sehr, sehr nett war es gewesen.

Als die vier Herren gerade hinaustraten in die frische Winterluft, ging am Hause eine elegante junge Dame vorüber in einer enganliegenden Pelzjacke, den Schleier herabgelassen. Der längste der Herren stürzte auf sie zu, umarmte und küßte sie. Ein Schrei hallte durch den Winterabend, kräftige Fäuste rissen den Attentäter zurück, sein Zylinder fiel in den Schnee.

Der Älteste rief den beiden, die den Übeltäter fest an den Armen gepackt hatten, zu: „In das nächste Auto mit ihm. Fahrt nach Hause und erwartet mich!"

Der Lange wollte sich freimachen und entschuldigen, aber seine Kameraden ließen ihn nicht los, sondern gingen mit ihm dem Augustaufer zu.

Schluchzend lehnte die Dame an dem eisernen Gitter des kleinen Vorgärtchens, am Kinn wurde ihr Schleier naß von Tränen. Der zurückgebliebene Offizier zog den Zylinder und stellte sich vor. „v. Mandelkow, Oberleutnant im Gardejägerregiment zu Pferde in Potsdam.

Und der Ihnen den Schimpf angetan hat, meine Gnädigste, ist mein Regimentskamerad, der Erbprinz Schwebda-Leyenburg-Hohenröthen."

Die junge Dame senkte den Kopf noch tiefer. Leises Weinen wurde hörbar, ihre Schultern zuckten. Mandelkow musterte die vornehme Gestalt. Anscheinend war es eine Dame der Gesellschaft. Ach was, jetzt nur alles ehrlich herausgesagt, das war der einzige Weg, auf dem ein Skandal zu vermeiden war.

„Wir haben da oben bei einem Freunde scharf gezecht. Und wenn Durchlaucht ein bißchen zu viel getrunken hat, dann wird er zärtlich. Wir kennen das von den Liebesmahlen her. Im übrigen ist er wirklich ein lieber Kamerad und ein Ehrenmann, meine Gnädigste. Er wird morgen vor Ihnen und Ihren Familienangehörigen in Uniform erscheinen, um sich in aller Form zu entschuldigen."

„Nein, nein, darauf verzichte ich; Ihre Aufklärung genügt mir vollkommen." Abgerissen, hastig kam das heraus.

„Verzeihung, Gnädigste sind jetzt sehr aufgeregt, nur zu begreiflich! Ein Unrecht versucht man gutzumachen, soweit es eben möglich ist. Sollte Ihr Herr Gemahl oder Ihr Herr Vater, ich habe ja keine Ahnung, wem ich gegenüberzustehen die Ehre habe, diese Genugtuung nicht als zufriedenstellend anerkennen, so zweifle ich keinen Augenblick, Durchlaucht wird auch die weiteren Folgen mannhaft zu tragen wissen."

Die junge Dame warf den Kopf in den Nacken und erwiderte gereizt: „Aber ich wünsche das nicht! Ob ich mich — geschändet fühle, darüber zu urteilen steht nur mir zu. Ich bitte, mich jetzt zu verlassen, damit ich meinen Weg fortsetzen kann."

Mandelkow verbeugte sich und sagte mit fester Stimme: „Natürlich steht Ihnen das frei. Aber es kann mich niemand hindern, Ihnen zu folgen. Es könnte sein, die Aufregungen hätten eine Ohnmacht zur Folge."

„O nein! Darüber machen Sie sich gar keine Sorgen."

„Gut! Also das scheidet aus. Bleibt das andere. Und wenn ich Himmel und Hölle in Bewegung setzen sollte, ich muß Ihren Namen und Ihre Wohnung erfahren, damit mein Regimentskamerad das tun kann, was von einem Ehrenmann unbedingt gefordert werden muß."

„Aber ich sagte Ihnen doch schon — für mich ist die Angelegenheit erledigt."

Da trat Mandelkow zur Seite und verbeugte sich. „Bitte, meine Gnädigste!"

Sie wollte gehen, die Kniee zitterten ihr. Alle Kraft riß sie zusammen. Aber nach wenigen Schritten mußte sie stehen bleiben. Und der da zehn Meter hinter ihr ging, blieb auch stehen. Ein rasendes Stechen fühlte sie im Kopfe, ihr Herz schlug zum Zerspringen. Was ging das Schicksal doch für absonderliche Wege. Natürlich hatte sie Erwein Schwebda gleich erkannt. Die Lippen hatte er schon vor zwei Jahren geküßt. Todfeinde waren die Väter — Todfeinde! Und der ihr da folgte, brachte sie noch um den Verstand. Also weitergegangen; hoffentlich stieß sie bald auf ein Auto. Aber nach wenigen Schritten mußte sie sich gegen eine Hauswand lehnen. Und nun trat dieser Herr v. Mandelkow schon wieder auf sie zu.

„Sie sehen, Gnädigste, es geht nicht. Bitte, nehmen Sie meinen Arm. Da vorn am Augustaufer halten immer Droschken, ich weiß es."

Nach dem Arm griff sie, weil sie fürchtete hinzu-

schlagen. Der Schnee war so klitschig. Und Mandelkow erfuhr doch, was er wissen wollte, weil sie zu hilflos war. Langsam, Schritt um Schritt, führte er sie zur Haltestelle. Sieben Auto standen da. Ein Entrinnen war vollkommen unmöglich. Da nannte sie ihre Wohnung.

„Fahrer, Uhlandstraße 207. Und daß ich Sie begleite, nehmen Sie wohl an, meine Gnädigste?"

Sie entgegnete nichts. Er stieg mit ein, brachte sie bis zum Lift und klingelte nach dem Pförtner. Wieder zog er den Zylinder. Ein stummes Neigen des Kopfes. Er blieb stehen, bis der Aufzug mit dem Alten wieder herunterkam.

„Ich habe der Dame einen Gefallen erweisen dürfen, sie war einer Ohnmacht nahe. Bitte, wie heißt sie?"

„Fräulein v. Zwehren! Wohnt im dritten Stock rechts, mit ihrem Vater, 'nem früheren Rittergutsbesitzer."

„Danke."

Ein Dreimarkstück lag in der Hand des Pförtners; Mandelkow fuhr mit dem Auto nach dem Bahnhof Zoologischer Garten und von dort aus nach Potsdam.

Als er die kleine Villa in der Weinmeisterstraße, die Erbprinz Erwein Schwebda allein bewohnte, betrat, fand er seine beiden Regimentskameraden, den Grafen Menkin und den Baron Schwersenz, noch dort.

Der Erbprinz stürzte auf ihn zu. „Du — was war das für eine Dummheit von mir!"

Schwebda war bleich. Nervös hatte er die Oberlippe mit dem kurzgehaltenen blonden Schnurrbart zwischen die Zähne gezogen; in den grauen Augen lag eine ängstliche Frage.

„Eine grandiose Dummheit war's sogar. Ich denke, nun hast du genug Lehrgeld gezahlt. Hoffentlich ist der

Schaden wieder einzurenken; mein Möglichstes hab' ich getan. Sehr vernünftig war die junge Dame übrigens." Das volle, bartlose Gesicht Mandelkows straffte sich. „Es ist furchtbar peinlich, wenn man einer Dame der Gesellschaft so gegenübersteht."

Schwebda legte die langen, schmalen weißen Hände an seine Schläfen. „Du weißt ihren Namen?"

„Natürlich! Eher hab' ich sie nicht aus den Fingern gelassen. Ich mußte sie übrigens bis zum Auto führen, so stak ihr der Schreck — und die Schande in den Gliedern."

„Herrgott, Herrgott," sagte der Erbprinz und lief durchs Zimmer. Er sah dabei flüchtig einmal nach Menkin und Schwersenz hin. Die saßen mit steinernen Gesichtern in den Klubsesseln und blieben stumme Zeugen. Viel reden hatte jetzt keinen Sinn. Gehandelt mußte werden. Und Mandelkow war nicht nur der Älteste von ihnen, sondern auch der Klügste.

„Nun bleib doch endlich einmal stehen," sagte Mandelkow ärgerlich. „Danke Gott, daß du eine so vernünftige Dame erwischt hast, sonst wär' der Skandal fertig. Also du wirst sie morgen mittag, natürlich in Uniform, vor ihrem Vater um Verzeihung bitten. Sie wollte darauf verzichten. Überhaupt hab' ich meine liebe Not mit ihr gehabt; ich ließ aber nicht locker. Wer du bist, hab' ich ihr doch sagen müssen."

„Und wie heißt sie?"

„Ein Fräulein v. Zwehren."

Schwebda taumelte gegen die Wand. „Die Annemie," schrie er. „Mein Gott, die herrliche Figur; ich hätt' mir's denken können." Auf einem Stuhl brach er zusammen.

„Also deshalb," sagte Mandelkow, „also deshalb,"

und sah Menkin und Schwersenz an. Vor zwei Jahren hatte eine Liebesgeschichte gespielt, bei der Schwebda anscheinend der Leidtragende gewesen war. Näheres wußte man nicht. Nun war man im Bilde. „Dich hat sie gleich erkannt,“ fuhr Mandelkow fort. „Begreiflich, daß sie das — stürmische Wiedersehen sehr mitgenommen hat. Morgen früh beim Dienst sehen wir uns wieder. Kommt, ihr beiden. Unter solchen Umständen werde du allein mit dir fertig. Reißen alle Stränge morgen, dann steh' ich natürlich zu deiner Verfügung. In den dienstfreien Stunden werd' ich im Kasino oder zu Hause zu finden sein. Na, na, na,“ freundlich klopfte er Schwebda auf die Schulter, „nimm dich zusammen; du wirst dich in diesem Herrn v. Zwehren auskennen.“

Die drei drückten ihm die Hand und gingen.

Die flache Hand gegen die Stirn gedrückt, saß Schwebda eine halbe Stunde lang regungslos. Endlich kam Ordnung in seinen Kopf. Ein regelrechter Katzenjammer stellte sich ein, von den russischen Schnäpsen, dem Sekt — und der Tollheit. Wahrhaftig, er kannte sich in dem alten Zwehren aus. Der griff mit Wonne zum Revolver, um eine alte Rechnung zu begleichen, an der er leider nicht völlig schuldlos war. Und vor dem Revolver stand er wehrlos. Denn Annemies Vater über den Haufen knallen — das brachte er nicht fertig. Ja, die Annemie! Die herzige Annemie! Morgen früh war natürlich ein Brief von ihr da, in dem stand: „Ich verzichte auf Ihr Kommen, Durchlaucht! Oder: auf Dein Kommen, Erwein.“ Gott, das war ja so ganz gleichgültig. Aber drei waren dabei gewesen bei der verrückten Küsserei — und mit den dreien war nicht zu spaßen. Die sagten zu ihm, wenn er den Weg nicht gehen wollte: „Die Verzeihung der

Dame langt nicht, auch den Vater hast du um Verzeihung zu bitten, Schwebda, darauf muß bestanden werden, denn Fräulein Annemarie v. Zwehren steht unter dem Schutze ihres Vaters. Ob er die Verzeihung gewährt, ist seine Sache. Darum kommst du nicht, auch nicht unter den nun einmal obwaltenden Umständen. Das ungeschriebene Gesetz, nach dem sich die zu richten hatten, die sich für die Blüte der Nation halten! Und wenn dieses Gesetz auch Unsinn war, man hatte es zu erfüllen — und blieb auf dem Kampfplatz oder verschwand später auf kürzere oder längere Zeit auf eine Festung. Dann war man auf einmal wieder „Staatsbürger" und wurde dafür bestraft, daß man das ungeschriebene Gesetz der Ehre erfüllt hatte. Ha, schon egal! Die Suppe mußte ausgelöffelt werden, und damit die Annemie ihm nicht einen Strich durch die Rechnung machen konnte, der die Unannehmlichkeiten nur noch höher aufgetürmt und doch nichts genützt hätte, setzte er sich hin und schrieb an Herrn v. Zwehren einen ausführlichen Brief, in dem er sich entschuldigte und mitteilte, daß er am nächsten Mittag erschiene, um auch noch mündlich um Verzeihung zu bitten. Den gesiegelten Brief mußte der Kammerdiener sofort zur Post tragen.

— — — — — — — — — — — — — —

Als Annemarie v. Zwehren das Arbeitszimmer ihres Vaters betrat, war sie noch ganz benommen. Sagen mußte sie ihm, was sich ereignet hatte, aber erst wollte sie im stillen Kämmerlein sich genau überlegen, wie das zu geschehen hätte. Denn wenn ihr Vater nur den Namen Schwebda hörte, fuhr er hoch.

An dem großen Tische unter dem mächtigen Kronleuchter saß er. Alle Glühbirnen waren eingeschaltet. Ein Vergrößerungsglas hielt er in der Hand und musterte

einen Kupferstich, hob kaum den schmalen Kopf, den ein weißer, spitz zugeschnittener Bart einrahmte.

„Schon wieder zurück?" fragte er nur.

„Ja, Papa. Gleich nach dem Tee bin ich weggegangen, Ubbelohdes wollten ins Theater, und Margots Bräutigam war auch da. Recht überflüssig käm ich mir vor."

Tiefer beugte sich Herr v. Zwehren über den Kupferstich. „Komm mal her, Annemie, sieh dir die Venus an! Die Armhaltung. Grandios, einfach grandios!"

Ein Zucken lief über ihr Gesicht, rasch trat sie an die Seite ihres Vaters. „Das — das sind ja schon wieder neue Kupferstiche!" Erregt waren ihr die Worte von den Lippen gekommen.

„Ja, Kind, heute nachmittag war Herr Glauert da und brachte die vier; aber nur die Venus taugt etwas. Ich hab' sie natürlich noch nicht gekauft, aber den Stich da, den möcht' ich schon haben, wenn er preiswert ist."

Annemie kniff die zitternden Lippen zusammen und sah hinüber nach den drei großen Schränken, die voller Kupferstiche lagen. „Papa, ich dächte, du hättest nun wirklich genug."

Das bleiche Gesicht des alten Herrn überzog sich mit einer feinen Röte. „Davon verstehst du nichts, Kind! Alles, was da in den Schränken liegt, stellt ein Vermögen dar. Es kommen auch wieder einmal andere Zeiten, in denen man die alte Kupferstichkunst besser zu werten verstehen wird als heute. Sie kündet sich sogar schon an. Da heißt's schnell zugreifen. Ich hab' meine Freude dran. Bin ich nicht mehr, wirst du ein bedeutendes Vermögen aus meiner Sammlung lösen. Aber nicht schleudern mit den herrlichen Sachen, Annemie, nicht schleudern!"

Annemie schloß die Augen. Wie konnte ein Mann so närrisch sein! Als vor zwei Jahren das Stammgut Zwehren in Kurhessen nicht mehr zu halten gewesen war wegen der Sammelwut ihres Vaters, hatte sie einen Sachverständigen aus Kassel kommen lassen, der gewiegteste Kenner von Kupferstichen war es in deutschen Landen. Sein Urteil war hart: „Das meiste fast ganz wertlos! Einige Stiche sind recht gut.“ Als er aber erfuhr, was ihr Vater dafür angelegt hatte, da sagte er nur: „Da sind Sie allerdings tüchtig hochgenommen worden, Herr v. Zwehren. Nicht den fünften Teil werden Sie einmal dafür bekommen.“ Und das Stammgut hatte Fürst Engelbert Schwebda-Leyenburg-Hohenröthen erstanden. Erwein Schwebdas Vater! Jetzt Ruhe, Ruhe, predigte sich Annemarie Zwehren. Überlegt, was nun zu geschehen hatte. Auf den Preis des Kupferstiches, den der Vater haben wollte, kam es nicht mehr an. Heute ganz sicher nicht! Selbst wenn er fünfmal zu hoch bezahlt wurde. Drei Monate, nachdem Zwehren den Besitzer gewechselt, war der einzige unverheiratete Bruder ihrer heimgegangenen Mutter gestorben und hatte ihr ein sehr beträchtliches Vermögen hinterlassen. Mochte der Vater mit den Zinsen anfangen, was er wollte, das Kapital ließ sie nicht angreifen. Und außer seinen Kupferstichen hatte der Vater keine kostspieligen Leidenschaften.

„Papa, ich habe Kopfschmerzen. Du erlaubst wohl, daß ich mich für heute zurückziehe.“

„Aber ja, Kind, selbstverständlich. Gute Besserung!“

Er schaute nicht einmal auf von seiner Venus. Und darüber war Annemarie heute sehr froh.

Das Mädchen hatte ihr Tee und etwas kalten Aufschnitt in ihr kleines freundliches Zimmer gebracht. An

den Wänden hingen ein paar alte nachgedunkelte Ölgemälde, die den Weg aus dem Zwehrenschen Schlößchen in die Berliner Mietswohnung mit hatten antreten müssen. Die hellen Empiremöbel mit den rosa Röschen auf grausilberner Seide waren neu. Annemarie warf sich auf das breite, mit einem Eisbärfell bedeckte Ruhebett am Fenster und begann zu überlegen. Also morgen kam Erwein Schwebda! Sie empfing ihn. Ihren Vater brachte sie schon unter einem Vorwand ein paar Stunden aus dem Hause. Und dann verlosch der letzte Hoffnungsschimmer. Bisher hatte Erwein Schwebda sein Wort gehalten, ihre Pfade nicht mehr zu kreuzen, bis — bis ... Ach, nicht an solchen Frevel denken! Der Fürst, sein Vater, war unerbittlich. „Du, der letzte Schwebda aus deutscher Linie — ein Nebenzweig blühte noch in Österreich — mein einziger Sohn, hast standesgemäß zu heiraten. Du kennst unser Hausgesetz! Heiratest du nicht eine Tochter aus reichsunmittelbarem Geschlecht, so gehen dir die Stammgüter verloren. Franz Joseph Schwebda, der einzige außer dir, dessen Stammbaum noch den Anforderungen entspricht, der Oberleutnant bei den Windischgrätzdragonern in Böhmen, wird Haupterbe. Und für den wollen sich deine Vorfahren seit dem Jahre 1714 — da hatte sich die Nebenlinie abgezweigt — nicht abgearbeitet und die Herrschaft zusammengehalten und erweitert haben. Mancher Herzenswunsch wird nicht in Erfüllung gegangen sein. Eben weil wir reichsunmittelbar haben bleiben wollen, also leg auch du dir die Kandare an!" So hatte der Fürst in ihrer Gegenwart gesprochen und sehr deutlich hinzugefügt: „Ich werde nicht weich, verlaßt euch drauf! Ich darf's ja auch gar nicht werden."

Und dann kam es Schlag auf Schlag. Onkel Friedrich

Karl kam aus Hinterpommern, Zwehren war nicht zu halten, der Fürst Schwebda erwarb es und zahlte leidlich, wohl weil er sie aus der Nähe seines Sohnes weghaben wollte. Der gute Onkel Friedrich Karl. Totkrank war er damals schon gewesen, die ersten Anzeichen der Wassersucht hatten sich eingestellt, kaum konnte er mehr gehen. Die kleinen Kinder fürchteten sich vor ihm. Als blutjunger Leutnant hatte er im Feldzuge 1870 ein Auge verloren, ein Stück von der Nasenspitze fehlte ihm. Und dick war er mit den Jahren geworden wie eine Biertonne. Frauenliebe blieb ihm versagt; da tröstete er sich mit der Rotweinflasche. Die Güter auf dem uralisch-baltischen Höhenrücken waren noch vor vierzig Jahren für ein Butterbrot zu haben gewesen. Es fehlte an Eisenbahnen, und die Wege waren schauderhaft. Dreißig Kilometer weit, bis nach Köslin, hatten sie die landwirtschaftlichen Erzeugnisse mit Pferden schaffen müssen. Da lernt man Rechnen. Und dann hatten eine Vollbahn und eine Kleinbahn die Gegend erschlossen. Die Bodenwerte stiegen schnell; Onkel Friedrich Karl hatte Seide gesponnen. Nur eine erste Hypothek stand auf seinem Gute, das hatte die Landbank übernommen und ihm sechshundertachtzigtausend Mark bar auszahlen müssen, als er auf dem Totenbette die viertausend Morgen große Herrschaft verkauft hatte. Stöhnend hatte er gesagt: „Annemie, das ist für dich. Halt das schöne Geld zusammen, sonst legt's dein Vater in wertlosen Kupferstichen an. Müdes Blut, dein Vater, aber du hast von Mutterseite kampffrohes in den Adern, halt dich an das!"

Der Vater wollte durchaus das Stammgut Zwehren wieder haben. Ohne ein Wort zu sagen, setzte er sich mit dem Fürsten Schwebda in Verbindung; der aber

lehnte durch seinen Güterdirektor kurz ab. Das müde Zwehrensche Blut geriet noch einmal in Wallung, ein heftiger Briefwechsel zwischen den Anwälten beider Parteien folgte, dann jäher Abbruch der fruchtlosen Auseinandersetzung, und seitdem betrachtete der Vater den Fürsten Schwebda als seinen Todfeind. Zeiten kamen, in denen er mit gesenktem Kopf stundenlang durchs Zimmer ging, grübelte und grübelte, wie er dem Fürsten ein Bein stellen konnte. Oder seinem Sohne.

Annemie fühlte einen Stich im Herzen. Nie hatte es der Vater gerade herausgesagt, aber daß er so dachte, erwiesen giftige Bemerkungen, die nur lose mit dem Zwehrenschen Stammgut zusammenhingen. „Kind, ich bin kein Gesellschaftsmensch, bin's nie gewesen, aber du kommst nun in das Alter, in dem ein Mädchen heiraten will. Der Erwein Schwebda ist natürlich für dich abgetan, der leichtsinnige Schlingel, der sich erst einmal genauer über seine Hausgesetze hätte unterrichten müssen. Ach was, Zeitvertreib hast du ihm sein sollen, weiter gar nichts. Und deshalb rückt der Fürst unser liebes Zwehren nicht wieder heraus. Es könnte ja doch die Girrerei von neuem beginnen. Also aus den Augen, aus dem Sinn. Aber der Tag wird schon kommen, an dem ich auch noch mal was zu sagen habe. Er muß kommen! Gerechtigkeit wird's wohl auch noch auf Erden geben."

Versuchte sie dem Vater die Gedanken auszureden, so geriet der sonst ruhige Mann ganz aus dem Häuschen. Also den Vater reden lassen, die Zeit würde schon die Gegensätze mildern. Und wenn dann Erwein Schwebda wirklich kam?

Morgen kam er! Zwei Jahre hatten sie sich nicht gesehen, obgleich sie sich nahe waren all die Zeit. Und

morgen nahm der Vater Rache, wenn ihm dazu Gelegenheit geboten wurde. Das durfte nicht sein. Sie brachte ihn schon aus dem Hause. Aber sie mußte mit Erwein Schwebda reden. Mußte. Damit dieser Herr v. Mandelkow aus dem dummen Streich keine Staatsaktion machte. Sprach man sich offen und ehrlich aus, so lag kein Grund mehr vor, es bis zu einem Zusammenstoß zu treiben, der doch nur Herzeleid hüben wie drüben bringen konnte; denn Erwein Schwebda hob die Pistole nicht gegen ihren Vater. Da kam die Angst, die namenlose Angst. Fieberschauer jagten ihr über den Rücken, im Kopfe hämmerte das Blut. Ach ja, Onkel Friedrich Karl hatte recht, in ihr floß auch zähes hinterpommersches Junkerblut. Und doch mußte jetzt gehandelt werden, schnell, zielsicher. Keine Träne durfte rollen, keine Lippe zucken, wenn sie morgen Erwein Schwebda empfing. Kein weiches Wort durfte fallen, nicht von ihr und nicht von ihm. Sie legte sich zurecht, was sie ihm sagen wollte, immer wieder tat sie es. Aber das Herz schlug weiter seinen stürmischen Schlag, und im Kopfe hämmerte und hämmerte das Blut. Als der Morgen dämmerte, schlief sie ein.

Gegen neun Uhr weckte sie die Stimme des Vaters vor der Tür. „Mach dich schnell fertig, ich habe mit dir zu sprechen!"

Sie fuhr auf, ihre Augen wurden weit; sie begriff: Erwein Schwebda oder Herr v. Mandelkow hatten geschrieben. Daß sie an diese Möglichkeit nicht gedacht hatte, daß ihr der Gedanke gar nicht gekommen war! „Ich beeile mich, Papa."

Sie hielt den Atem an und lauschte. Schritte entfernten sich. Da sprang sie auf die Füße. Jetzt kam es hart auf hart. Wie der Kopf auch schmerzte, wie die

Mattigkeit sie niederdrücken wollte, jetzt galt es, alle Kraft zusammenzunehmen, den zu schützen, der ihr das Liebste war auf der Welt.

Den Kopf in die linke Hand gestützt, las Zwehren immer wieder Erwein Schwebdas Brief. Vier Seiten, eng beschrieben. Von Zeit zu Zeit lachte er höhnisch auf. Da war er, der Tag, auf den er gewartet hatte. Und die Annemie hatte ihm gestern nichts von alledem gesagt. Es gab also noch eine Gerechtigkeit auf der Welt. Der letzte Schwebda aus der Hauptlinie, das einzige Kind, und sein einziges Kind, das noch immer nicht überwunden hatte. Seine Annemie, die Worten vertraute, von denen der Erbprinz doch ganz genau hätte wissen sollen, daß sie Worte bleiben mußten. Nein, ein aufrechter Mann trug die Folgen, wenn dann auch ein österreichischer Windischgrätzdragoner auf den Stammgütern saß. Es blieb den beiden noch genug zum Leben. Reichlich genug. Aber da schlug man sich lieber beizeiten seitwärts in die Büsche. Und nun in Ruhe überlegt, was nachher zu tun war, wenn der Erbprinz erschien. Und den Kopf klar behalten, denn Annemie würde versuchen, Erwein Schwebda zu entschuldigen. Also sich gar nicht erst in ein ausführliches Gespräch mit ihr eingelassen.

Als Annemie eintrat, schwanden ihr die letzten Zweifel. Der Vater stand am Schreibtisch, die linke Faust in die Seite gestemmt; die rechte lag auf dem Briefe.

„Warum hast du mir nicht gesagt, was sich gestern ereignet hat?"

„Weil ich dir den Kopf nicht unnötig schwer machen wollte, Papa."

„Ach so! Na gut. Halte dich bereit; du wirst der Aussprache mit dem Erbprinzen beiwohnen."

„Darum wollte ich dich bitten. Und noch um eines: daß es nicht zu einem Zusammenstoß zwischen euch kommt. Der Erbprinz will ja seine Verfehlung gutmachen.“

„Ah, gutmachen.“ Eine Handbewegung folgte, als wolle Herr v. Zwehren jemand die Tür weisen. „Einen Zusammenstoß wird es heute nicht geben. In einer halben Minute wird einstweilen die Angelegenheit erledigt sein.“

Annemies blaue Augen wurden groß. „Einst—wei—len?“

„Ja! Und nun geh frühstücken und laß mich, bitte, allein, bis der Erbprinz gemeldet wird.“

Annemie saß am Frühstückstisch, den Kopf geneigt, die Lippen zusammengekniffen. Da braute sich ein ganz schlimmes Ungewitter zusammen. Diese Ruhe und diese Entschlossenheit waren ihr fremd an ihrem Vater. „Heute“ würde es keinen Zusammenstoß geben; was sollte das denn heißen? Also erst später. Sie zuckte zusammen. Um Gottes willen, wenn der Vater drohte? Sagte: „Durchlaucht, das ist geschehen. Ich will Zwehren wiederhaben für mein gutes Geld. Bringen Sie mir in acht Tagen Bescheid.“ Das, das wäre eine — Erpressung gewesen. Aber seit Zwehren verloren war, hatte sich der Vater an den Gedanken geklammert: ich will das Stammgut wieder haben. Das Stammgut, auf dem schon seit Jahrhunderten alle Zwehrens den letzten Schlaf ruhen. Da will auch ich begraben sein. Und die letzte Zwehren soll es auch. Aber vorher soll sie Herrin dort sein.

Ein harter Kampf folgte. Sollte sie doch zu ihrem Vater gehen? Von allem Nachdenken schmerzte ihr der Kopf wieder ganz rasend. Nein, nein, sie brauchte ihre

Kraft. Und wenn der Vater eine solche oder eine ähnliche Forderung stellte, dann war sie auch noch da. Erwein Schwebda würde Haltung bewahren und, wenn es sein mußte, Stillschweigen. An die Hoffnung klammerte sie sich.

Punkt zwölf Uhr schrillte die Klingel. Sie ging zu ihrem Vater, der im schwarzen Gehrock mitten im Zimmer stand. Scharf sah sie ihn an, aber sein Gesicht blieb starr. Das Dienstmädchen gab auf silbernem Tablett die Karte ab. Ruhig sagte Herr v. Zwehren: „Ich lasse bitten."

Hastige Schritte, Sporen klirrten, im grünen Koller der Gardejäger zu Pferde, den Helm in der Hand, stand Erwein Schwebda totenbleich an der Tür und verneigte sich. Herr v. Zwehren erwiderte den Gruß nicht, ließ den Erbprinzen auch gar nicht erst zu Worte kommen. Messerscharf kamen ihm die wenigen Sätze aus dem Munde.

„Ihren Brief habe ich erhalten, Durchlaucht. Sie werden sofort zu Ihrem Herrn Vater fahren, ihm Ihre — Schandtat berichten und mir in allerkürzester Frist seine Meinung persönlich zu dieser neuen Verfehlung mitteilen. Weiter habe ich Ihnen vorläufig nichts zu sagen."

Erwein Schwebda tat einen tiefen Atemzug und sah Annemie an, als wolle er ergründen, ob sie mit ihrem Vater diesen Schachzug ausgeklügelt hätte. Die stand da, das Kinn vorgeschoben, mit wogender Brust; rote Flecke brannten auf ihren Wangen. Sie sah den Zweifel aus seinen grauen Augen brechen, ihr war's, als drücke einer ihr die Kehle zu, das Zimmer fing an sich zu drehen, sie taumelte gegen einen Stuhl. Ihr Vater sprang zu und rief: „Daran sind Sie schuld!"

Sporen klirrten. Noch einen Blick auf die zusammengebrochen im Stuhl Sitzende, dann verließ der Erbprinz das Zimmer.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Daß die Dinge einen solchen Lauf nähmen, damit hatte Erwein Schwebda nicht gerechnet. Auf einen harten Zusammenstoß war er gefaßt gewesen, nachdem am Morgen kein Brief von Annemie gekommen war. Das hatte er nicht begriffen; auf sie hätte er geschworen. Sie war noch immer nicht verheiratet, trotz ihrer Schönheit, ihrer nun so günstigen Vermögenslage. Und wenn er sich ihr gegenüber auch für gebunden erklärt hätte, ihr Wort hatte er nicht angenommen. Da war's doch wohl erlaubt, Schlußfolgerungen zu ziehen. Schlußfolgerungen, die für ihn sprachen. Gegen seines Vaters Willen, gegen dessen Ansichten, konnte er nicht an. Schon weil die Ärzte ihm kein langes Leben mehr in Aussicht stellten. Er litt an hochgradiger Arterienverkalkung; alle Aufregungen sollten von ihm ferngehalten werden. Und nun verlangte Herr v. Zwehren, daß er seinem Vater das Geschehnis melden sollte. Wie ein dummer Junge war er von Annemies Vater behandelt worden. Und er war wehrlos gewesen. Was er aber gar nicht begriff, das war Annemies Verhalten. Hatte sie wirklich mit ihrem Vater diesen teuflischen Plan ausgesonnen? Erwein Schwebda lachte bitter auf. Wie durfte er rechten mit ihr? Er, dem sie gläubig ihr Herz in die Hand gegeben, er, der ihr immer wieder versichert, mit keinem Atemzug werde er je an eine andere denken. Und der sie auf der Straße abgeküßt hatte, ohne zu wissen, wer die war, an der er sich verging. Wer so die Herrschaft über sich verlor bei einem leichten Rausch, wie sollte man dem Glauben schenken?

Noch schöner, noch begehrenswerter war sie geworden in den zwei Jahren. Die leichten schwarzen Schatten ließen die blauen Augen noch größer erscheinen. Etwas voller war die hohe, edle Gestalt geworden. Und um den Mund hatte ein Zug gelegen, der Qual verriet. Lieben und diese Qual nicht von ihr nehmen können, das war furchtbar. Der Zusammenbrechenden nicht zu Hilfe eilen dürfen. „Daran sind Sie schuld.“ Jawohl, das war er, er ganz allein. Und die Annemie hatte sicher darauf bestanden, der „Aussprache“ beizuwohnen, um ihm zu zeigen, wie sie um ihn litt. Oder um ihren Vater zu hindern, Worte zu gebrauchen, die nur mit Blut abgewaschen werden konnten. Sie hatte ihn schützen wollen, das war's, und ihm zeigen, wie sie ihn liebte. Trotz allem! Um die letzte Kraft hatte sie die Forderung ihres Vaters gebracht, die sie sicherlich nicht vorher gekannt. Nun, diese Forderung war ergangen, und er hatte ihr Folge zu leisten; die Vergangenheit, der „Überfall“ zwangen ihn dazu. Und wenn er seinem Vater recht schonend sagte, was gesagt werden mußte, so würde hoffentlich ein Ausweg gefunden werden, der alle, wenigstens vorderhand, befriedigen konnte. Wieder lachte er bitter auf. Das war ja Unsinn, sein Vater und Zugeständnisse machen! Oh, verteufelt klug war Herr v. Zwehren. Geschickter konnte sich keiner rächen — und dabei das Recht auf seiner Seite haben.

Vom Bahnhof in Potsdam fuhr er sofort zu seinem Kommandeur und bat in Familienangelegenheiten um einige Tage Urlaub; er wurde ihm bewilligt. Dann suchte er Mandelkow auf. Dem sagte er die volle Wahrheit, verschwieg nichts.

„Verteufelt, verteufelt,“ sagte Mandelkow und ging im Zimmer auf und ab.

Der Erbprinz wurde ausfallend. „Dir verdanke ich die Suppe! Wie Annemie und ich stehen, hätte es dieses Entschuldigungsbesuches wahrhaftig nicht bedurft.“

Mandelkow blieb ganz ruhig. „Dann erst recht, Schwebda. Es wäre feig gewesen, wenn du nicht so gehandelt hättest, wie ich dir vorgeschlagen.“

„Der Vorschlag war starker Zwang, mein Lieber.“

„Ja! Und wenn du nicht durch die nun einmal obwaltenden Umstände in eine solch unangenehme Lage gekommen wärst, die dir zweifellos den Blick getrübt hat — es ist zu verstehen — so müßte ich jetzt recht deutlich werden. Denn nicht wahr, sauber bis an die Fingerspitzen wollen wir drei, die deinen Frevel — jawohl, zuck du nur zusammen, Frevel hab' ich gesagt — erlebt haben, doch bleiben. Also da ist überhaupt nicht drüber zu reden. Es wird nichts so heiß gegessen, als es gekocht wird. Nimm das als Trost auf die Reise mit. Und komm schnell wieder. Bestell mich telegraphisch nach dem Bahnhof in Berlin. Denn die Antwort mußt du Herrn v. Zwehren mit tunlichster Beschleunigung bringen.“

Ärgerlich erhob sich Schwebda. „Erlaube, ich geb' ja zu: bei mir dreht sich jetzt alles im Kopf herum. Aber ich bin doch kein Kind mehr. Was ich getan, für das stehe ich doch gerade. Was hat damit mein Vater zu tun?“ Den letzten Satz schrie er erregt heraus.

„Zieh die eigenartigen Umstände in Betracht. Auf der langen Bahnfahrt wirst du ruhiger werden. Wenn nun Herr v. Zwehren dir die Pistole in die Hand gezwungen hätte? Sein gutes Recht wär's gewesen.“

Da war wieder der Punkt. Über den kam man nicht hinaus. Das war ja das Teuflische. Herr v. Zwehren wußte ganz genau, wenn er die Pistole heben mußte,

dann schoß er hoch in die Luft. Mit zuckendem Gesicht verabschiedete er sich von dem Kameraden.

Nachts um halb zwei Uhr kam er in Leinefelde an. Das Automobil seines Vaters erwartete ihn. Anderthalb Stunden später war er auf dem Stammschloß. Der Kammerdiener empfing und geleitete ihn. Ein paar Fragen, ein paar Antworten. Auf dem Schreibtisch in seinem Wohnzimmer lag ein Brief seiner Mutter. Hastig riß er ihn auf. Nur ein paar Worte standen auf dem Briefbogen. „Ich komme um neun zu dir, Papa geht es nicht gut. Mama.“

Herzlos kamen ihm die Worte vor. Seine Stirn legte sich in Falten. An der Tür stand der Kammerdiener. Fahrer und Leibjäger stellten nebenan den Koffer nieder. Auspacken war unnötig jetzt; er war ja hier zu Hause und fand alles vor wie immer. Nicht die geringste Kleinigkeit würde fehlen. Bis die beiden nebenan sich entfernt hatten, wartete er, dann fragte er den Kammerdiener: „Durchlaucht befindet sich nicht ganz wohl? Ich lese es eben hier. Die Nachrichten in den letzten sechs Wochen waren doch sonst leidlich.“

Zwanzig Jahre versah der Kammerdiener seinen Posten; da kannte er sich aus.

„Das Telegramm hat Durchlaucht ein wenig erschreckt.“

Der Erbprinz zog die Unterlippe zwischen die Zähne, eine tiefe Falte grub sich von der Nasenwurzel quer über die Stirn. Wenn der Vater so leidend war, was geschah dann, wenn er die Wahrheit erfuhr?

„Na, ’s ist gut. Ich danke Ihnen. Ich brauche keine Hilfe.“

Aber der Kammerdiener ging noch nicht; tiefer gruben sich die Züge in sein bartloses, ernstes Gesicht. „Durch-

laucht, Herr Sanitätsrat Messerschmidt kommt jetzt recht oft, angeblich zufällig. Ich halte es für meine Pflicht, das zu melden. Mir scheint, er hat seine Gründe dafür."

„Ich werde ihn morgen fragen, Bielert; ich danke Ihnen. Gute Nacht."

„Gute Nacht, Durchlaucht."

Geräuschlos schloß sich die Tür. Mit vorgestrecktem Kinn sah Erwein Schwebda hinaus in die schwarze Winternacht. Was ihm da der brave Kammerdiener seines Vaters gesagt, war eine taktvolle Warnung. Morgen früh um sieben telephonierte er nach Eschwege an den Sanitätsrat. Der würde ihm schon die Wahrheit sagen. Ja, und wenn es wirklich so schlimm um den Vater stand, was dann? Er konnte doch nicht zu Herrn v. Zwehren fahren und ihm sagen: „Mit meinem Vater kann ich über dergleichen Dinge jetzt nicht sprechen, er ist zu krank." Doch was war das überhaupt für eine Art, ihn in eine solche Lage zu bringen? Für seine Dummheiten hatte er gerade zu stehen. Wenn er das Herrn v. Zwehren sagte, was würde die Folge sein? Scharfe Worte, beleidigende, die Pistole! Verrückt war es, zu verrückt. Und sein Ehrenwort hatte er gegeben, sich in keinerlei Weise mit Annemie in Verbindung zu setzen. Wenigstens nicht, solange sein Vater lebte. Sonst wäre das ein Ausweg gewesen. Aber sein Ehrenwort mußte man halten, selbst in dieser tollen Lage. Blieb die Mutter.

Ach Gott, auf die war schon gar kein Verlaß. Die hatte nie eine andere Meinung gehabt als ihr Mann. Und eine Braut für ihn hatte sie schon ein halbes Jahr zur Hand. Natürlich aus altem, reichsunmittelbarem Geschlecht. Im Herbst war sie sogar mit ihrem Vater zu den Jagden hier gewesen. Eine Schönheit war die Prinzeß Dorothea Hockstein-Rothelmhausen durchaus

nicht. Dafür starkknochig und gesund; eine gute Stamm-mutter. Und sehr vermögend. Zwei Millionen sollte sie gleich mit in die Ehe bringen und jährlich eine ansehnliche Rente außerdem noch beziehen. Zu Zeiten ihres Großvaters hatten die Hocksteinschen Güter unter Zwangsverwaltung gestanden. In Homburg vor der Höhe wurde damals noch Roulette gespielt. Der Erlös aus den geschlagenen Waldungen war über den Spieltisch gerollt. Aber der Sohn und Erbe hatte sich durchgebissen und viel Glück gehabt. Die Spielsäle waren in ganz Deutschland unterdessen geschlossen, und auf dem Hocksteinschen Grund und Boden war Kali erbohrt worden. Fürst Albrecht Hockstein hatte sich die Schätze nicht aus der Hand winden lassen; an feingesponnenen Versuchen dazu hatte es nicht gefehlt. Er war jetzt auf dem Wege, einer der reichsten Magnaten Deutschlands zu werden. Die Wälder waren wieder aufgeforstet und hatten schon eine stattliche Höhe erreicht. Die Prinzeß Dorothea hätte ihn gern geheiratet. Und der geschäftsgewandte Fürst Albrecht wußte ganz genau, was die Schwebdaschen Güter wert waren.... Aber er dachte ja nicht im Traume daran.

Der Erbprinz brannte sich eine Zigarette an und ging im Zimmer hin und her. Schlafen konnte er ja doch nicht. Lieber überlegen, was nun zu tun war. In einen tolleren Hexenkessel konnte so leicht kein Mensch geraten. Unglaublich war's, wie das Schicksal manchmal mit den Menschen Fangball spielte. Er zuckte zusammen. Leise hatte sich die Tür geöffnet. Seine große, überschlanke Mutter stand in einem Spitzenmorgenkleid im Zimmer.

„Erwein, mein lieber Junge. Ich hab's nicht ausgehalten, die Ungewißheit, deshalb bin ich gekommen."

Sie küßte ihn auf Mund und beide Wangen. Der

Sohn schloß die Augen. Die sonst so kühle Mutter auf einmal so zärtlich? Es mußte also sehr, sehr schlimm um den Vater stehen. Er sah ihr in die kalten grauen Augen, musterte das schmale Gesicht, aus dem eine große gebogene Nase mit feinen Flügeln heraussprang. Die Züge um den schmalen Mund schienen tiefer eingegraben. Ihm war's, als griffe eine eisige Hand an sein Herz.

„Mama, steht es denn wirklich schlimm um Papa?"

Sie legte den rechten Arm um seinen Nacken. „Setze dich da in den Sessel, Erwein. Ich habe ernst mit dir zu reden."

Tief seufzend nahm er am Schreibtisch Platz. Die Mutter beugte sich von hinten über ihn und lehnte ihren Kopf an seine Wange.

„Dein Telegramm war Papa nicht zu verheimlichen; es hat ihn sehr aufgeregt. Besonders, da eine Stunde vorher ein langer Brief von mir an dich abgegangen war. Nun muß ich dir's selbst sagen. Und es ist besser so. Ich habe dir geschrieben, du solltest vierzehn Tage Urlaub nehmen."

Erwein zuckte zusammen und sagte hastig: „Jetzt ist das ganz unmöglich. Ich hab' Rekruten. In vier Wochen ist Besichtigung. Ich bin auf höchstens drei Tage gekommen, aber ich hoffe, ich kann morgen abend schon wieder fortfahren."

Fester legte die Fürstin den Kopf an die Wange ihres einzigen Sohnes, härter klammerte sich ihr Arm um seine Schulter. Jetzt sich nur nicht in Nebensächlichem verlieren, denn daß er gekommen war, weil irgend etwas ihn bedrückte, darüber hatte sie nicht den geringsten Zweifel.

„Dann wirst du eben Nachurlaub nehmen, Erwein. Die Gründe werden deinen Vorgesetzten schon einleuch-

ten. Mit dem aktiven Dienst ist es vorbei, du mußt hier bleiben, für immer."

Eine Pause folgte. Der Erbprinz schloß die Augen. Aber seine Mutter sprach nicht weiter. Schließlich fragte er stockend: „Also so schlimm steht's wirklich um Papa?"

„Ja, so schlimm. Und vor seinem Tode will er noch in Ordnung bringen, was unbedingt in Ordnung gebracht werden muß."

Jäh machte er sich frei und sah seine Mutter an. Röte schoß ihm ins Gesicht, der Atem pfiff ihm aus der Kehle. „Das heißt, das heißt — Dorothea Hockstein?"

„Du hast recht, mein lieber Junge. Das habe ich dir heute früh geschrieben. Übermorgen abend kommt sie mit ihrem Vater."

Da warf er die Arme auf die Schreibtischplatte und vergrub den Kopf in die Hände, ein Schüttern ging durch seinen Leib. Die Mutter fuhr ihm liebkosend über das Blondhaar.

„Erwein, lieber Junge, noch immer nicht?"

Er fuhr auf, fuchtelte mit den Händen durch die Luft und schrie: „Hör auf, hör auf."

Das Gesicht der Mutter wurde starr und kalt. Ein harter Zug legte sich um ihre Lippen.

„Willst du deinem Vater die letzten Tage vergällen — verkürzen?"

„Ich kann nicht, Mama, ich kann nicht. Nur das nicht, das nicht."

Die ganz verzweifelt herausgestoßenen Worte machten keinerlei Eindruck auf die Fürstin. Nicht eine Spur von Teilnahme war in ihrem Gesicht zu lesen.

„Keine Kindereien jetzt, Erwein. Du bist alt genug. Du sollst jetzt die Wahrheit erfahren. Deine Mutter hat sich auch einmal fügen müssen, und einem Mädchen

fällt das wohl tausendmal schwerer als einem Manne. Heute bin ich zufrieden, daß es so gekommen ist. Nie hat sich dein Vater über mich beklagen können. Der erste Rausch verfliegt. Und dann — wir sind alte Geschlechter, haben Selbstzucht im Leibe. Da strafft man das Gesicht, mag es dann hochmütig und kalt aussehen, was tut es? Ein jeder Stand hat seine Last. Wir ganz oben haben vielleicht mehr Qualen zu erdulden als die breite Masse, weil alte Kultur unsere Nerven feinfühliger gemacht hat. Es hat alles im Leben seine zwei Seiten, lieber Junge."

Der trocknete sich mit dem Taschentuch die Stirn und sagte dumpf: „Ach so — ach so," ließ sich von seiner Mutter küssen und geleitete sie an ihr Schlafzimmer.

Was nun? Er konnte doch seinen Vater nicht — morden. Ein einziger Weg blieb. Er mußte schleunigst nach Berlin fahren, Herrn v. Zwehren mitteilen, wie es hier stand. Annemie würde es schon nicht zum Ärgsten kommen lassen. Das war fürchterlich peinlich; aber ein Ausweg war es. Und wenn er durchklingen ließ, daß er das Stammgut Zwehren zum Rückkauf zur Verfügung stellte, sobald er in dessen Besitz gelangt war, so würden sich einstweilen die hochgehenden Wogen wohl beruhigen lassen. Um die Klippe kam er nach menschlicher Berechnung. Wie er aber um die andere kam, das wußte er nicht. Der Vater würde auf der Verlobung bestehen. Und wenn er Hals über Kopf abreiste, so waren Erregungen unausbleiblich, die zum Tode führen konnten.

Also erst einmal sich mit dem Sanitätsrat Messerschmidt in Verbindung gesetzt. Er hing an die Türklinke einen großen Zettel, daß er um halb sieben geweckt sein wolle, und legte sich zu Bett. Aber er bezwang den

Schlaf. Als der Kammerdiener seines Vaters pünktlich mit heißem Wasser erschien, zog er sich schon an.

Um sieben Uhr stand er am Telephon. Erleichtert atmete er auf, als er die Stimme des Sanitätsrats hörte. Ein Lichtblick, endlich. Gegen acht wollte er sich mit ihm im Forsthaus Kappel treffen, das nur zehn Minuten vom Schlosse entfernt lag. Als der Erbprinz kam, stapfte der Sanitätsrat schon neben seinem kleinen Schlitten durch den Schnee und löste vorsichtig das Eis aus seinem langen weißen Vollbart. Die Begrüßung war ernst.

„Durchlaucht, ich glaube, wir gehen am besten hier auf der Straße hin und her." Ein Händedruck, ein freundliches Nicken des Erbprinzen, die Worte waren ihm in der Kehle stecken geblieben. Als sie hundert Meter vom Schlitten entfernt waren, fuhr der Sanitätsrat fort: „Ihr hoher Herr Vater hat mich beauftragt, Ihnen die unverblümte Wahrheit zu sagen, Durchlaucht. Nach menschlichem Ermessen wird das Ende sehr bald kommen. Ein Schlaganfall ist jeden Tag zu erwarten. Hoffentlich folgt dann nicht noch eine längere Qual. Vor vier Wochen stand es schon einmal äußerst bedenklich, denn das Herz ist recht angegriffen. Der Anfall grenzte schon an einen kleinen Schlaganfall. Ganz wunderbar, wie sich das Krankheitsbild rasch veränderte. Ein Göttinger Professor wurde noch zu Rate gezogen; er bestätigte meine Diagnose vollauf. Ich habe an Nauheim gedacht. Viel helfen würde es freilich nicht. Durchlaucht hat den Gedanken zurückgewiesen. ‚Im Schlosse meiner Väter will ich sterben', hat der hohe Herr gesagt. Selten habe ich einen Menschen so gefaßt den Tod erwarten sehen, der seit Wochen jede Minute eintreten kann."

Der Erbprinz blieb stehen, seine Augen weiteten sich.

„Aber warum hat man mir denn das nicht geschrieben, Herr Sanitätsrat?"

Der hob die Schultern unter seinem schweren Pelz. „Herzkranke werden eigensinnig, Durchlaucht. Wenn da ein Wunsch nicht Befehl ist, kommt die Erregung, und dann kann der Herzschlag eintreten. Besonders bei einer so selbstbewußten Persönlichkeit wie Ihr hoher Herr Vater, der das Befehlen von jeher gewohnt ist. Das muß alles in Rechnung gezogen werden."

Da hatte der Erbprinz das Todesurteil über seine Liebe gehört. Aber er wollte sich noch wehren, vielleicht konnte ihm der Sanitätsrat helfen.

„Unter so entsetzlich traurigen Verhältnissen besteht mein Vater darauf, daß ich mich morgen abend verlobe?"

„Ja, ja, er will sein Haus bestellen. Nichts vergißt er. Trotz meiner — natürlich sehr sanften — Vorstellungen hat er in der letzten Zeit wiederholt Unterredungen mit dem Notar gehabt. Auf das peinlichste wird alles geordnet sein, wenn der hohe Herr die Augen schließt."

Das war ein Reden um das Wichtigste herum. Der Erbprinz wußte wohl, warum der alte Herr neben ihm das tat. Manches war damals, vor zwei Jahren, durchgesickert, und unmöglich war's auch nicht, daß der Vater mit dem Sanitätsrat darüber vertraulich gesprochen hatte. Das konnte allerdings erst in der allerletzten Zeit gewesen sein.

„Aber auch Freude kann doch töten. Die Verlobung würde meinem Vater Erregungen bringen."

Schon wieder hob der Sanitätsrat die Schultern hoch. „Freilich, freilich, Durchlaucht haben ganz recht. Aber wenn schon einmal gestorben sein muß, wer stirbt

da nicht gern mit einem zufriedenen Lächeln auf den Lippen?"

Überall Mauern. Der Erbprinz fand das Tor nicht, durch das er entschlüpfen konnte. Also drauflos geredet. Der alte Menschenkenner verstand ihn hoffentlich.

„Das, Herr Sanitätsrat, ist ganz unmöglich. Ich bring's einfach nicht fertig. So oder so, am Tode meines Vaters möcht' ich schuldlos sein. Vielleicht, daß der Frühling —"

„Ich bitte um Verzeihung, wenn ich unterbreche, Durchlaucht. Ein schwer Herzkranker will einen Wunsch erfüllt sehen, ein dem Tode rettungslos Verfallener. Da fragt sich's nur: ist der Wunsch überhaupt erfüllbar. Nun, so ungefähr bin ich im Bilde. Seine Durchlaucht, der Fürst Albrecht v. Hockstein-Rothelmhausen ist einverstanden. Das läßt wohl darauf schließen, daß die Prinzessin ..."

„Ach ja — die. Gar kein Zweifel. Aber soll denn ich dabei gar nichts zu sagen haben?"

Zum dritten Male bewegte der Sanitätsrat die Schultern. „Ich darf mir nur erlauben, vom rein ärztlichen Standpunkt meine Meinung zu äußern. Und das habe ich getan."

Mit flackernden Augen sah der Erbprinz den alten Hausarzt an. Der schob schnell seine goldumränderte Brille bis hinauf an die Pelzkappe. Die Gläser waren wohl etwas beschlagen? Nein, wahrhaftig, wie Verzweiflung lag es in den grauen Augen des Erbprinzen.

„Dann, also dann lieber ein Ende mit Schrecken."

„Um Gottes willen, Durchlaucht, seien Sie ein Mann!"

„Eben, weil ich ein Mann sein will, darf ich dieses Verlöbnis nie eingehen. Nie, nie!"

Wer keine Sorgen hatte, der machte sich welche. So war's nun einmal im Leben. Nur nötig war es, über die nächsten Stunden, etwa bis morgen abend, hinwegzuhelfen, dann ebbte die Flut schon von allein ab.

„Ja, Durchlaucht, was soll da ein Mann wie ich dazu sagen?"

„Bitte, sprechen Sie mit meinem Vater. Er soll vorläufig den Gedanken fallen lassen."

„Tut er nicht. In den hat er sich verbissen. Es scheinen da ganz bestimmte Gründe vorzuliegen. Was hilft das alles? Sie sind der Sohn und Erbe. Da heißt's Order parieren."

Nun wußte der Erbprinz ganz genau, wie gut der Sanitätsrat im Bilde war. Er murmelte einen Gruß und wollte gehen. Aber da vertrat ihm der Arzt den Weg.

„Verzeihung, Durchlaucht. Ich bin einmal in der Nähe des Schlosses, da möchte ich Ihrem hohen Vater Guten Morgen sagen. Hm ja, ich hab' zwar nicht die geringste Hoffnung, aber es geht manchmal sonderbar zu; vielleicht kann ich dem hohen Herrn den Gedanken vorläufig ausreden. Und mitteilen werde ich auch, daß ich mit Ihnen über das Krankheitsbild gesprochen habe. Er kennt ja den ganzen Ernst. Nicht mit der Wimper hat Durchlaucht gezuckt, wie ich ihm auf sein Verlangen auch das Schlimmste bekennen mußte. Also zeigen Sie Ihrem hohen Herrn Vater ein ruhiges Gesicht. Darf ich bitten, in meinen bescheidenen Schlitten einzusteigen?"

Der Erbprinz frühstückte und wartete. Weder seine Mutter ließ sich sehen, noch wurde er zu seinem Vater gerufen. Der Sanitätsrat schien recht lange zu bleiben. Hoffentlich war das günstig für ihn. Denn sofort nach der Unterredung mit seinem Vater mußte gehandelt werden. Jede Minute war kostbar.

Endlich nach einer halben Stunde trat ein Diener ein und meldete, daß Durchlaucht zu sprechen sei. Erwein Schwebda erschrak, als er den Vater am Fenster in einem Rollstuhl sitzen sah. Das Gesicht zeigte tiefe Spuren des Verfalls, zusammengesunken saß er in den Kissen, aber der eisgraue Schnurrbart war hochgezwirbelt wie immer. Der Fürst streckte seinem Sohne die zitternde Rechte entgegen.

„Guten Tag, Junge. Du siehst, wie es um mich steht. Also keinen Ärger."

Er nahm sich zusammen, drückte die Vaterhand und beugte sich zum Kuß auf den Mund herab.

„Guten Morgen, Papa. Es ist doch wohl nur ein Anfall, der vorübergeht." Und dann trat er rasch auf seine Mutter zu, die mit dem Sanitätsrat am anderen Fenster stand, begrüßte sie und küßte ihr die Hand. Sie nickte unter Tränen. Der Arzt rückte nervös an seiner Brille und warf ihm einen warnenden Blick zu.

Ungeduldig rief der Fürst: „Komm zu mir, Erwein. Zieh dir einen Stuhl heran; ich hab' mit dir zu reden. Mama und unser guter Doktor sollen zugegen sein; ich hab' das so gewünscht. Ja, also, nun kurz und bündig. Du wirst aus aktiven Diensten sofort ausscheiden, dich morgen mit der Prinzeß Dorothea Hockstein verloben und die Verwaltung der Besitzungen übernehmen. Ich will dir den Wind gleich aus den Segeln nehmen. Ganz andere Pläne hast du, immer noch — oh, ich weiß. Mit denen mußt du aber jetzt fertig werden; denn daß die Stammgüter an Franz Joseph übergehen, das will ich nicht. Und du sicher auch nicht. Also beiß die Zähne zusammen, die Zeiten sind ernst. Auf der ganzen Linie drängt das Volk danach, uns Sonderrecht nach Sonderrecht zu nehmen. Vielleicht kann man es ihm nicht verdenken.

Wir aber stehen auf der anderen Seite. Und ein Lump, wer seine Stellung nicht verteidigt. Man geht nicht ins andere Lager über, das ist feige. Lieber holt man sich Narben. Hol dir deine Narben ehrenvoll und sei deinen Leuten auf allen Besitzungen ein guter Herr. Dir wird das doppelt leicht gemacht, denn du kommst in glänzende Vermögensverhältnisse. Als einziger Erbe und durch deine Heirat. Zwei Millionen und außerdem eine Jahresrente von hundertfünfzigtausend Mark erhält deine Braut. Alle Verhandlungen sind erledigt, klipp und klar ist alles notariell festgelegt. Und ich und deine Vorfahren haben anständig gewirtschaftet. Dein Erbe ist reinlich. So, jetzt muß ich eine Pause machen — du schweige."

Der Arzt reichte dem Kranken, dessen Augen fortgesetzt den Sohn scharf musterten, einen stärkenden Schluck.

Ganz zufrieden schien der Fürst mit seinen Wahrnehmungen nicht zu sein, denn er fuhr fort: „Ich bin kein hartherziger Mensch, Erwein! Heute glaubst du das vielleicht. Aber später wirst du mir danken. Eine Frau, durch die du an Stand sinken, die Heimat verlieren würdest, müßte bald zu einer Kette für dich werden. Wir haben seit Jahrhunderten auf der Höhe gestanden, im Tale der Menschheit würden wir ersticken, elendiglich zugrunde gehen. Unser Blut hat durch unzählige Geschlechter Anschauungen angenommen, die schwer in unseren Zeitläuften aufrechtzuerhalten sind. Ich gebe das willig zu. Du siehst, ich bin nicht weltfremd; aber wir können gegen unser Blut nicht aufbegehren, sonst brechen wir zusammen. Die Welt ist wandelbar, vielleicht schießt unser Weizen wieder einmal üppig in die Halme. Man mag heute darüber lachen. Man hat

über manches im Leben gelacht, und es ist doch Tatsache geworden. Wir wollen die geborenen Führer des Volkes bleiben. Möglich, daß das Volk einmal von selbst wieder nach uns schreit, dann heißt es zeigen, daß wir nicht in den Formen und Anschauungen erstarrt sind, daß wir auch — auf unsere Weise — mit den Zeiten fortgeschritten sind, daß wir aber vor allen Dingen uns erhalten haben: Selbstzucht, Opfermut und die Liebe zur Heimat. Und diese drei Tugenden fordere ich jetzt von dir. Also geh jetzt und schreibe dein Abschiedsgesuch. Begründung: der baldige Tod deines Vaters zwingt dich, die Besitzungen zu übernehmen. Ich denke, Seine Majestät wird die Gnade haben, dich à la suite der Armee zu stellen. Denn wenn der Feind an die Tore pocht, hast du den Degen zu ziehen."

Der Erbprinz erhob sich, verneigte sich stumm vor seinem Vater und ging. Der brach nach der langen Rede vollständig zusammen. Der Arzt und die Fürstin waren sofort an seiner Seite, aber der Kranke winkte mit müder Hand ab. Ein paar Tränen rannen ihm über die eingefallenen Wangen.

„Daß ich dem guten Jungen so bitter weh tun mußte. Wenn mich Gott nur noch den morgigen Abend erleben läßt, dann will ich nicht klagen."

Der Erbprinz saß vor dem Schreibtisch und rang die Hände. Ihm war, als klirrten die unsichtbaren Ketten, sobald er sich zu bewegen versuchte. Die Prinzessin Dorothea Hockstein! Da mußte er lachen: der vertrauensvoll sein Herz ausschütten, das hatte keinen Sinn. Die jubelte ja doch über den — Bräutigam. Und wenn sie zurücktrat von dem wohlerwogenen Plane, erregte sich natürlich der Vater, der mit vielem Geschick alles so wunderschön eingefädelt hatte. Deshalb hatte man ihn

nicht früher nach Hause gerufen, nur deshalb nicht. Alles sollte erst verbrieft und versiegelt sein. Ah ja, der Vater war immer ein willensstarker Mann gewesen, der höchstens den Hausarzt in der letzten Zeit etwas näher an sich herangelassen hatte. Sonst war er eine Herrschernatur, mit allen Schwächen und Vorzügen, ein Mann, der nicht feilschte um die Pfennige, der seine Leute anständig bezahlte, der ihnen unter die Arme griff, wenn die Not an die Tür pochte, mit ruhiger Selbstverständlichkeit. Dank wehrte er ab. Man wagte sich einfach nicht an ihn heran. Wozu waren Güterdirektor, Oberförster, Administratoren da? Die hatten ehrerbietigen Bericht zu erstatten, denen wurden die Unterstützungen angewiesen. Und wenn einmal bei einer besonders freudigen Veranlassung, wie der Silbernen Hochzeit der Eltern, den Leuten Gelegenheit gegeben wurde, ihre Anhänglichkeit zu beweisen, so genügte das vollauf.

Ja, wenn der Franz Joseph, der Windischgrätzdragoner, nicht gewesen wäre, so hätte er heiraten dürfen, wen er wollte. Denn wenn die durch Geburt „reichsunmittelbaren" Schwebdas ausgestorben waren, konnte jeder andere Schwebda als „Graf und Standesherr" in den Besitz der Stammgüter gelangen. Und Grafen Schwebda lief ein gutes Dutzend in Österreich herum. Nur der Franzel war noch Fürst, hatte ein paar Güter in Böhmen, Kärnten und Ungarn. Was die abwarfen, davon mußte er leben. Es langte gerade, um „fürstlich" aufzutreten und sich seines Lebens als Windischgrätzdragoner zu freuen. Vor zwei Jahren war er einmal zu den Jagden in Schwebda gewesen: ein eleganter, schlanker Mensch in seinem Alter, das Einglas im bartlosen Gesicht; denn vom Regimentskommandeur bis zum

jüngsten Rekruten herunter darf bei den Windischgrätzdragonern keiner einen Bart tragen. Von einer hinreißenden Liebenswürdigkeit war Vetter Franzl, wie man sie nur in Österreich antrifft. So herzlich, so teilnehmend und dabei immer bereit zu einem fröhlichen Lachen. Und „Windischgrätzdragoner" war sein zweites Wort. Wie konnte bloß ein Mensch etwas anderes sein als Windischgrätzdragoner? Ärgerlich schüttelte Erwein Schwebda den Kopf. Was ging ihn jetzt der Franz Joseph an? Der Erbe der Stammgüter, wenn er nicht „vernünftig" war. Die Zähne zusammengebissen! Mochte das Herz bluten aus tausend Wunden. Dem todkranken Vater mußte er gehorsam sein.

Da schrieb er erst an Mandelkow und bat ihn um sofortige Zusendung eines Entwurfes, wie er sein Abschiedsgesuch einzureichen habe. Dann schüttete er dem Freunde sein Herz aus. Nichts verschwieg er. Weder den Zustand seines Vaters, noch die Pläne, die er hatte. Und er schloß mit den Worten: „Ein Brief geht mit gleicher Post an Herrn v. Zwehren ab, der ihm ausführlich auseinandersetzt, warum ich nicht anders handeln kann. Die Annemie! Meine arme Annemie! Mach es möglich, mit ihr unter vier Augen zu sprechen. Möglichst rasch. Mir graut vor der Zukunft, aber was soll ich tun? Mir sind die Hände unlösbar festgebunden. Und wenn mich Herr v. Zwehren nach dem Tode meines Vaters über den Haufen schießt, will ich's ihm noch danken."

Sechzehn Seiten lang wurde der Brief an Herrn v. Zwehren. Es war ein Aufschrei aus gequältem Herzen.

„... Wie ich das Leben ertragen soll, ich weiß es nicht. Ich fühle den Frevel, eine solche Ehe eingehen zu können — zu müssen, Herr v. Zwehren. In meine

Lage bitte ich Sie sich zu versetzen. Ich kann meinem Vater unmöglich länger Widerstand leisten, und wenn ich sein Leben auch nur um drei Tage verlängere. Ohne mein Wissen sind alle Abmachungen getroffen worden. Die Prinzessin Dorothea Hockstein weiß auch ganz genau, daß ich tiefere Gefühle nicht für sie hege. Also eine — Vernunftehe. Mir aber liegt es ob, Sie und Ihr Fräulein Tochter für all das Leid, das ich den Herrschaften zugefügt, um Verzeihung zu bitten. Ich hoffe, Sie beide werden sie mir gewähren. Selbstverständlich wird Ihnen, sobald ich mein Erbe antrete, die Besitzung Zwehren zu dem Preise sofort wieder zur Verfügung stehen, zu dem sie mein Vater übernommen hat. Dafür verpfände ich mein Ehrenwort."

So war vorläufig das Nötigste geschehen. Der Gedanke fuhr ihm durch den Sinn: soll ich der Prinzeß Dorothea Hockstein nicht auch ehrlich schreiben, wie es um mich steht? Ich bin einmal im Zuge, und die Worte kommen mir gut aus der Feder. Ein kurzes Zögern, dann schüttelte der Erbprinz Erwein Schwebda mit zuckender Lippe den Kopf. Es hatte keinen Zweck. Die gab ihrem Vater den Brief, und der setzte sich sofort auf die Bahn und fuhr hierher. Eine Unterredung unter vier Augen, ein Drohen, seinem Vater den Brief zu zeigen, und er ließ doch den Kopf hängen und gab nach. Denn was der Fürst Albrecht Hockstein einmal anpackte, das steckte er auch in die Tasche. Das wußte man in ganz Mitteldeutschland.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Mandelkow las den Brief des Erbprinzen dreimal und saß dann noch lange nachdenklich da. Dem Kameraden mußte er natürlich nach Möglichkeit helfen. Was der überhaupt hatte tun können in seiner verzweifelten

Lage, war geschehen. Gleich heute mittag mußte er zu Herrn v. Zwehren gehen. Traf er dort mit dessen Tochter nicht zusammen, dann wollte er versuchen, sie unter vier Augen zu sprechen. Und wenn Herr v. Zwehren ihn kränkte oder beleidigende Worte über den Erbprinzen fallen ließ, so wandte er sich an den Ehrenrat seines Regiments. Zum Duell würde es nicht kommen, denn es war geschehen, was überhaupt geschehen konnte, um einen ehrenvollen Ausgleich herbeizuführen. Zum Skandal würde es Herr v. Zwehren schon nicht treiben. Sonst freilich blieb ein Dreckspritzer an Erwein Schwebda sitzen. Den Entwurf zum Abschiedsgesuch schickte er ihm heute abend mit der Nachricht, wie er auf der Uhlandstraße abgeschnitten hatte. Menkin und Schwersenz, die bei der Küsserei zugegen gewesen waren, aufzuklären, das hatte noch Zeit. —

Ohne ein Wort zu sagen, hatte Herr v. Zwehren seiner Tochter Schwebdas Brief gegeben. Aber scharf beobachtete er sie beim Lesen. Röte und Blässe wechselte in ihrem Gesicht, schließlich füllten sich ihre Augen mit Tränen, so tapfer sie dagegen ankämpfte. Mit zitternder Hand gab sie ihrem Vater die Bogen zurück. Der sagte:

„Da hast du's. Um Ausreden sind die Schwebdas nie verlegen. O nein! Brutal ziehen sie den Schlußstrich. Abgetan die Sache, abgetan."

„Nein, Papa, da irrst du. Ich weine ja auch nicht um mich."

Mit hartem Knöchel pochte Herr v. Zwehren auf den Schreibtisch. Stoßweise kamen ihm die Worte vom Munde: „Ja, fühlst du denn die Kränkung nicht? Na ja, das war. Und ein Pflaster leg' ich auf die Wunde. Also ich geb' euch Zwehren zurück. Wenn ich erst Herr im Hause bin. Vorläufig laßt mich gefälligst in Ruhe."

„Du bist verblendet in deinem Zorn, Papa; denk dich doch in seine Lage."

„In die wäre ich als Ehrenmann nie gekommen."

Annemie schrie auf.

„Es wird Zeit, daß ich dir gründlich den Star steche, mein Kind. Ich dachte, du würdest allein über die — na, sagen wir mal — Enttäuschung wegkommen. Aber daß dir diese Liebe so am Herzen frißt, das hab' ich nicht gedacht. Das Verhalten des Erbprinzen war eine Nichtachtung unseres Namens, unserer Familie. Hörst du, Annemie. Denn ein Mann von vierundzwanzig Jahren, so alt war damals Schwebda, kennt die Hausgesetze. Er kam von Bonn, von der Universität, und saß ein paar Monate zu Hause herum, bevor er in aktive Dienste trat; das wurde ihm langweilig, also ein kleines Techtelmechtel angezettelt."

Annemie fuhr auf: „Das ist nicht wahr! Rede dich doch nicht in die Wut hinein."

„Ich stelle nur Tatsachen fest, die mit diesem Briefe gekrönt worden — mit einer Prinzessinnenkrone!"

„Du hast doch gelesen, sein Vater —"

„Ja, Theaterspielerei. Sehr rührselig in Szene gesetzt ist das Stück. Auch gar nicht ungeschickt. Die Heirat wird auch ein bißchen plötzlich erfolgen. Und dann erholt sich der Fürst von Schwebda-Leyenburg-Hohenröthen wieder. Der ist doch in meinem Alter und war vor zwei Jahren bis auf eine Spur von Gicht ein kerngesunder Mann."

Die Faust auf die Brust gedrückt stand Annemie da. Schwer ging ihr der Atem.

„Das kann ich nicht mehr mitanhören. Ich kenne Erwein Schwebda besser. Er ist doch jung und hat geglaubt, irgendwie würden sich seine Hoffnungen mit

den Hausgesetzen in Einklang bringen lassen. Wenn er sich die zwei Jahre fern von mir gehalten hat, dann besagt das nur, daß er unbedingt sein Ehrenwort hat halten wollen."

„Ja, ja, versteht sich. Und wenn sein Vater noch zwanzig Jahre lebt, hätte er sich nicht sehen lassen."

„Weißt du, ob er nicht immer und immer wieder versucht hat, seinen Vater umzustimmen?"

„Weißt du's?"

„Ich bin davon felsenfest überzeugt."

„Und ich sage dir: stirbt sein Vater wirklich, so wird er uns Zwehren doch nicht herausgeben. Irgend ein Hintertürchen wird er sich schon offen gehalten haben."

Da schleppte sich Annemie in ihr Zimmer und warf sich auf das Ruhebett. Wenn sie nur hätte weinen können. Die Tränen fielen nach innen glühendheiß auf ihr Herz. An Erwein Schwebdas Worten zu zweifeln war Frevel. Der arme, arme Kerl! Einfach die Pistole hatte ihm sein Vater auf die Brust gesetzt. Da mußte er doch gehorsam sein. Ihm wie ihr hatte man das Glück zerschlagen. Fürs ganze Leben. Seine Worte schwangen ihr noch heute im Ohre nach, die er ihr zum Abschied gesagt: „Herzige Annemie, mag kommen, was da will, ich bleibe fest. Du bist mir tausendmal mehr wert als die Stammgüter. Zu denen gehört ja das Privatvermögen meines Vaters nicht. Und das ist bedeutend genug, um uns ein sorgenfreies Leben zu gewährleisten. Dann bleib' ich eben Offizier, nehme den Titel eines Grafen Schwebda an, auf die Durchlaucht pfeife ich, wenn ich nur dich habe. Papa wird es unsagbar schwer werden, aber ich laß nicht locker. Geduld mußt du freilich haben, Liebling, von heute auf morgen erreichen wir unser Ziel nicht. Ein langes, glückliches

Leben liegt vor uns. Laß mich drum kämpfen, der Sieg wird um so schöner sein." Und er hatte drum gekämpft, das bewies der Brief, das bewiesen die Tatsachen. Angekettet sollte er werden an die Stammgüter, reichsunmittelbar sollte er bleiben; sein tatkräftiger Vater spann selbst auf dem Totenbette die Fäden noch mit fester Hand. Sein Vater. Und der ihre? Der Träumer. Recht hatte Onkel Friedrich Karl gehabt: müdes Blut. Alte, gesättigte Kultur. Ein letztes Aufflackern von Kraft, nachdem der Stammsitz verloren gegangen war durch eigene Schuld. Wieder will ich ihn haben, koste es, was es wolle. Ich hab' ja geerbt — ge—erbt! Nicht wiedererobert! Zurückgewonnen sollte es werden von Geld, das man nicht selbst verdient, das ein Zufall ins Haus gebracht hatte. Da wuchs der Fürst Schwebda in Annemies Augen. Sie verstand ihn. Sie bewunderte ihn. Wer stark ist, der muß steigen. Der Fürst band das schwankende letzte Reis seines Stammes fest. Und was neben diesem Reis wucherte, mußte entfernt werden, damit der junge Stamm sich kräftig entwickeln konnte. Das war hart für sie. Aber der junge Stamm würde sich tiefer und tiefer in die Heimaterde einbohren. Würde Früchte tragen zu seiner Zeit. Da kamen endlich die Tränen, da konnte Annemie Zwehren weinen um ein verlorenes Glück. . . .

Eine Stunde später schrillte die Flurklingel. Wenige Augenblicke danach klirrten Sporen. Annemie sprang auf und stürzte ins Zimmer ihres Vaters. Der hielt eine Visitenkarte in der Hand und zog die Schultern hoch. Sie las: v. Mandelkow, Oberleutnant im Gardejägerregiment zu Pferde.

„Ich lasse bitten!"

Das Dienstmädchen ging. Schnell sagte Annemie:

„Er hat mich neulich, nach — nach der Tat hierher-begleitet."

Als er über die Schwelle trat, ging sie ihm sofort entgegen. Jetzt dem Vater harte Worte aus dem Munde genommen. Sie hielt ihm die Hand hin. „Nun darf ich Ihnen nochmals danken für neulich. Papa: Herr v. Mandelkow."

Zwei stumme Verbeugungen. Dann fragte Herr v. Zwehren mit spöttischem Unterton: „Um sich den Dank zum zweiten Male zu holen, sind Sie wohl nicht gekommen, Herr v. Mandelkow?"

„Nein, ich stehe hier im Auftrag meines Freundes und Regimentskameraden Schwebda, der auch noch durch mich Ihre Verzeihung erbittet, Herr v. Zwehren. Warum er die gewünschte Antwort Ihnen nicht bringen kann, darüber seien Sie unterrichtet, hat er mir geschrieben."

„Allerdings, das bin ich. Was ich noch zu sagen habe, ist sehr wenig. Ich habe das alles so kommen sehen, schon längst. Für seine Taten einzustehen, ist nicht die starke Seite des Erbprinzen Schwebda."

„Herr v. Zwehren, es ist nicht schwer, sich in Ihre Gemütsverfassung zu versetzen; die entschuldigt harte Worte. Mir liegt nur ob, hier vor dem gnädigen Fräulein mit allem Nachdruck auszusprechen, daß es meinen Freund unsagbar tief getroffen hat, unter den betrübenden Umständen die Befehle seines hohen Vaters befolgen zu müssen. Ich selbst bin nach eingehenden Erwägungen zu der Überzeugung gelangt, daß dem Erbprinzen aber auch alle Wege versperrt sind."

Mit Tränen in den Augen nickte ihm Annemie Zwehren zu. Da verbeugte er sich stumm und verließ das Zimmer.

Und als die Tür sich geschlossen hatte, fuchtelte Herr

v. Zwehren mit den Händen durch die Luft. „So! Da hast du die Bescherung. Ganz wie du sie hast haben wollen. Und ich alter Mann steh' wehrlos da."

Nun perlten auch ihm die Tränen aus den Augen. Annemie schlang die Arme um den Nacken ihres Vaters. „Sei doch nicht so verbittert. Ich trag' doch mein Geschick. Und die Zeit heilt manche Wunde. Wenn wir erst wieder auf Zwehren hausen —"

„Das werden wir nie." Er machte sich frei. „Das hab' ich dir schon vorhin gesagt. So dicht bei der Burg Schwebda — da wird irgend ein Hindernis aufgebaut werden, verlaß dich drauf. Das schlechte Gewissen des Erbprinzen wird schon einen Weg finden, uns fern zu halten."

„Du wirst sehen, Papa, daß du dich irrst."

Weil Annemie fühlte, daß ihre Kräfte nicht weiter reichen würden, schleppte sie sich in ihr Zimmer. Das höhnische Lachen des Vaters hallte hinter ihr her.

(Fortsetzung folgt.)



Dichter als Propheten

Von Stephan Steinlein

Zum dritten Male in einem Jahrhundert ist es Frankreich, das die Fackel des Brandes uns über die Grenze zu werfen trachtet. Das weibischste unter allen europäischen Völkern, nach den Worten seiner eigenen besonneneren Söhne, vergißt es keine seiner selbstverschuldeten Demütigungen und lästert ruhige Kraft, die seiner Unsinnigkeit in die Zügel fällt; haßverzerrt tobt das zu Boden gerungene und schreit nach dem Weltgericht. Fern, allzufern waren wir Jahrzehnte nach siebzig jener Stimmung, die Heinrich v. Kleist vor hundert Jahren mit glühendem Ingrimm gegen napoleonische Gewalttat erfüllte, als er sein Haßlied „Germania an ihre Kinder" dichtete:

„So verlaßt, voran der Kaiser,
Eure Hütten, eure Häuser!
Stürmt, ein uferloses Meer,
Über die Franzosen her!
Alle Triften, alle Stätten
Färbt mit ihren Knochen weiß;
Welche Rab' und Fuchs verschmähten,
Gebet ihn den Fischen preis;
Dämmt den Rhein mit ihren Leichen,
Laßt, gestaut von ihrem Bein,
Schäumend um die Pfalz ihn weichen
Und ihn dann die Grenze sein!
Eine Lustjagd, wie wenn Schützen
Auf die Spur dem Wolfe sitzen!
Schlagt ihn tot! Das Weltgericht
Fragt euch nach den Gründen nicht."

Vor etwa zwei Jahrzehnten gaben wir unsere Sedanfeiern auf, um nicht dauernd die Gefühle eines Nachbars zu verletzen, der seit Jahrhunderten der Erbfeind

schlechthin ist. Eine Nation, die ihre Kinder in den Schulen mit gehässigen Lügen auferzieht und im Gefühl von früh an vergiftet, um sie sinnlos verwirrt und verhetzt gegen unsere Marken zu jagen, verdient nicht unser Bedauern, auch dann nicht, wenn diese armselige Sphinx ihre letzten Rätsel für uns längst verlor. Vor über hundert Jahren mahnte Klopstock uns mit den stillen Versen, die uns heute noch treffen wie einst, da er sie für unsere Urgroßväter schrieb:

„Nie war gegen das Ausland
Ein andres Land gerecht wie du.
Sei nicht allzu gerecht! Sie denken nicht edel genug,
Zu sehn, wie schön dein Fehler ist!
Einfältiger Sitte bist du und weise,
Bist ernsten, tieferen Geistes. Kraft ist dein Wort,
Entscheidung dein Schwert.
Doch wandelst du gern es in die Sichel, und triefst,
Wohl dir, von dem Blute nicht der andern Welten!"

Ob Frankreich, ob England, der Russe oder der Italiener es war, der den Weltbrand entfachte, soll uns nicht allzu tief beschäftigen. Mit Theodor Körner, dem früh gegen den Erbfeind als Helden Gefallenen, dürfen wir heute mehr als ehedem bekennen: „Es ist kein Krieg, von dem die Kronen wissen; es ist ein Kreuzzug, ist ein heiliger Krieg." Und Ernst Moritz Arndts Weise findet uns als die Alten von einst, als es wider Napoleon ging:

„Wenn Trug für Ehre blüht
Und Gold gebeut für Waffen,
Wenn Übermut mit Jammer,
Mit Schmach erfüllt die Welt,
Schlägt drein der Eisenhammer;
Es falle, was da fällt."

Nie erlosch in gallischen Gehirnen der Gedanke an das Phantom mittelalterlicher Herrschaft über Europa, nie der Wahn, das bevorzugte Volk der Erde zu sein, vor dem die Welt sich dankbar in den Staub zu betten habe. Die Kleinen und Großen seines öffentlichen Lebens, seiner Literatur wurden nie müde, mit diesen Gedanken zu spielen. Und so oft der Wahn die Welt mit Blut und Leiden erfüllte und sie zu Boden warf, sie vergaßen ihn zu keiner Zeit, unter keiner der verächtlich, gleich übelriechenden Kleidern gewechselten Formen ihres staatlichen Lebens bis zur Stunde. Viktor Hugo läßt in „Hernani" Don Carlos, den künftigen Kaiser, in der Gruft Karls des Großen die Worte sprechen:

„Wie überglücklich war der Mann, der hier
Im Grabe ruht, wie groß! Zu seiner Zeit
War alles schöner noch!" — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

„Ein König und ein Kaiser, ein Koloß,
Und alles übersehen haben; lebend
Zum Fußgestell das ganze deutsche Reich
Gehabt zu haben und den Titel Cäsar,
Den Namen Karl der Große!" — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

„Allein und aufrecht oben auf der Spitze
Des ungeheueren Getriebes stehn,
Der Schlußstein sein von einer Menge Staaten
Und unter sich die Könige geschart
In dichten Reihen sehn, auf ihrem Haupt
Die Füße stehen haben!"

Viktor Hugo hat, den Siebzigern nahe, Sedan erlebt und von Paris seine grotesken Flüche auf die „Hunnen" geschleudert, die es wagten, das „Gehirn

der Welt" zu bedrängen. Der alte enttäuschte Romantiker schrieb seinen „Napoleon den Kleinen" und brandmarkte in einer Reihe Schriften das zweite Kaiserreich, das er als Dichter mit heraufbeschworen.

Nach Napoleons Sturz rettete sich der Schatten des korsischen Emporkömmlings in die Literatur. Der Liberalismus der Restaurationszeit trieb mit dem Kaiser einen gefährlichen, ihm selbst in seinen Folgen nicht zu übersehenden Kult. Kurz nach den dreißiger Jahren erhöhte man über Paris Napoleons Gestalt als Symbol auf der Vendomesäule, von der ihn Jahrzehnte vorher eine rasende Menge nach seinem Sturz in den Kot der Straße gezerrt. Im Jahre 1840 sollte etwas wie nationale „Heiligsprechung" erfolgen; man holte seine Gebeine von Sankt Helena in den Dom der Invaliden. Der Dogmatiker berechneter Geschichtsfälschung, Thiers, drohte in diesem Jahre mit der Brandfackel über den Rhein. Als Antwort auf die kultische Erhöhung Napoleons schrieb August Barbier, der gleich Viktor Hugo den Zusammenbruch von 1870 um mehr als ein Jahrzehnt überlebte, sein zornflammendes, mehr als prophetisches Gedicht: „Idol". Es schildert den „glatthaarigen Korsen", den „Fremdling", der das „edle Roß" Frankreich besteigt und fünfzehn Jahre als Henker die Geschlechter der Erde mit „seines Hufs fühllosem Stahl zerstampft".

„In seine Weichen drang sein Sporn;
Mit des Gebisses Stahl am schaumbedeckten Kiefer
Brachst du die Zähne ihm vor Zorn.
Aufsprang's, doch fähig kaum, mehr in den Zaum zu fletschen,
Im Schlachtgefild, gesprengten Gurts,
Verlechzend fiel es hin auf Bomben und Kartätschen
Und brach die Rippen dir im Sturz."

Vergessen sei dies alles, sagt Barbier: „Seit schnöde Schmeichler mit Gesang, seit Lügendichter ihn gefeiert im Triumphe, stieg Cäsar auf zum Götterrang.“ Die gleichen, die ihm fluchten, tanzten um ihn, in „Bluſ' und Wams“.

„Um ihn, den man den Großen pries,
Bei Pfeifen und Schalmein die luſt'ge Karmagnole,
Um s e i n e n Kaiser tanzt Paris.“

Bitter bricht der Dichter in die anklagenden Verse aus:

„Das Volk — was ist dies Volk? Es ist die Schenkendirne,
Die, wenn vom Wein das Blut ihr kocht,
Sich d e n zum Buhlen wählt, der mit verwegner Stirne
Und eh'rnem Arm sie unterjocht,
Und die auf ihrer Streu, zum Brautbett umgewandelt,
Noch keinem ihre Reize bot
Als nur dem Frechen, der sie schlägt und sie mißhandelt
Vom Abend bis zum Morgenrot.“

Barbier zeichnet Paris als den Höllenkessel, der von trüben Gluten erhitzt aufkocht, mit seinem Schlamm die Welt zu überfluten.

„Wie mancher Altar ward gestürzt hier und geschändet!
Wie manch Gestirn erblich, bevor's den Lauf vollendet!
Wie manche Lehre fiel, noch ehe sie gereift!
Die Revolution, die Wolke schwarz und groß,
Hier barst sie oft; allein nur Blut entband ihr Schoß.“

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Dein echt Geschlecht, Paris, das ist der Straßenschreier,
Halbwüchsig, schmutzig fahl wie ein verschliffner Dreier.
An nichts glaubt dieses Kind; es speit die Mutter an,
Der Himmel dünkt ihm nur ein abgeschmackter Wahn.
Doch ist er kühn! Ihn schreckt kein Donner der Kanonen,
Gleich einem Grenadier kaut er an den Patronen.

Freiheit! Mit diesem Ruf trotzt er im Schlachtgedröhn
Den Kugeln; — — — —
Doch laß des Aufruhrs Sturm durch seine
Gassen fahren,
So folgt er ebenso beherzt den Meuterscharen;
O Pöbel von Paris, herzlose Brut des Lasters,
Die keck das Eisen schwingt und keck den Stein des
Pflasters.
Volk, einzig in der Welt, in dem sich rätselhaft
Mit Greisensünden mischt beschwingte Jugendkraft,
Das mit Verbrechen spielt und mit dem Tode — immer
Erstaunt vor dir die Welt, doch sie begreift dich nimmer!"

Was der Dichter prophezeite, erlebten unsere Väter in den Tagen der siebziger Kommune, dem Paris der Barrikaden und Petroleusen; und wir werden dies Ohnmachtszeugnis einer Rasse wieder erleben, die das Eisen schwingt wie den Pflasterstein und den Kot der Straße, einer Rasse, deren Rätsel uns endlich alle offenbar sind. Wie es seine besten Generale, verächtlich und undankbar im tiefsten, des Verrates bezichtigte, Unglückliche, denen deutsche Männer erst den beschmutzten Ehrenschild reinigten, so wird „Verrat", die rettende Losung dieser gallischen Weibsnatur, auch nach diesem Kriege sein. Gallien hat seine „Schwester" Italien in den Krieg gehetzt, und Giacomo Leopardi, der 1837 starb, den der Gram um sein zerrissen schwankendes Vaterland tief umschattete, schrieb in einem Gedicht „Italien" prophetische Worte:

„Was soll dort das Getümmel
Italischer Jugend? O ihr ewigen Mächte;
Dort kämpft Italiens Schwert für fremdes Land! —
Weh' dem Unsel'gen, den der Krieg verschlingt,
Nicht in dem Kampf, den er am eignen Herde
Für Weib und Kind bestand,

Nein, gegen Feinde Fremder
Und fern; nicht sinkt er mit dem Rufe nieder:
Die holde Heimaterde"

— — — — — — — — — — — — — — —

„Ein Spott und Hohn den fernsten Nachgebornen!"

Wie Barbier den Franzosen scharf und rücksichtslos zeichnet, so klagte Michail Lermontow, der kaum dreißigjährig 1841 im Duell getötet wurde, in ergreifenden, „Duma" überschriebenen Versen, über Rußland und sein Volk, das künstlich-frühe Reife büßt, früh schon des Zweifels, der Erkenntnis Beute ward und in eine dunkel-wüste Zukunft schaut:

„Wir wollen fremdgereifte Früchte pflücken,
Und ohne Kampf soll uns der Sieg beglücken.
Wir selbst sind gleich der Frucht, die ungereift
Vor ihrer Zeit vom Baume abgestreift
Und fallend zwischen Blumen hängen bleibt,
Nicht den Geschmack erfreuend, nicht den Blick —
Und kommt die Zeit, wo alles blüht und treibt,
Trifft sie nur der Verwesung früh Geschick!"

— — — — — — — — — — — — — — — —

„Derweil wir selbst, uns keines Ziels bewußt,
Zum Grabe eilen ohne Ruhm und Glück.
So leben, sterben wir, geräuschlos, unbewundert,
Und spurlos durch die Welt eilt unser Fuß,
Kein zeugender Gedank' bleibt von uns dem Jahrhundert,
Kein Denkmal eines Genius.
Und unser Staub wird von der Nachwelt einst geschändet
Durch eine Grabschrift voll gerechten Hohns"

— — — — — — — — — — — — — — — —

Karl August Nikander, der kurz vor 1840 Verstorbene, gesellt sich in den Kreis der Seher und Propheten mit den Versen:

„Der Bauer lenkte den Pflug und sang,
Nordwind sang mit von den Höhen,
Und wie aus der Erde das Eisen drang,
Verwestes Gebein war zu sehen.
Da sprach zu dem Vater das blühende Kind,
Das Auge gespannet zum Schauen:
‚Woher die verwesten Gebeine doch sind?
Vielleicht von den Bären, den grauen?‘
‚Russengrab!‘ spricht Otto, das Aug' ihm erglüht,
‚Russengrab!‘ spricht der Bau'r auf dem Raine.
Als stille der Gaul in der Furche zieht,
Singt er, daß es schallet im Haine."

— — — — — — — — — — — — — —

Der Deutsch-Amerikaner Reinhold Solger verkündete vor einem Menschenalter Englands Schmach mit den haßerfüllten Worten:

„England! Du hast gehämmert und geschmiedet,
Gestrickt, gewalkt, gewirkt und appretiert,
Gebohrt, geschürft, gekocht, gedampft, gesiedet,
Geschachert, prachert, wuchert, spekuliert,
Gelogen und betrogen unermüdet,
Geknechtet, blutgesogen, massakriert,
Verraten, wo sich nur Profit dabei fand,
Der Völker Frömmstes unter Gottes Beistand.
Schling! schling! Du stachelst nur des Hungers Qualen
Und reizest nur zu heißrer Gier den Rachen;
Dich sätt'gen nicht Minister, nicht die Skalen,
Nicht freies Korn, noch andre freie Sachen.
Schling! schling dich fort bis zu der Grenze Malen,
Wo des Barbaren Doppeladler*) wachen.
Und da? — Dann heißt's, die Schwerter aus der Scheide,
Die Welt hat keinen Raum mehr für euch beide!"

*) Rußland.

Emanuel Geibel, dessen hundertjährigem Geburtstag wir am 18. Oktober dieses Jahres gedenken, schrieb 1859 poetisch in dem Gedichte „Einst geschieht's“:

„Dann, o Deutschland sei getrost!
Dieses ist das erste Zeichen,
Wenn verbindet West und Ost
Wider dich die Hand sich reichen.
Wenn verbindet Ost und West
Wider dich zum Schwerte fassen,
Wisse, daß dich Gott nicht läßt,
So du dich nicht selbst verlassen.“

Er war es, der unsere Sieger von 1870 mit den Worten grüßte:

„Zieh ein zu allen Toren,
Du starker, deutscher Geist,
Der, aus dem Licht geboren,
Den Pfad ins Licht uns weist,
Und gründ in unsrer Mitte
Wahrhaft und fromm zugleich,
In Freiheit, Zucht und Sitte
Dein tausendjährig Reich.“



Allerlei Brücken

Von C. Arriens

Mit 6 Bildern

Vom hölzernen Steg bis zur steinernen Brücke, wie sie die Alten in stolzen Bögen über die Ströme wölbten, und anderseits von der leichten Hängebrücke aus spanischem Rohr, die unter den Tritten des Urwaldbewohners schwankt, bis zu den aus gewaltigen Ketten und Stahlgestängen gefügten neuzeitlichen Wunderwerken unserer Ingenieure, über die donnernd Eisenbahnzüge hinwegsausen, während Kriegschiffe zwischen ihren Pfeilern hindurchdampfen — welch eine Reihe von Entwicklungsabschnitten, welch eine immer mächtigere Anspannung von menschlicher Erfindungs- und Tatkraft! Jedenfalls aber ist die erste künstliche Brücke, die man in grauer Vorzeit über einen wilden Strom schlug, eine gewaltige Kulturtat, und es verlohnt sich daher wohl einmal, die Brückenbauten der abseits der europäischen Zivilisation lebenden Völker zu betrachten.

Ein brausender Tornado fegt über den Tropenwald. Die weißstämmigen Urwaldbäume ächzen unter dem Druck des Sturmes. Hier und da lockert sich das nur wenige Fuß in die Erde gehende Wurzelgeäst, und krachend schlagen Riesenstämme samt ihrem Lianengewirr zu Boden. Einer fällt quer über den Strom, seine Äste verankern sich drüben im Buschwerk. Das Unwetter erlischt, und frohlockend eilt der Wilde, der bisher mühsam mit der Strömung kämpfend das Wasser durchschwimmen mußte, hinüber. Das ist das Urbild der Brücke.

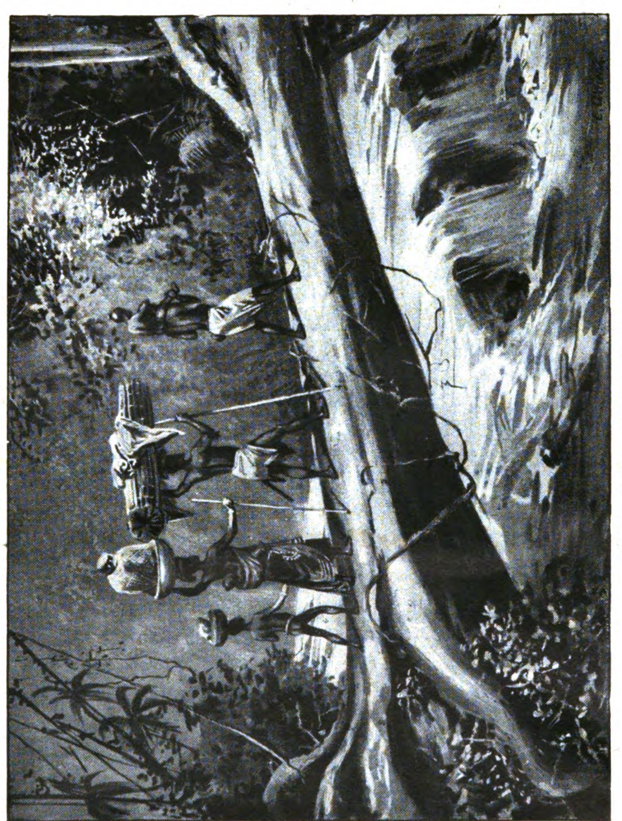
Nachdem die Natur so dem Menschen den Weg gewiesen, fand er bald allenthalben geeignete Stellen, an denen sich mit Hilfe umgehackter Bäume Übergänge

schaffen ließen. Solch ursprüngliche Brücken, die nur mit körperlicher Gewandtheit zu begehen waren, findet man in allen tropischen Wäldern. Bequemer für den Übergang wird die Brücke schon durch Hinüberlegen zweier Stämme, die man mit Knüppelholz und einer Lehmschicht bedeckt. Brücken von der Art kann man zum Beispiel sehr häufig in Nigerien sehen; sie eignen sich nur für schmalere Wasserläufe. Aus der Flut herausragende Felsgrate oder auf Untiefen festgeratene Baumstämme, die eine willkommene Hilfe boten, mögen den ersten Anlaß gegeben haben, Stützen aus Stein oder Holzwerk aufzuschichten. Damit war die auf Pfeilern ruhende Brücke erfunden. Ein Geländer brachte man, wie es in vielen außereuropäischen Ländern heute noch Sitte ist, wohl zunächst nur bei besonders reißenden Strömen oder scharfem Winde ausgesetzter Lage an.

Der Vorläufer des steinernen Brückenbogens dürfte das überkragte Gewölbe sein. Man bildete den Bogen, indem man flache Steinplatten übereinanderschichtete — Trümmerstücke von Sandsteinfelsen waren dazu hervorragend geeignet, weil sie von Natur die passende Form haben — und zwar so, daß jede höhere Steinlage über die untere vorsprang, bis zuletzt ein besonders großer Stein als Schlußstück hinübergelegt werden konnte. Oder aber man setzte zum Schluß zwei Platten dachartig im Winkel gegeneinander. Dies ist der Bogen der vorgeschichtlichen Zeit, der besonders im mykenischen Zeitalter vielfach in Anwendung kam. Man findet diese Bauweise noch heutigestags bei kleineren Brückenbauten der Berber und Kabylen im südlichen Algerien, wo sie zum Hinüberleiten des Wassers in den Oasen dienen. Der Bogen des echten Gewölbes, den schon die Alten anwandten, erhält dadurch seine Festigkeit, daß die ein-

zelnen Quadern nach unten sich verschmälern, so daß kein Stein herausfallen kann (Abbildung Seite 126).

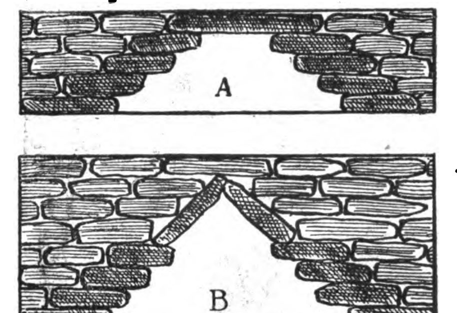
Die Pontonbrücke, wie sie unsere Soldaten in höchster

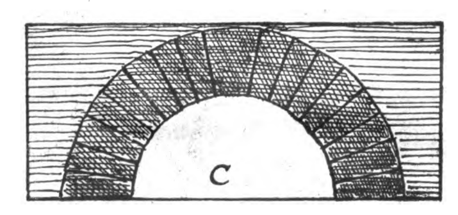


Naturbrücke in Westafrika.

Vollkommenheit und Schnelligkeit herzustellen pflegen, und die auch in Friedenszeiten an manchen Stellen dem allgemeinen Verkehr dient, wie zum Beispiel die schwim-

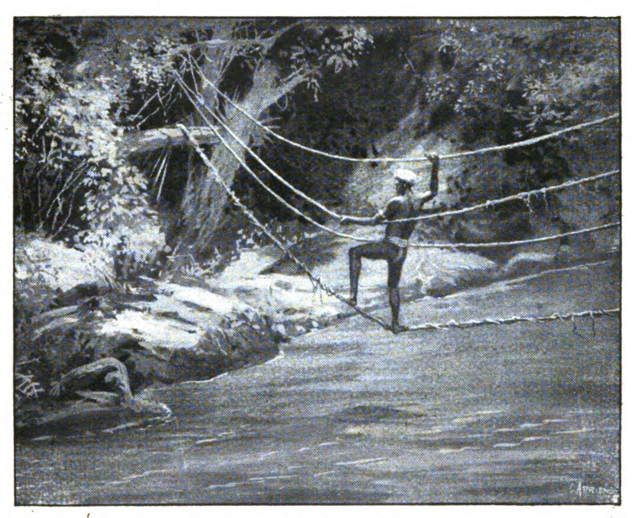
mende Rheinbrücke bei Köln, finden wir in mannigfacher Form auch bei den Naturvölkern. Die Kähne ersetzen dort aufgeblasene Tierhäute, hohle Kürbisse, sogenannte Kalebassen, auch Binsenbündel und ähnliche leichtschwimmende Körper. Derselben Gattung wären die durch Lianenstränge verbundenen schwimmenden Knüppeldämme aus leichtem Holz, wie sie beispielsweise in manchen Gegenden der Kongoländer von den Negern gebaut werden, beizuzählen.





Die merkwürdigsten Brückenbauten fremder Länder sind aber ohne Zweifel die Seil- oder Hängebrücken, als deren ursprünglichste Form das einfache über den Strom gespannte Seil angesehen werden darf. Diese Art des Flußübergangs wird vielfach auch von den europäischen Expeditionen angewendet, wenn weder Brücke noch Kahn vorhanden ist und die starke Strömung das Durchwaten oder Durchschwimmen des Wassers lebensgefährlich macht. Nachdem ein tüchtiger Schwimmer das Seil an das jenseitige Ufer gebracht und befestigt

hat, wird es über dem Wasserspiegel möglichst straff gespannt und dient so den weniger gewandten und den Nichtschwimmern, das andere Ufer zu gewinnen. Aus diesem Notbehelf wird eine richtige Brücke, wenn durch Anbringung zweier weiterer Seile, die als Geländer dienen, das Hauptseil geeignet ist, mit den Füßen



Seilbrücke in Neu-Guinea.

beschritten zu werden. Das Gefühl, das den Reisenden beim Überschreiten einer solchen Brücke beschleicht, schildert Lux sehr anschaulich in dem Bericht seiner Afrikareise, die er zusammen mit Pogge unternahm. „Ein Hängesteg aus Lianengewinden, den wir schon vorfanden, sollte uns den Übergang über den Quango ermöglichen, mußte jedoch vorerst von den Cargadores ausgebessert und benutzbar gemacht werden. Das ging nun sehr

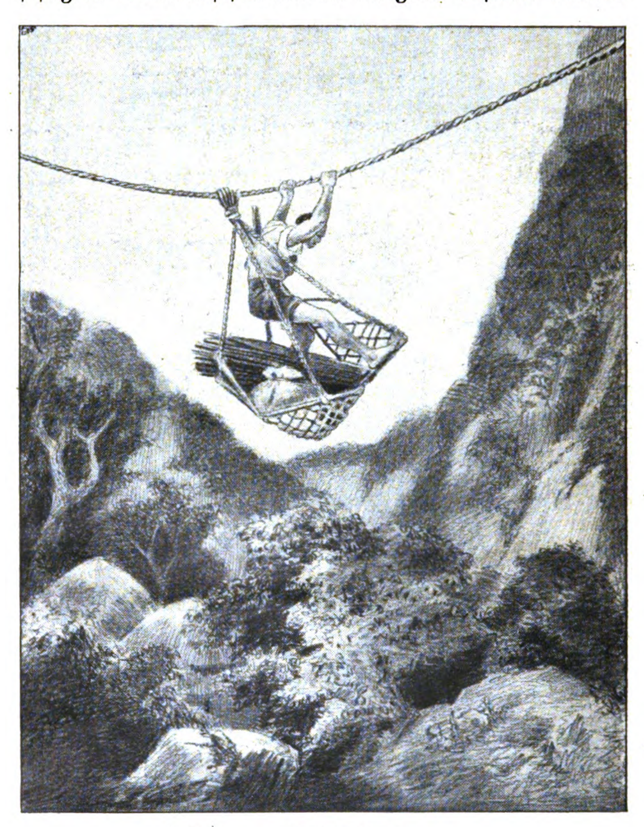
schnell vonstatten. Ein aus mehreren Lianen zusammengeflochtenes Pflanzentau von beiläufig fünfzig Zentimeter Dicke, das auf beiden Ufern an mächtigen Bäumen befestigt war und mit dem tiefsten Punkte noch einen Meter unter die Wasseroberfläche reichte, bildete die Basis für den Fußgeher. Anderthalb Meter darüber hingen zwei dünnere Lianen, an denen man sich anhielt, während man auf der unteren mit Aufbietung aller Gewandtheit Tritt suchen mußte. Für die Träger mit den schweren Lasten ist das Überschreiten eines Flusses auf einem solchen Hängewerk sehr schwierig. Wir hatten keinen Unfall zu beklagen; alle Leute kamen glücklich hinüber. Ich selbst bewerkstelligte den Übergang auf den Schultern eines stämmigen Negers, nahm mir aber nachher ernstlich vor, in Wiederholungsfällen mich lieber auf meine eigenen Beine zu verlassen."

Etwas besser wird so eine Brücke schon, wenn es möglich ist, die seitlichen Seile durch eine Art von Sprossen mit dem Fußseil zu verbinden. Um das Auseinanderweichen der drei Stricke und ein zu starkes Durchdrücken nach unten zu verhindern, sucht man die Brücke durch weitere Seile, die das Geländer mit den Zweigen der Uferbäume verknüpfen, möglichst in der Lage zu halten. Die Malaien verwenden dazu die Stämmchen der Rotangpalmen, das bekannte spanische Rohr, das uns allen aus der Schule in mehr oder weniger guter Erinnerung ist, und Bambusrohr. Es braucht nicht besonders betont zu werden, daß zur Überschreitung derartiger Brücken in fast allen Fällen die Behendigkeit eines Seiltänzers und ein schwindelfreier Kopf gehören, weil sich die ganze Einrichtung beim Betreten trotz der Gegenmaßregeln immer noch stark durchbiegt. Die Malaien vervollkommnen diese Brücken, wo es angeht,



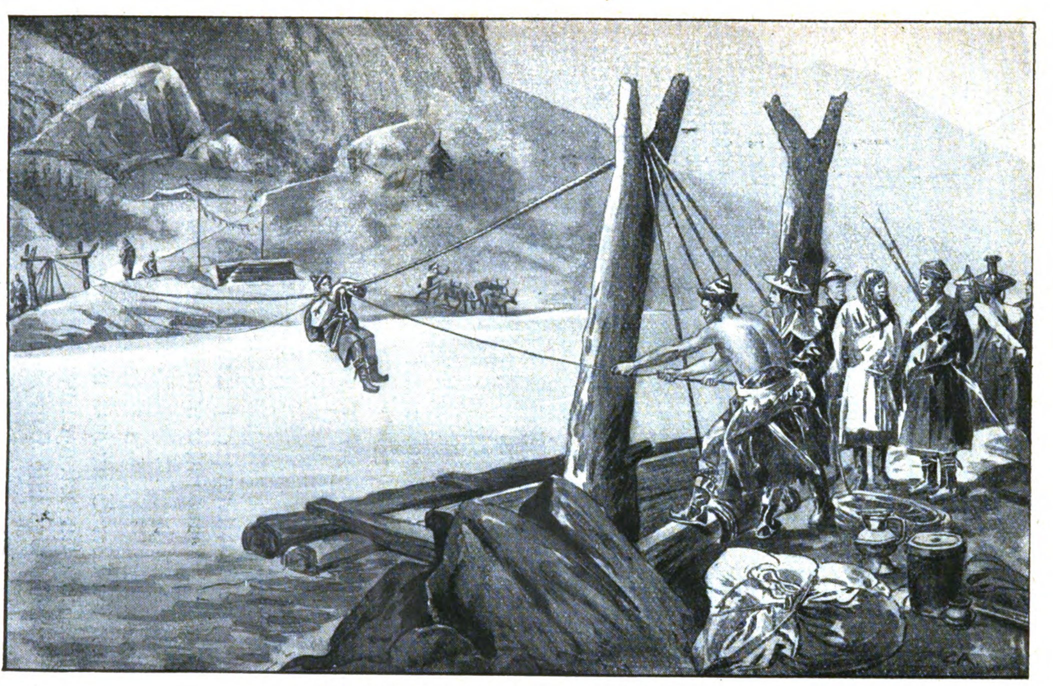
Allerlei Brücken: Typische Lianenbrücke in Kamerun.

indem sie verschiedene Seile mit kreuzweise darauf befestigten Bambusschwellen in einigem Abstand vonein-



Fliegende Brücke in Japan.

ander über die Flußläufe ziehen. Wo hohe Uferbäume, die man durch Stütztaue mit der Brücke verbinden könnte, in unmittelbarer Nähe fehlen, werden lange Hölzer



Allerlei Brücken: Tibetanische Seilbrücke.

beigeschleppt und als Pfeiler in den Grund geschlagen; so entsteht ein Mittelding zwischen Pfeiler- und eigentlicher Hängebrücke.

Wahre Wunderwerke von Lianenbrücken bauen die Einwohner der Waldgebiete von Westafrika, besonders im Innern unseres Kamerunlandes. Dient für die Füße nur ein einziges Seil, so wird es mit den Geländerseilen meist dicht wie eine Matte verknüpft und verknotet, und es laufen so viel Stütztaue nach den Baumkronen am Ufer, daß man solche Stege ohne Unbehagen überschreiten mag. Der Zugang ist wegen der Überschwemmungen in der Regenzeit oft so hoch angebracht, daß man sich auf Leitersprossen den Zugang erkämpfen muß.

Diese Brücken sind bis zu dreißig und mehr Meter lang; manche haben einen flachen, aus dicht aneinandergelegten und auf die Seile verschnürten Knüppeln hergestellten Fußboden, der noch mit Lehm geebnet wird, und über den sich sogar Ziegen, Schafe und Esel, wenn auch mit einigem Widerstreben, treiben lassen.

Von ganz anderer Art sind die in Asien weitverbreiteten fliegenden Brücken, die man von den Grenzen Indiens bis hoch hinauf in die nördlichen Länder findet. Grundlegend ist auch bei ihnen die Verwendung des Seils, an dem nach Art unserer Drahtseilbahnen die Lasten getragen und gezogen werden. So eine Brücke zeigt unsere Abbildung auf Seite 130. In den gebirgigen Teilen Japans findet man sie häufig. Man kann sich gut vorstellen, daß der Bauer, der hoch oben in den Bergen ein kleines Fleckchen Erde bebaut, nach Mitteln sucht, die ihn über Schluchten und Abgründe hinweg mit den größeren Ansiedlungen verbinden. Er dreht sich Stricke von Bambus und Hanf, flicht einen Korb, stark genug, um die Last von zwei erwachsenen Menschen zu tragen,

verankert, hängt und spannt das Tau mit dem Korbe und hat seine Brücke ins Leben hinaus.

Von erheblich besserer stofflicher Beschaffenheit sind die fliegenden Seilbrücken, die von den kühnen Bergbewohnern des Himalaja und in Tibet über die reißenden Ströme ihrer Länder geleitet werden. Gewaltige, oben in eine Gabel auslaufende Stämme sind in die Ufer eingegraben und an Querbalken verankert, die wieder mit starken Felsblöcken verbunden sind. Darüber ruht das straff gespannte, aus unendlich vielen Darmsaiten gedrehte Kabel. Darauf läuft entweder ein mit einer Rolle versehener Rahmen oder auch nur das eingekettete röhrenförmige Stück eines Yakhorns. An dieser Einrichtung ist eine Art von Trapez aus Holz und Stricken befestigt, auf dem der „Fahrgast" Platz nimmt. Zur größeren Sicherheit werden die Stricke noch um den Körper des Reisenden gewickelt. Auf beiden Ufern haben Fährmänner ihre Hütten, die an langen Leinen Personen und Lasten über den Strom ziehen.

Eine ähnliche Einrichtung besteht übrigens auch bei uns. Die deutsche Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger hat damit schon viel Segen gestiftet. Sie wendet das gleiche Verfahren bei der Rettungsboje an, mit der die Schiffbrüchigen, nachdem das Tau durch den Raketenapparat an das gefährdete Schiff befördert ist, an das Land gezogen werden.

Fortunats Junge

Von A. Blum-Erhard

Dem ärmlichen Diwan gegenüber brüsteten sich an der bläulichgestrichenen, verblaßten Wand ein paar verstaubte, schleifengezierte Lorbeerkränze als einziger Schmuck der Stube, außer dem kurzen morgendlichen Schimmer, mit dem die Sonne den Raum einmal im Tag erfüllte. Sie betupfte den fahlen Anstrich durch das dürftige Muster schlissiger Vorhänge mit goldigen Flecken, huschte über Fortunats ergrauten Haarschopf und seinen gebeugten Rücken. Den Kopf auf die hagere Hand gestützt, über die eine Stirnsträhne fiel, brütete der Schauspieler Fortunat seit Stunden. Verloren und gequält gingen seine Blicke zwischen der halbgeleerten Frühstückstasse und einem Briefblatt hin und her, das er immer wieder aufgriff, Zeile um Zeile aufnahm, bis ihm ohne Willen der Wortlaut blieb, wie der Teil einer Rolle. „Sie werden darum begreifen, daß mir kein anderer Weg bleibt, als Ihnen zu kündigen," schloß der kurze Brief des Theaterdirektors nach wenigen Sätzen, die seine eigene harte Lage klarlegten. Fortunat war entlassen, er und seine Frau; beide ohne Brot. Sonst probte er um diese Stunde; die engen Wände weiteten sich, je mehr er sich im Spiel selber verlor, heute bedrückte ihn der kahle Raum, die Risse und Flecke an der Wand starrten ihn an. Die flimmernden Sonnenflecke wurden schwächer und verloren sich. Ein paar Sätze aus einer alten Rolle gingen ihm durch den Sinn: „Verloren, eh' der Glanz der Sonne sinkt! Verspielt, verloren!" Fortunats reglose Hände sprachen still und ergreifend von Bedrückung und tiefer Mutlosigkeit, die auf den Brettern ihm sonst kaum gelang. Seine Augen folgten dem Spiel der erblassen-

den Flecke an der Wand, die Zunge formte müde, gleichsam triebhaft Silben: Verspielt, verloren! Die Sonne kehrte wieder und lockte: Denk andre Dinge. Denk an deine schönsten Stunden, deine Erfolge! Fortunat hörte nicht, konnte nicht hören. Alles umdunkelten die schwarzen Buchstaben. Entlassen; ohne Lohn entlassen. Fortunat stand auf und schaute, ohne mit Augen Wirkliches zu fassen, verloren auf die rissige Diele. „Der Krieg, der Krieg!" murmelte er mit schmerzlich gewellten Lippen.

Ereignisse gibt es, die man voraussieht, ahnt oder klar im Gefühl trägt. Manche sieht man nahe kommen, gleich den Wellenbewegungen eines Schlangenkörpers im Sand. Dieser Krieg aber war auch über Fortunat wie ein Wetter hereingebrochen, das im Flug anbraust. Stand der weichgeartete Mann sonst schon wehrlos genug gegen das Dasein, nun versagten ihm Wille und Mut völlig. Trübe, alte Reimpaare entbanden sich seinem Gedächtnis:

> Schicksallos, wie der schlafende
> Säugling, atmen die Himmlischen ...
> Doch uns ist gegeben,
> Auf keiner Stätte zu ruhn.

In früher Morgenstunde schon, als Fortunat noch schlief, war seine Frau aus dem Hause gegangen. Verbergen konnte und durfte sie ja den Brief nicht, so nahe es ihr auch ging, so gut sie wußte, wie hart ihn die Kündigung treffen würde. Als sie, zufrieden mit dem Ergebnis ihrer Morgengänge, zurückkam, fand sie ihn wieder am Tisch, elend und ohne Zuversicht. Sie trat leise ein, schob wortlos einen Zettel neben den Brief des Direktors und ging aus der Stube. Fortunat las gedankenlos,

ohne verstehen zu können: „Rathaus Zimmer Nummer 3. Nachmittag drei Uhr." Unklar fühlte er nur, daß es Dorette vielleicht geglückt sein mochte, irgend einen Ausweg zu suchen und auch zu finden. Er wußte ja, daß ihre, seiner Natur so durchaus verschiedene Art, die sie das Leben, seit er sie kannte, nüchtern und kühl beherrscht nehmen ließ, nicht von lähmenden Stimmungen und schwachen Gefühlen beherrscht wurde, wie dies für ihn galt, seit er denken konnte. Wo er zurückstand, wenn ihm die Stunde nicht frei alles bot, war ihr immer gelungen sich durchzusetzen, mit scharfem Blick jeden auch noch so geringen Vorteil zu ihren Zwecken zu nützen. War der Kreis auch klein, sie wußte sich immer geltend zu machen und zu behaupten. Gut wußte er sich noch zu erinnern, wie rasch es ihr gelungen war, die Spielpartien der drolligen Naiven abzustoßen und sich fast unvermittelt in größeren Rollen sicher zu machen und in der Gunst der Zuschauer zu erhalten. Fortunats träumerisches Wesen griff nach den wenigen Worten des Zettelchens und umzog jedes einzelne mit buntem Hoffnungsgerank. Er hatte Dorette lächeln sehen, als sie hinausging; genug, um ihn im Glauben fest zu machen, daß sich am Nachmittag alles wenden müßte. In diesem geheimnisvollen Zimmer, dessen Nummer die einer Glückszahl war, mußte sich Gutes für ihn bergen. Um drei Uhr würde es gewiß werden. Wahrhaftig, man schrieb heute auch noch den Dritten des Monats. Abergläubisch, wie fast alle künstlerisch veranlagten Naturen, spielten seine erregten Empfindungen um den Zufall der dreifachen Glückszahl. Wenig nur fehlte noch, um auch den Kündigungsbrief mit in die Reihe der glücklichen Ereignisse zu rücken. Gewiß war nur das eine, Dorette wußte, wie so oft, dies widerspenstige

Leben zu meistern. Fortunat ging hinaus, um sie zu befragen, aber Dorette war nicht zu finden. In Grübelei verloren, leerte er den kalten Rest der Tasse, zerkrümelte das Brot und folgte mit heller gewordenen Augen dem Licht der Sonnenkringel, die nun die großen Lorbeerblätter umspielten. War es nicht Dorette gewesen, die ihn aus der engen Schreiberstube der Theaterkanzlei wieder den Brettern geneigt machte? Sie hatte seine melancholisch-komische Begabung entdeckt, damals, als er ernüchtert und verbittert, verzichtend zur Feder gegriffen, weil es ihm immer unmöglicher geworden war, Gedächtnis und Gefühl als farbloser Liebhaber und herzlich belangloser Ränkeschmied weiter zu mißhandeln. Das war die ferne Zeit gewesen, wo sie sich suchten und fanden. Oh, er kannte dies stille, bewußte Lächeln wohl, die ganze ihn trotz allem bis zur Stunde fremd anmutende Art der Überlegenheit einer gefühlsärmeren, darum aber zielsicheren Natur, die alle Dinge immer so sah, wie sie wirklich waren, die alle Lagen zu nützen verstand, auch die verzweifeltsten.

So war es auch gewesen, als sie heirateten und das erste, einzige Kind kam. Damals konnten sie nirgend zusammen spielen. Er saß im Norden in einer mittleren Provinzstadt, Dorette mußte ihr kärgliches Brot Hunderte von Meilen fern von ihm erwerben. Es schien mehr als leere Hoffnung, daß Dorette ihren Aufstieg machen konnte; man vertraute ihr größere Rollen, und jeder Pfennig mußte für ihre Ausstattung zusammengerafft werden. Nie verwand Fortunat, daß sie sich in jenen harten Tagen einigen mußten, auf den pausbäckigen, lieben Knaben zu verzichten. Aber Dorette wußte ihm jeden Willen zu entwinden, ihm bis ins Letzte und Entscheidendste klarzumachen, daß sie beide

ihrem Beruf, ihrem Vorwärtskommen auf der Bühne dies Opfer bringen müßten. Später einmal, vielleicht bald schon, wenn beide erreicht haben würden, worum sie sich jetzt noch entsagungsvoll zu mühen hatten, später konnte man den Knaben ja wieder an sich ziehen. Jetzt, wo beide noch jung waren, flossen die Jahre ja noch langsam, und Kinder vergessen leicht und gewöhnen sich bald. Es sollte ja nur für die ersten Zeiten sein, wo sie beide ihres großen Zieles wegen frei sein müßten. Das Kind kam in Pflege.

Fortunat seufzte. Alles war anders gekommen; der große, volle Erfolg versagte sich beiden, keines vermochte sich anders als vorübergehend und in belanglosen Rollen auf großen Bühnen zu behaupten. Beide hatten das Kind nie wiedergesehen. Fortunat wagte in beklommener Scham seit Jahren nicht mehr daran zu rühren, nie zu forschen, was aus ihm geworden sein mochte. Lange Jahre waren vergangen. Seit den Kriegstagen quälte sich Fortunat in wehen Stunden um das Schicksal seines Jungen, der ja alt genug war, um draußen, irgendwo im Westen oder im Osten, zu stehen. Niemand konnte wissen, ob er nicht längst gefallen war.

Dorette kam zurück; noch unter der Tür erfaßte sie den wehen Ausdruck um Fortunats Lippen. Sie trat neben ihn, sah ihm munter und überlegen in die Augen, griff nach dem Zettel und frug: „Nun! Warum so verdrossen? Siehst du nicht, daß ich dir neben die Unglückspost das Pflästerchen Hoffnung gelegt habe?"

„Ach ja, ich wußte es," sagte Fortunat weich und legte seine Wange leise an ihre Hand, die seine Schulter berührte. Dorette ging hin und wieder und mühte sich um den Grund, warum Fortunats Züge sich nicht erhellten. Munter schilderte sie, wie viele Mühe und Kunst

der Worte beim Bürgermeister und anderen Herren nötig gewesen, um ihm, dem einstigen Schreiber, eine Schreiberstelle zu verschaffen. Alte Zeugnisse hatte sie eilig ausgekramt, seine Hand gerühmt, seine Zuverlässigkeit gepriesen und zu schildern versucht, daß er längst müde sei, sich auf den Brettern zu plagen. Aber nicht nur für ihn sei nun gesorgt, auch ihr sei wenigstens das Brot gesichert. Was er wohl dazu sage, daß man sie als Krankenschwester genommen habe? Sie spielte ihm die Szene vor dem Oberarzt des Krankenhauses. Harter Dienst sei zu leisten, habe er mit strenger Stirn gesagt. Nicht auf Beifall sei zu hoffen, Ärzte seien strenge Generale. Aber, schloß sie mit ermunterndem Lachen: „Wir sind beide versorgt fürs nächste, es wird dir und mir gelingen, oben zu bleiben."

„Ja," sagte Fortunat, mit kaum vernehmbarer Bitterkeit und einem scheuen Blick auf die Lorbeerkränze an der kahlen Wand, „was man so oben nennt. Ich danke dir, Dora!"

Als Fortunat in der Schreibstube die ersten Bogen mit vorerst noch langsamen Schriftzügen bedeckte, war Dorette schon seit Wochen im Krankenhaus geschäftig. Neben ihr versuchten sich Frauen und Mädchen, manche, die anfangs gleicher Eifer beseelte, waren längst ferngeblieben. Dora blieb. Die Verwundeten wußten rasch, von wem sie am richtigsten behandelt wurden.

Einmal nur in der Woche, an Doras freiem Tag, sahen sich die Gatten in der Lindenanlage, wo Fortunat auf einer Bank saß und träumte. Das schwarze Häubchen über dem weißen gestärkten Leinen ließ sie von fern schon auffallen. Plaudernd wanderten sie um die Stadt oder an dem breiten Fluß hin, der langsam an ihrem Ende vorüberfloß, und kehrten in ihre Stube heim, die

seit Dora fortblieb, noch kahler und unwirtlicher schien. Seit Fortunat mehr als früher mit sich allein blieb, war er vergrübelter als sonst und weit lässiger im Ansehen. Man sah, daß kein sorgliches Auge auf ihn achtete; die Binde saß übel und sein Rock war schlecht gebürstet. Einmal versuchte er über das langweilige Schreibwerk zu klagen, aber Dora ließ ihn kaum zu Ende kommen. Wie immer waren es klare, kluge Worte, die sie ihm zu hören gab, und manche schienen aus irgend einem guten Stück zu stammen, so daß er nur halbverloren hinhörte, wie auf der Bühne, bis das Stichwort kommt und Antwort heischt. Während sie redete, dachte er über lange Sätze nach, die er ihr sagen wollte. Aber es kam nicht dazu. Ob es die Stille seiner Schreibstube war, wo er seit Wochen allein saß, oder ob etwas in ihm zerbrochen war, er wußte es nicht. Manchmal formte er sorgfältige Wendungen als Erwiderung ihrer kühlen Verständigkeit. Er wollte ihr klarmachen, daß er nie einsamer als in diesen Wochen gewesen sei, wollte ihr sagen: O, du hast es ja gut. Deine Tätigkeit nützt unmittelbar, zerstreut und hält dich richtig in Atem. Man drückt dir die Hand, dankt dir mit Blicken. Während ich — — Aber er blieb still. Zuletzt empfand er kaum mehr, daß Dorette schweigend und verletzt neben ihm ging und sich zu Hause so stumm hielt wie auf dem Wege.

Sie saßen wieder einmal zu Hause und sahen vom Fenster aus nach den sonntäglich geputzten Spaziergängern. Bunte Fahnen blähten sich leise im Wind, und auf den Gesichtern lag der Abglanz der guten Nachrichten, die drüben an der Ecke mit fetten Buchstaben auf goldleuchtendem Gelb prangten. Fortunat stand verloren. Dorette sah ihn lange an und fühlte schärfer als seit Wochen, welche Wandlung sich in ihm zum

Trüben vollzog. Die vielen einsamen Stunden mußten ihn Gedankenwege geführt haben, die ihr fremd blieben, die sie nicht erriet, weil er schwieg. Fortunat schrak zusammen. Hatte sie ihn nicht eben gefragt: „Was ist mit dir? Woran denkst du?" Er sah flüchtig mit unsicherem Blick nach Dora: „Du fragst? — Nichts! Ich denke nichts," dabei sah er nach einem älteren Herrn, der unten mit einem stattlichen Jungen in Uniform langsam seit einigen Minuten auf und ab ging. Langsam empfand Fortunat, daß ihm Blutwellen vom Herzen nach der Stirn drängten; noch tiefer verwirrt sagte er auf Doras fragende Miene: „Du kennst den Herrn nicht, es ist einer der Räte vom Amt, zu dem ich manchmal mit Akten geschickt werde. Es ist sein jüngster Sohn, der mit ihm geht, einer von den Freiwilligen, die ein Notexamen machten, um früher hinauszukommen." Kaum lange genug, als das flüchtigste Zucken einer Wimper währt, sahen die beiden Verspielten einander an. Dora begriff. Fortunat dachte an seinen Jungen; es war ihr gewiß, daß er in den langen, einsamen Wochen, in den Nächten, wo sie wachte, keinen anderen Gedanken mehr im Sinn trug. Was sie tiefer ergriff und schmerzte in dieser flüchtigen Sekunde, war die schreckhafte Klarheit, daß sie ihm seitdem nichts mehr galt, daß er sie vielleicht dafür haßte und es nur noch verbarg. Sie war es ja gewesen, die ihn mit allen Mitteln zu überreden wußte, das Kind fortzugeben. In dieser Stunde würde er kaum ein Lächeln mehr haben für ihren Glauben von damals an seine Zukunft, die ihr in jenen Jahren mehr galt als ihre eigenen Hoffnungen. Sie wollte sprechen, ihm alles nochmals wiederholen, aus der Welt schaffen, was sie in seinem Gefühl so tief sinken ließ, sein stilles Ausweichen machte sie wortlos, wie es sie

sicher sein ließ, daß er ihr herzlich zugetan blieb. Unwillkürlich hob sie die Hand, um sie ihm bittend auf die Schulter zu legen, aber in Fortunats Blick lag so schwere, nie von ihr wahrgenommene Trübnis, daß sie scheu zurücktrat und mit glaubhaftem Vorwand aus dem Zimmer ging.

Fortunat schloß das Fenster, selbst das wenige Leben, das noch bis zu ihm heraufdrang, war ihm schmerzlich zu hören; es gab Stunden, wo ihm Kinderlachen den Atem engte und jeden Gedanken daran verdarb, als sei er jemals zu irgend etwas in der Welt brauchbar und gut gewesen. Draußen hantierte Dora mit Tellern. Eine Weile lauschte er gespannt auf alle kleinen Geräusche; im Innersten trieb es ihn, zu ihr zu gehen, irgend ein gutes Wort zu sagen, sie waren ja beide schuldig geworden in ihrem Elend. Er suchte nach Worten und fand nichts, kein einziges, das ihn alles sagen, so wie er es fühlte, aussprechen ließ. Er dachte sich aus, was Dora erwidern könnte und müßte, und erschrak vor dem Gedanken einer langen Auseinandersetzung, die mit bitteren Vorwürfen enden konnte. Es war ja alles sinnlos. So lange war es nun, viele Jahre, daß keines über den Jungen je ein Wort verloren. Reden, und wenn sie nächtelang währten, vermochten ja nichts mehr zu ändern. Nutzlos war es, sich zu peinigen, ja im Grunde grausam, denn nicht gegen Dora, wider ihn allein kehrte sich alle Schuld. Er war eitel und schwach genug gewesen zu glauben, daß seine Fähigkeiten ihn bis zur höchsten Staffel leiten mußten; auch das war ihm bis zur Stunde gewiß geblieben, daß Dora damals, als sie jenes Opfer forderte, in leidenschaftlichem Glauben und tiefer Liebe seiner großen Zukunft gewiß war. Und was war aus ihm geworden? Er

stand da, wo er anfing, und das war nicht einmal sein Verdienst.

Fortunat zog eine Zeitung aus der Tasche und las ohne rechtes Verständnis die letzten Kriegsnachrichten. Wenn Dora hereinkam, sollte sie nichts mehr von allem gewahren, was ihn elend machte. So traf ihn Dora, als sie zum Abendessen deckte. Sie saßen wie Fremde am Tisch. Fortunat las die letzten Telegramme und meinte, daß nach allem zu schließen, das noch käme, die Fahnen wohl die ganze Woche draußen bleiben könnten. Er sprach lebhaft und doch mit fühlbar fernem Anteil. Dora hörte achtsam zu; aus allem, was er über Englands Schamlosigkeit und Frankreichs klägliche Eitelkeit sagte, klang ein Unterton eigener Erregung durch, die sich kaum hinter den Worten verbarg. „Das alles ist gut für deine Kranken," sagte er zuletzt. „Man hat mir erzählt — oder warst du es selbst —, daß sie rascher genesen, ihre Schmerzen leichter tragen, wenn es draußen überall vorwärts geht." Dora nickte und aß ihre letzten Bissen. Fortunat zog die Uhr. Es war eine alte Gewohnheit, zwei-, dreimal nacheinander auf das Zifferblatt zu sehen, ohne zu wissen, wie die Stunde stand. Doras Stimme klang farblos: „Du brauchst nicht besorgt zu sein, ich komme früh genug zur Nachtwache." Fortunat wand die Uhrkette um den Finger und frug, indes Dora die Handschuhe anzog, nur um nicht zu schweigen: „Vergiß die Bücher nicht; du wirst doch deine Kranken zerstreuen wollen. Was hast du ihnen zuletzt gelesen?" Gepreßt gab Dora zurück: „Trauriges und manchmal Heiteres, so wie das Leben aller gemischt ist, sie sind dankbar für beides."

Fortunat war allein, er öffnete das Fenster und sah auf die Straße. Dorette ging heute nicht wie sonst auf

der anderen Seite, wo er sie sehen konnte. Fröstelnd trat er vom Fenster weg in die Stube. Nebel lag überm Fluß, Laub fiel nieder, irgendwoher klangen soldatische Weisen. Weit bog er sich übers Gesims, an den Blumen auf den Helmen sah er, daß die drunten ins Feld zogen; er rannte die Treppe hinunter, lief zur nächsten Straßenecke und stand wie so oft mit dem Hut in der Hand, den Schlag des Herzens oben im Hals fühlend, unter den Menschen, die aus den Häusern auf die Straße kamen. Irgend eine der jungen Gestalten, die singend zur Bahn zogen, konnte sein Sohn sein. Vielleicht war er längst an ihm vorbeigezogen, vor Wochen schon. — Ob einer unter ihnen ohne Blumen ging? Bis heute war ihm noch keiner begegnet, seit Wochen kein einziger. Fortunat lief mit zur Bahn, drängte sich in die vorderste Reihe, den Hut in der Hand und unsagbares Elend im Herzen, auf dem er seit Monaten einen Brief barg, mit vielen Unterschriften von Postboten und dem Amtsvermerk: „Unbestellbar zurück." Er war von ihm an die Pflegerin seines Kindes gerichtet, die er um den Aufenthalt seines Sohnes bat.

Als Dora am anderen Morgen heimkam, standen Frühstücksreste auf dem Tisch; Fortunat war in seine Schreibstube gegangen. Dora ging müde an ihr Bett. Als sie den Vorhang zusammenzog, fiel ihr Blick auf den verschlossenen Brief, der Fortunat aus der Tasche geglitten war; sie hob ihn auf und las mit zitternden Händen die Aufschrift von Fortunats Hand und die vielen Zeichen ergebnislosen Suchens. Sie entzifferte den Stempel; Fortunat hatte den Brief schon vor Monaten, gleich nach den ersten Tagen der Kriegserklärung, abgeschickt. Dora kleidete sich aus und lag bis über die Mittagstunde, ohne Schlaf zu finden. Draußen ging

das Leben die alten Geleise, Kinderstimmen klangen herauf, Soldaten zogen singend vorüber. Jetzt sah sie klar, verstand die ewige Unrast Fortunats, der durch jeden, der ihm begegnete, bei jedem Trupp, der hinauszog, an den Sohn erinnert wurde, der nun im Alter stand, da ihn die Pflicht ins Feld rief. Durch alle die langen Wochen war ihm kein Wort davon über die Lippen gegangen. Doch darüber sann sie nicht gleich; erst nach Stunden kam es über sie, wie viel stilles Leiden ihr die letzte Zeit verborgen. Fortunat war gealtert und nicht nur aus Gram über ein verlorenes Leben, das ihn jetzt zwang, als Alternder die Arbeit wieder aufzunehmen, der er als junger Mensch entlaufen war.

Von drunten drangen die täglichen Arbeitsgeräusche zuweilen schärfer und wieder verloren herauf; das dumpfe Pochen der Mühlräder überm Fluß und der gedämpfte, klagende Ton eines Sägewerks klangen wie fernes, wildes Kampfgeschrei und kriegerischer Lärm, wovon sie manchmal im Lazarett sprachen. Die Augen brannten, der Kopf schmerzte, der Atem ging heiß, und schwere Müdigkeit ließ alle Gedanken sinnlos zerflattern. Stöhnte nicht jemand, ganz dicht an ihren Ohren. Es war Fortunat. Sonderbar, daß er jetzt kam, und wie elend er aussah; aber er war ja jünger geworden, so wie damals, als das Kind kam. Sie wollte sprechen, ihm sagen, daß es ja nur für Jahre sei, vielleicht nur bis das Kind zur Schule kam, aber ihre Stimme gab keinen Laut. Warum Fortunat nichts sagte, nur abweisend dastand und auf ein Wort von ihr wartete? Plötzlich trat er ganz nahe, öffnete den Mund, aber sie konnte kein Wort verstehen, denn von irgendwoher kreischten Stimmen dazwischen. Dora erwachte und hörte nebenan laut sprechen, sie stand auf, ging weinend

lange in der Stube hin und wieder. Ehe Fortunat zurückkam, mußte sie wissen, was das richtige war, aber sie fand keinen einzigen ganz klaren Gedanken; vielleicht wollte er mit ihr nicht einmal reden, mit ihr, die an allem schuld trug. Das beste war wohl, den Brief so unter jene Papiere zu legen, daß Fortunat nichts gewahrte, nicht denken konnte, daß sie wußte, warum er sich seit Monaten quälte. Daß man sich selten sah in diesen Tagen, half beiden über die harte Stunde fort. Jetzt verstand sie bis zur tiefsten Schmerzlichkeit, warum Fortunat sie vor Tagen frug, ob für die verstaubten Lorbeerkränze, die ihm keine Freude machten, nicht irgendwo in einem Speicherwinkel Platz zu schaffen sei; auch in ihr waren seit den letzten Stunden fremde, peinigende Empfindungen aufgekeimt, und sie fühlte dunkel, daß sie gedeihen würden unter Tränen.

Am Sonntag wartete Fortunat lange in der Lindenanlage, Dora kam nicht. Er wanderte heim, sie war nicht in der Stube. Irgendwo näselte ein elendes Grammophon schlechte Märsche und sentimentale Weisen. Fortunat ging langsam in die Anlagen zurück und bog in der Richtung nach dem Lazarett ab. Vor ihm gingen zwei verwundete Soldaten, aus ihren Gesprächen konnte er hören, daß sie den gleichen Weg zu Kameraden machten. Die kleine Rote-Kreuz-Fahne hing straff über der Tür, durch die Menschen kamen und gingen. Fortunat war noch nie in dem Haus gewesen, einem neuen Bauwerk, das im Frieden zu Schulzwecken diente. Hilflos trat er mit zwei Soldaten ein, die schon hinter einer der nächsten Türen verschwanden. Der Torwart hatte ihn lange ausgefragt und in den obersten Stock verwiesen, dort müsse er fragen; es sei aber auch möglich, daß sie irgendwo im zweiten Geschoß zu finden sei, sie könne

auch ruhen. In der Nacht wären hintereinander Züge gekommen, fast alle Betten seien belegt, und die Ärzte kämen kaum vor Tag aus dem Hause, auch Frau Dora müsse heute wohl lange bleiben. Fortunat verlief sich ein paarmal auf den Gängen, dann sprach er einen der Kranken an, die in hellen, gestreiften Hosen und langen, mantelähnlichen Röcken auf den Gängen standen; der Mann kannte Schwester Dora nicht, aber er half ihm suchen. Im zweiten Stock erfuhren sie, daß Dora oben bei den Schwerkranken sein müsse. Sie kam aus einer der letzten Türen und erschrak, als Fortunat vor ihr stand. Sie war weiß bis in die Lippen, und zwei runde, fast abgezirkelt blaßrote Flecke deckten ihre Wangen. „Ich wollte nur fragen, ob man dich heute nicht gehen ließ, aber niemand konnte mir das sagen, so kam ich selbst.“ Er sah, daß sie fassungslos war, und begriff nicht, was sie so verstört machte, und wollte gehen. Dora griff ihn bei der Hand und drängte ihn mit auffallender Hast in einen halbdunklen Raum und machte ihm Zeichen, sich still zu halten. Fortunat sah, wie sie mit beiden Händen an die Schläfe griff, ihr schmerzbewegter Mund wollte sich öffnen; sie schwieg und sah ihn an, tief verwirrt und verzweifelt, da sah Fortunat, daß ihre Augen rot waren von vielem Weinen. Schweigend suchte er Antwort aus ihrem Blick; da wandte sie sich und ging aus der Tür. „Bleib, bis ich komme,“ flüsterte sie leise unter aufquellenden neuen Tränen, die zu verbergen ihr nicht gelang. Der Verlassene sah sich um. Den kleinen leeren Vorraum erhellte schwaches Licht, das durch gelbliches, undurchsichtiges Glas in den Türen und durch einen halboffenen Flügel fiel, der in den nächsten Raum führte. Regelloses Geräusch schwerer, stoßweiser Atemzüge drang von dort herüber. Fortunat

verbrachte qualvolle Minuten. Lag ein Sterbender dort, der allein war? Er lauschte mit allen Sinnen. Waren das nicht Laute, Worte eines hilflos Bittenden; wo war Dorette hin, warum kam sie nicht wieder? Vielleicht auch führte von außen noch eine Türe zu dem Röchelnden. Er wagte sich auf leisen Sohlen bis zur halboffenen Tür und blickte in den hellen Raum. Auf weißen Kissen lag dort ein blutloses fremdes Knabengesicht von schöner Bildung. Fortunat trat langsam bis vor das Lager und sah, wie sich die Hand des leise hartatmenden Menschen suchend erhob. Er faßte die irrende, arme, wachsbleiche Kinderhand. Sie war so heiß, daß er erschrak. Fortunats Augen suchten nach Wasser, auf dem Tischchen neben dem Bett standen allerlei Dinge, aber kein Glas. Er wandte den Kopf nach der Tür, da trat Dora herein; sie brachte ihm zu trinken. Der junge Mensch griff nach Doras Hand und hielt sie fest. „Bleiben," flüsterte er und atmete tief. Fortunat schob einen Stuhl vor das Bett und stand bleich mit gepreßten Lippen neben Dora, die dem Kranken die Hand ließ und mit den freien Fingern über die Stirn des Fiebernden strich. Zum erstenmal sah Fortunat, wie hart Leben und Tod rangen. Bühnenerinnerungen drängten sich ins Gedächtnis, flüchtige Augenblicke nur; genug, um den alternden Schauspieler mit schmerzlicher Scham zu erfüllen. Leise ging er vom Bett ans Fenster; zu lange gewöhnt, in fremden Gefühlen zu leben, erdichtetes Leid nachzuempfinden, war er in ernster Stunde zu elend, um diese Nähe des Jammers, die harte Wirklichkeit zu ertragen. Dora war härter gebildet. Das empfand er nicht zum ersten Male, er wußte es längst. Drum war sie ja auch auf der Bühne in leichten, oberflächlichen Dutzendstücken so gut zu brauchen gewesen, wo

er sich nie neben ihr zu halten gewußt. Große Gefühle fanden keinen Nährboden in ihrem Wesen; dafür stand sie auch klarer im Leben, das ihn, je älter er ward, immer mutloser, verwirrter fand und zum Sterben müde. Neulich, als er neben den jungen Männern ging, die ins Feld zogen, mühte er sich, seine Schritte nach ihrem Takt zu richten, aber sein Puls ging matt, und nie zuvor fühlte er so tief, daß er frühzeitig gealtert war, daß seine Jahre ihm lange vorausgeeilt waren. Warum konnte er nicht weggehen, für irgend einen der vielen hoffnungsvollen Jungen, für den, der dort stöhnte und mit dem Tod um ungelebte Jahre, eine ungenossene Zukunft rang, um den daheim Eltern und Geschwister bangten, vielleicht nicht einmal wußten, daß es bald aus sein würde mit ihm. Gläser klirrten, Fortunat wandte sich um. Der junge Mensch atmete ruhiger und mühte sich, mit schwachen Kräften in den Kissen zu heben. Dora winkte. Fortunat half ihm mit zitternden Händen auf und sah zum erstenmal seine Augen, die verloren an allem vorbei, irgendwohin sich suchend ins Leere mühten. Sein glühender Kopf lag an Doras Brust, die Lippen bewegten sich lange ohne Laut; Fortunat lauschte, um zu verstehen. Da kam es, zuerst leise, unter Stöhnen verdeckt, laut und klar: „Mutter, Mutter, bleiben, dableiben.“ Da geschah das Seltsame, Dora sank vor dem Bett ohnmächtig zusammen. Fortunat lief auf den Gang, er war leer; er öffnete die nächste Türe und sah nichts als Kranke in ihren Betten. An der Treppe traf er eine Schwester, die mit Wäsche heraufkam; sie ging mit ihm. Bleich und verstört stand Dora mit einem Tropfenglas in zitternder Hand vor dem Krankenbett. Die Schwester nahm ihr den Schlaftrunk ab und hielt ihn dem Leidenden an die Lippen.

Dora mühte sich, Fortunat ruhig zu stimmen, und bat ihn heimzugehen. „Du siehst, wie traurig es bei uns ist, wärst du doch nicht gekommen!“ Fortunat hörte kaum, was sie redete, nur ein Gedanke ließ ihn nicht, leise frug er: „Kann niemand helfen, muß es denn sein, daß er stirbt?“ — „Die Schwester wird es dir sagen, geh mit ihr, Fortunat, ich will sehen, daß ich bald komme. Es war zu viel seit gestern, zu viel!“ Tränen drängten in ihre Augen, sie gab Fortunat die Hand und ging mit ihm bis zur Türe. Auf dem Gang frug er die Schwester, was für die Nacht zu hoffen sei. „Wenig,“ sagte sie, „ein schwerer Lungenschuß, durch beide Flügel, meint der Arzt.“ Ob die Eltern unterrichtet seien, ob man ihnen geschrieben habe, ob es nicht gut wäre, sie zu rufen? Er wolle gerne alles besorgen, und wenn es tief in die Nacht ginge. „Er ist verwaist,“ sagte die Schwester, „anfangs gab niemand uns Antwort. Gestern kam eine Karte, als Ihre Frau bei ihm war; sie brachte nur die Nachricht, daß er weder Vater noch Mutter hat. Es ist nicht der erste, der bei uns so aus dem Leben geht.“

Fortunat ging mit schwankenden Knien durch die Gänge, auch die Treppen waren öde. Vor dem Haus griff er mit beiden Händen nach dem Hut, Laub wirbelte ihm um die Füße, scharf wehte herbstlich kühle Luft die lange Straße herunter. Es ist der erste nicht, der so aus dem Leben geht, hatte die Schwester gesagt. Vielleicht war sein Kind auch schon irgendwo so gestorben. Dora! — Jetzt wußte er, warum auch ihr so elend war. Gewiß dachte auch sie in diesen Tagen an den Verlorenen. Oh, es war recht gewesen, daß er kein Wort zu ihr sagte, daß sie nicht ahnen konnte, was ihn elend machte. Sie konnte immer glauben, daß es die Arbeit war, die Schreiberei, die ihn niederdrückte. Es war vielleicht gut,

darüber zu klagen, wenn sie heimkam; auch wenn sie kaum hinhörte, brachte es ihr doch andere Gedanken. Deutlich hatte er gefühlt, daß sie neulich am Fenster nahe daran war, alles zu begreifen. Nein; nein! Wozu die alte Wunde aufreißen. Hatte er nicht heute gesehen, wie sie hinsank, wie das arme Wort Mutter sie ergriff. Genug des Elends, das jedes am besten noch allein trug. Fortunat war bis an die neue Brücke gekommen, die weit aus der alten Stadt über den Fluß führte. Auf der Mitte blieb er stehen und sah in das stillziehende dunkle Wasser; da fiel ihm der Brief ein, den er noch immer verschlossen bei sich trug. Er suchte unter den losen Papieren, riß ihn langsam in kleine Stücke, die er einzeln ins Wasser flattern ließ. Es konnte ja gut sein, daß sie ihn fand und wußte, was ihm das Leben so schwer machte, seit der Krieg ging. Lange hielt sich Fortunat auf dem schmalen Wege neben dem Fluß, der über ihm ziehende Mond zeigte auf Mitternacht. Da, wo Fortunat jetzt stand, konnte er das Lazarett sehen; nur wenige Fenster waren noch hell, und hinter einem waren Dora und der arme Junge, der gleich seinem Sohn von Vater und Mutter nichts wußte, der nicht der erste war, der dort unter Fremden sterben mußte.

Als Fortunat heimkam, lag Dora im Bett. Sie stellte sich schlafend. Seit Stunden lag sie, im Innersten gemartert, wach; sie allein wußte, daß Fortunat ahnungslos heute am Bett seines Jungen gestanden war, für den ihr der Arzt noch einen Schimmer von Hoffnung auf Tage ließ. Im Lazarett wußte niemand den wirklichen Namen des Schauspielerpaares Fortunat; die Karte hatte sie behalten, worauf ihr bürgerlicher Name von der Pflegemutter ihres Kindes, Fortunats armen Jungen, angegeben war. Der Schauspieler suchte sein

Lager; lange lagen sie beide noch wach, bis sie, ehe die Sonne kam, auf kurze Stunden Ruhe fanden für den neuen Tag. Dora war entschlossen, wenn ihr Kind am Leben blieb, Fortunat alles zu sagen. Denn jetzt, das fühlte sie tief, war er nicht stark genug, die volle, trostlose Wahrheit zu hören.

Täglich, ehe er zum Essen ging, stand Fortunat in dem zugigen Durchgang, der von den Krankenzimmern nach dem Saal führte, wo die Schwestern aßen. Dora mußte ihm sagen, wie es um den armen Jungen stand, und am Abend erzählen. Er vergaß alles andere, so daß er kaum flüchtig noch die Kriegsnachrichten an der Rathausecke las. Manchmal brachte er kleine Gaben für den Genesenden und ging erregt, mit allen Menschen im Einklang, durch die Gassen, wenn ihm guter Bescheid von Dora ward. Tage kamen, wo ihm kaum die Suppe über die Lippen ging, Tage, wo ihm Doras Blick verriet, daß es schlimm stand. Dann konnte Fortunat kaum erwarten, bis sie heimkam. Aber auch Dora war verwandelt, so vergrämt und gedrückt, daß er sie manchmal lange ansah; sie waren beide gealtert, in den letzten Wochen um Jahre verändert.

Gegen Abend ging Fortunat ans Lazarett und wartete auf Dora. Unterwegs war ihm zum erstenmal der Gedanke gekommen, sie nach dem Namen des Kranken zu fragen. Sie gingen durch die alte Anlage, deren helle Wege sich grau im dämmernden Licht des Laubes verloren; Fortunat frug um den Namen. „Die Schwester sagte mir, du wüßtest ihn. Glaubst du nicht, daß es doch irgend einen Menschen geben könnte, der uns dankbar wäre —" Fortunat kam nicht weiter; Doras Gesicht nahm einen Ausdruck an, der ihn erschreckte. „Die Schwester," sagte sie rasch und hart, „weiß nicht mehr

zu sagen, als du selbst wissen kannst." Nach ein paar Schritten, die ihr qualvoll wurden, wie Fortunat sah, blieben sie stehen. „Nun," frug Fortunat ausweichend, „wie geht es dem Armen?" — „Der Arzt glaubt kaum mehr an Tage." — „Und du?" — Dora zuckte die Schulter. „Ich weiß es nicht! Du quälst uns beide mehr, als du wissen kannst. Seit ich so viel Leiden sehe, hat der Tod für mich ein anderes Gesicht." Fortunat schwieg. Bis vor das Haus gingen sie wortlos. Auf der Treppe war Dora halb entschlossen, ihm alles zu sagen, aber sie war zu mutlos und elend. So verlief auch das kärgliche Essen unter wenigen schleppenden Worten.

Die nächsten Tage vergingen für Fortunat in schweren Grübeleien. Lange Stunden saß er gegen Abend auf einer der Bänke unter den alten Linden, bis ihn fröstelte. Manchmal plauderte er mit Soldaten, die von der Front beurlaubt oder von überstandenen Leiden sich erholend, ihre Tage in der kleinen Stadt verbrachten; dann wieder saß er wortlos und stocherte Buchstaben und Zeichen in den grauweißen Sand. Dora konnte ihm doch nicht verargen, daß er an dem fremden Menschen, um den niemand sich kümmerte, ein wenig Anteil nahm. Sie konnte ja nicht wissen, wie öde ihm die Tage verrannen, wie viel leere Stunden kamen und gingen. Sonst waren es die Proben, stundenlanges Lernen und Üben und die Anstrengung am Abend gewesen, die ihn in langen Wochen kaum flüchtig einmal an ihn selbst verwiesen. Nun wurden die Abende lang und die Sonntage, wenn er allein war, endlos, und es half kein Wille darüber fort, daß alles Vergangene aufstand und wie in schlaflosen Nächten die Erinnerung antrieb, stillzuhalten und dem Gewesenen und Gewordenen ins prüfende Auge zu sehen. Und es war genug, übergenug, wo es

gut gewesen wäre, nichts mehr davon zu wissen, so vieles, das einmal wach geworden, nicht mehr schwieg; woran er sich auch zu denken zwang, es führte ihn auf allen Wegen immer wieder an den einen Punkt, zu dem armen Jungen und seinen Schicksalen und mit gleich zwingender stiller Nötigung zu dem jungen, helläugigen Menschen, der im Lazarett lag, und vielleicht im Augenblick starb, wo er dasaß und sich über alles Verlorene und Verspielte seines eigenen Lebens grämte.

Am übelsten war doch das Gedächtnis an alles in langen Jahren Erlernte und Gespielte. Jetzt, wo er so viel allein war, narrte und peinigte ihn die Erinnerung an lange Stellen alter Rollen, und mehr als einmal im Tage verlor er sich in schmerzlicher Bitternis an Gedankengänge und Wortlaut solcher Dichtungen, denen er so oft auf Stunden das zwitterhaft gespenstige Leben auf der Bühne geliehen. War sein eigenes Gefühl so weich und empfänglich, waren es die fremden Worte, die ja alle einen Teil seines Wesens bildeten, die ihn in qualvolle Schmerzhaftigkeit der Empfindung trieben? Vor Tagen wies Dora seine Klagen mit herben Worten zurück, die er immer wieder zerfasernd nach ihrem ganzen Sinn zu verstehen sich mühte. Sie sagte: „Du hast dich mit fremden, erborgten Gefühlen ein Leben lang so erfüllt, daß jedes deiner kleineren eigenen wie auf Stelzen geht.“ Fortunat hatte ihr davon geredet, daß er sein armes, verfehltes Leben für jeden der hoffnungsvollen jungen Männer zu lassen alle Stunden willens sei. Einer der großen Schauspieler, neben dem er in einer Rolle stand, hatte ihm vor langen Jahren zweifelnde Fragen über sein eigenes Können einmal beantwortet: „Sie konnten nicht weiter kommen, weil es Ihnen an der nötigen Kühle fehlt. Sie gehen unter im Anteil der

Empfindungen, die Ihnen eine Rolle aufzwingt. Man muß ruhige Besinnung haben, um gut zu spielen. Sie empfinden nicht, Sie sind nur empfindsam, nur leicht reizbar, nicht stark im Gefühl. Daran ist nichts zu ändern."

War es nicht Torheit, daß er sich jede Stunde um das Schicksal des armen Jungen quälte, eines Menschen, den niemand im Lazarett kannte, mit dem er nur in künstlichen Gedankengebilden die möglichen Geschicke des eigenen Kindes verknüpfte, über das er so wenig wußte als über den fremden Menschen, den Dora pflegte. Dann liefen seine Grübeleien wieder einem Punkte zu. Warum war Dora so bestürzt gewesen — er hatte es scharf gefühlt —, warum wich sie ihm aus, als er um den Namen frug? Die Schwester sagte ihm doch, daß man Dora eine Karte gegeben, die an den Leidenden von irgendwem gerichtet war. Sie mußte wissen, wer er war; warum erschrak sie, was mochte sie leiten, etwas wie ein Geheimnis daraus zu machen?

Spät wanderte Fortunat nach seiner Wohnung. Gegen Abend war Dora dagewesen, denn ein Zettel lag auf dem Tisch, der mit ein paar flüchtigen Worten meldete, daß sie erst am Morgen heimkäme. Die Lorbeerkränze hingen nicht mehr an der Wand; Fortunat geriet darüber von neuem in kranke Grübeleien. Vielleicht waren auch die Bilder vernichtet, die sonst in einem Kästchen lagen, alte Erinnerungen an längstvergessene Rollen, von denen Fortunat oft mit gleicher Bitternis sprach, wie von jenen Zeugen eines Lebens, über das er in den letzten Wochen so oft als eines verspielten geklagt, und die von Dora nun fortgenommen waren. Nach wenigen Minuten hielt Fortunat die Karte in der Hand, die ihm Gewißheit gab. Dora hatte sie auf dem Grund der Schatulle verborgen.

Fiebernd rannte der alte Schauspieler aus dem Hause. Ohne Mantel und Hut kam er gegen Morgen zum Lazarett. Später erfuhr man, daß er lange Stunden am Fluß herumgeirrt war, wo ihn Wachen gesehen hatten und zurechtwiesen. Zuletzt war ein Polizist, der ihn für krank hielt, mit dem Verwirrten bis vor die Tür des Lazaretts gegangen, und verlangte von dem Mann, der Nachtwache hielt, Einlaß für ihn. Fortunat rief nach Dora, sie müsse im Hause sein bei seinem Jungen, den er pflegen müsse und niemand sonst. Als Dora kam, hob er die Hand gleich einem bittenden Kind, die Zähne schlugen im Fieber widereinander. Nur seine Frau verstand, was er stammelte: „Mein Junge, unser Junge, laß mich zu ihm!" Er zog eine verknitterte Karte aus der Tasche und wollte sie Dora geben; taumelnd fiel er vornüber.

Als der Arzt mit der Untersuchung zu Ende war, hörte Dora, daß nichts mehr zu hoffen sei; Gehirnhautentzündung und vielleicht nach Stunden ein zweiter Herzschlag. Gegen Abend phantasierte Fortunat wirre und keinem verständliche Dinge von einem neuen Leben, von Lorbeerkränzen, die man ihm von der Brust tun solle; sie machten ihm so viel Schatten, er könne seinen Jungen sonst nicht sehen. Er lächelte und redete lange von einer Karte, die er Dora geben müsse. Im Wasser läge ein Brief. Fort, weit fort. Man solle ihn auffangen. Er seufzte und fing an nach Dora zu rufen, die neben ihm saß mit einem von hilflosen Fingern zerdrückten Papier in der Tasche; der Karte mit dem wirklichen Namen von Fortunats Jungen, der wenige Stunden vor seinem Vater aus der Welt gegangen war.



Geheimnisvolle Schiffskatastrophen

Von W. Kabel

Am 16. Januar 1878 verließ die französische Brigg „Paris" den an der australischen Ostküste gelegenen kleinen Hafen von Newcastle, um eine Ladung Gold aus den reichen Minen von Gulgong, sowie eine Menge wertvoller Felle im Auftrage von Mellin & Co. in Newcastle nach London zu bringen. Diese Exportfirma hatte mit der Versendung der kostbaren Güter längere Zeit gezögert, da ihr von den Newcastle anlaufenden Fahrzeugen nicht eines zuverlässig genug erschienen war, um ihm eine Ladung im Werte von eineinhalb Millionen Mark anzuvertrauen. Erst die „Paris", ein neuer, gut bemannter und vorzüglich geführter Schnellsegler, der Eigentum des Kapitäns Parelle war, genügte den Ansprüchen der vorsichtigen Kaufleute, die nach Abschluß der Verhandlungen mit Parelle Schiff und Ladung bei der Gesellschaft Britannia in Sydney mit 1 548 000 Mark versicherten.

Die Brigg, die außer dem Kapitän eine Besatzung von vierzehn Köpfen, alles Franzosen, hatte, wurde für diese Reise aufs beste ausgerüstet und ging dann zu einer Jahreszeit in See, in der in jenen Breiten unerwartete Wetterstürze am wenigsten zu befürchten sind. Als einziger Fahrgast befand sich Thomas Burkins, der unverheiratete Teilhaber der Firma Mellin & Co., an Bord; er wollte den wertvollen Transport persönlich überwachen. Die Brigg schlug den Weg nach Norden ein, um durch die Torresstraße in die indischen Gewässer und von da weiter durch den Suezkanal nach ihrem Bestimmungsorte zu ge-

langen. Verabredungsgemäß sollte sie dabei den Hafen von Colombo auf Ceylon anlaufen, wo Mellin & Co. ein Zweiggeschäft besaßen und den Laderaum des gecharterten Schiffes mit weiteren Waren füllen lassen wollten.

Bereits im April desselben Jahres wurde die „Paris", die in Colombo bis dahin nicht eingetroffen war, dem Hafenamt in Newcastle als überfällig gemeldet. Alle Nachforschungen nach ihrem Verbleib waren erfolglos. Daß die Brigg einem Unwetter zum Opfer gefallen sein konnte, erschien so gut wie ausgeschlossen, da nach den angestellten Ermittlungen volle sechs Wochen nach der Abreise des Schiffes in den in Betracht kommenden Meeresteilen das günstigste Wetter geherrscht hatte. Besonders die Versicherungsgesellschaft Britannia in Sydney tat alles, um über das Schicksal des wertvollen Fahrzeugs irgend einen Aufschluß zu erlangen. Ihre mit Hilfe eines Dampfers monatelang ausgeführte Nachsuche hatte kein Ergebnis.

Inzwischen war die Firma Mellin & Co., die sich bei diesem Geschäft zu stark belastet und vorher schon mehrere verfehlte Unternehmungen wettzumachen gehabt hatte, infolge des Verlustes der „Paris" in Konkurs geraten. Nach englischem Recht sind die Schiffsversicherungsgesellschaften erst verpflichtet, die Versicherungssumme für ein verloren gegangenes Fahrzeug, sowie dessen Ladung auszuzahlen, wenn dieses ein volles Jahr lang überfällig ist. Außerdem beträgt die zu erlegende Versicherungssumme stets nur drei Viertel des versicherten Wertes, so daß die Firma also eine Einbuße von weit über eine Viertelmillion Mark erlitt. Eduard Mellin, der überlebende Teilhaber, löste das Geschäft auf und kehrte mit den Seinen als armer Mann nach England zurück.

Zwei Jahre später, im Frühjahr 1880, schickte die holländische Kolonialregierung den Vermessungsdampfer „Wilhelminje" nach Neuguinea, um die Fahrstraßen zwischen den im Südwesten dieser großen Insel liegenden Archipelen abloten und danach neue Seekarten herstellen zu lassen. Während der Erledigung dieser Aufgabe hielt sich das genannte Vermessungsschiff auch einige Zeit in der Egeronstraße auf, die die felsige, wildzerklüftete Insel Selaroe von Jamdena, der bedeutendsten der Timorlautgruppe, trennt. Selaroe ist so gut wie unbewohnt. Nur an der Nordküste hausen einige Hundert Malaien, die sich kümmerlich durch Fischfang ernähren.

Am 23. August 1880 unternahm der Schiffsarzt der „Wilhelminje", Doktor Maesters, in der Dampfpinasse einen mehrtägigen Jagdausflug nach dem südlichen Teile der Insel, wo nach den Berichten der Eingeborenen Bergziegen häufig anzutreffen sein sollten. Auf der Fahrt entlang der zumeist abfallenden Küste wurde die Pinasse am Abend des zweiten Tages von einem Sturme überrascht. Nach längerem Suchen fand sie eine schmale, von haushohen Wänden eingeschlossene Einfahrt, die in eine ausgedehnte, völlig geschützte Bucht mündete. Die Nacht verbrachte Doktor Maesters mit seinen vier Begleitern an Bord des kleinen Fahrzeugs. Man hatte es vorsichtshalber inmitten der Bucht verankert, da man in dieser verlassenen Gegend immerhin mit einem Überfall durch malaiische Piraten rechnen mußte.

Nach Tagesanbruch unternahm die Pinasse eine Rundfahrt durch die Bucht, die mit ihren verschiedenen sich teilweise tief in die Felsenwildnis hineinerstreckenden Armen wie geschaffen für einen Seeräuberschlupf-

winkel schien. In einem dieser Arme lag mit gerefften Segeln vor seinen beiden Ankern ein Schiff, das am Bug in Goldbuchstaben den Namen „Paris" trug, völlig verlassen, aber ganz unversehrt. Auch die Ladung, die aus Kisten mit Goldkörnern und Fellen bestand, schien unangetastet. Dagegen stellte Doktor Maesters bei genauer Untersuchung fest, daß die Küche noch vor nicht allzu langer Zeit benützt worden sein mußte. Speisereste in einem Kochtopf und zwei Schüsseln, sowie ein Häufchen wenig vertrockneter Kartoffelschalen wiesen darauf hin. Außerdem hatte die Kajüte des Kapitäns unzweifelhaft bis vor kurzem einem Menschen zum Aufenthalt gedient, und die Jolle war nicht an Bord, sondern fand sich später an einer flachen, sandigen Stelle des Buchtarmes; sie hatte also dem oder den rätselhaften Bewohnern der Brigg zum Verkehr mit dem Lande gedient.

Diesen Tatbestand meldete die „Wilhelminje" nach Newcastle, da von hier aus die „Paris" den Schiffspapieren zufolge ihre letzte Reise angetreten hatte. Daraufhin entsandte die gleichfalls benachrichtigte französische Regierung — die Brigg war ja unter französischer Flagge gesegelt — ein Kriegschiff nach der Insel Selaroe und ließ die genauesten Nachforschungen anstellen. Die Brigg wurde nach Sydney gebracht und von der Versicherungsgesellschaft sofort mit Beschlag belegt. Nach längeren Verhandlungen wurden der Witwe Eduard Mellins gegen 150 000 Mark ausgezahlt, der Rest des Erlöses aus dem Verkauf von Schiff und Ladung, der nach Rückzahlung der Versicherungssumme nebst Zinsen an die Britannia noch übrig blieb.

Für die Erklärung des Geheimnisses der Brigg ist man einzig auf die Vermutungen eines findigen Lon-

doner Polizeibeamten angewiesen, der seine Schlußfolgerungen hauptsächlich auf drei einwandfrei erwiesene Tatsachen aufbaute. Erstens darauf, daß die Firma Mellin & Co. im Jahre 1878 dicht vor dem Zusammenbruch stand, als sie die Brigg für das Unternehmen in Gold und Fellen charterte; ferner, daß Thomas Burkins, der zugleich mit der Besatzung der „Paris" verschwundene Teilhaber der Firma, in jungen Jahren in einer holländischen Niederlassung auf der Insel Jamdena beschäftigt gewesen war und die Buchten der benachbarten Insel Selaroe von Jagdausflügen her gut gekannt hatte; schließlich besonders darauf, daß Eduard Mellin sich auffallenderweise genau zwei Tage später entleibte, nachdem die Zeitungen in London die erste Nachricht über die Entdeckung des verloren geglaubten Schiffes gebracht hatten.

Hieraus und aus den Ergebnissen der Untersuchung des wiederaufgefundenen Schiffes schloß der Polizeibeamte auf folgenden Sachverhalt: Die „Paris" war von den beiden Teilhabern, die den unvermeidlichen Zusammenbruch ihres Geschäftes voraussahen, von vornherein nur zu dem Zwecke gechartert worden, um die Gesellschaft Britannia um die Versicherungssumme zu betrügen. Nachdem die Brigg die Nordspitze von Australien umfahren hatte, mußte Burkins den Kapitän dazu gebracht haben, vom geraden Kurse abzuweichen, nördlich auf die Insel Selaroe zuzusteuern und in die einsame Bucht einzulaufen, die Burkins sicherlich von früher her kannte, und die bei dem ganzen Plane gerade ihrer verborgenen Lage wegen eine besondere Rolle spielen sollte. In jener weltabgeschiedenen Bucht war dann die gesamte Besatzung der Brigg von Burkins —

vielleicht durch Gift, das den Speisen oder Getränken beigemengt wurde — beiseite geschafft worden. Die Körper der Ermordeten für immer verschwinden zu lassen, war leicht, da der Verbrecher sie nur in einem anderen Arme des natürlichen Hafens mit Steinen beschwert zu versenken brauchte. Burkins hatte darauf die drei Jahre über von dem reichlichen Proviant des Schiffes gelebt und seinen Schlupfwinkel fraglos nie verlassen. Erst als die Pinasse des holländischen Vermessungsdampfers in der Bucht erschien, floh er, eine Entdeckung befürchtend, in das Innere der Insel. Ob er hier umgekommen ist oder sich nachher noch anderswo unter falschem Namen aufgehalten, und wie er geendet hat, läßt sich nicht sagen.

Jedenfalls hatte man es der Jagdexpedition des holländischen Schiffsarztes Doktor Maesters zu danken, daß das Vorhaben der beiden gefährlichen Betrüger, nach Ablauf einiger Jahre die kostbare Ladung der Brigg auf irgend eine Weise in kultivierte Gegenden zu schaffen und zu verkaufen, wobei sie über eine Million gewonnen hätten, vereitelt wurde.

Noch viel merkwürdiger ist folgende Seegeschichte. Am 16. September 1872 ging die amerikanische Brigg „Marie Celeste“ von New York mit einer Ladung Weizen, der für eine Firma in Genua bestimmt war, in See. Die Besatzung bestand aus elf Köpfen. Außerdem war noch die Frau des Kapitäns Griggs und dessen achtjähriges Töchterchen an Bord. Das Schiff erreichte Genua nicht, wo es spätestens Anfang November hätte eintreffen müssen. Am 18. Dezember begegnete die englische Bark „Dei Gratia“ im Atlantischen Ozean einem Schiff, das mit halb gerefften Segeln steuerlos dahin trieb. Der Kapitän der „Dei Gratia“, dem die

Sache verdächtig erschien, fuhr in einem Boot zu dem fremden Fahrzeug hinüber, an dessen Bordwand beim Näherkommen der Name „Marie Celeste“ zu lesen war. Das Schiff war gänzlich verlassen, sonst aber in Ordnung und reichlich mit Lebensmitteln versehen. Bei eingehender Untersuchung merkte man, daß die Besatzung aus irgendwelchen unerfindlichen Gründen gerade während des Frühstücks auf und davon gegangen sein mußte, und zwar offenbar in wildester Hast, da die Leute nichts von ihren Habseligkeiten, nicht einmal ihre Ersparnisse, mitgenommen hatten und sich in der Kapitänskajüte noch sämtliche Schiffspapiere, sowie eine große Summe Bargeld vorfanden. Das sonderbarste aber war, daß von den Booten der „Marie Celeste“ nicht eines fehlte. Es blieb vollkommen rätselhaft, auf welchem Wege die Besatzung das Fahrzeug verlassen haben konnte, das, nach den letzten Eintragungen im Loggbuch zu schließen, bereits zehn Tage lang führerlos trieb.

Der Kapitän der „Dei Gratia“ brachte die „Marie Celeste“ nach Gibraltar, meldete die Sache dem englischen Hafenamt und erhielt für die Bergung der Brigg von deren Eigentümer später den vorschriftsmäßigen Bergelohn ausgezahlt. Alle Nachforschungen nach dem Verbleib der dreizehn Personen, die damals mit der „Marie Celeste“ die Ausreise von New York angetreten hatten, waren erfolglos, so sehr sich auch die englische Regierung jahrelang mühte, so eifrig auch in anderen Ländern an der Aufklärung dieses mehr als merkwürdigen Vorfalles gearbeitet wurde. Schließlich geriet aber auch die „Marie Celeste“ in Vergessenheit. Erst nach mehr denn zehn Jahren ist das Rätsel gelöst worden, und zwar auf eine ebenfalls nicht gerade alltägliche Weise.

Im Frühjahr 1913 hatte die vielverbreitete Lon=

doner Monatschrift „Strand Magazine" den Fall der „Marie Celeste" ihren Lesern ausführlich in Erinnerung gebracht und zur Einsendung von Deutungsversuchen aufgefordert, von denen die besten preisgekrönt und veröffentlicht werden sollten. So kam es, daß auch von namhaften englischen Schriftstellern in mehreren Nummern der genannten Zeitschrift eine Anzahl von Aufsätzen erschien, die in äußerst scharfsinniger Weise das Geheimnis aufzuklären trachteten. Ein Rektor besann sich nun beim Lesen dieser Abhandlungen auf einen seiner früheren Schuldiener, einen ehemaligen Seemann namens Abel Fosdyk, der damals sehr zurückgezogen lebte und mit niemandem verkehrte. Nur dem Rektor Linford gegenüber war er zuweilen aus seiner Verschlossenheit herausgetreten und hatte dann unverständliche Andeutungen gemacht, die stets ungefähr dahin lauteten, daß nach seinem Tode das Geheimnis der „Marie Celeste" enthüllt werden würde. Kurz vor dem Tode hatte Fosdyk seinem Vorgesetzten ein Bündel Papiere ausgehändigt, wobei er in seiner wortkargen Art nur erklärte: „Es wird gut sein, wenn Sie das sorgfältig aufbewahren." Nachdem der alte Mann wenige Stunden darauf verstorben war, hatte der Rektor die Papiere ungelesen in ein Fach seines Schrankes gepackt, da er annahm, daß es sich um eine frühere Liebesgeschichte des Toten handelte, bei der eine Marie Celeste eine Rolle gespielt hätte.

Jetzt tauchte in der Erinnerung Linfords das Bild jener Szene auf, und er suchte die alten Blätter wieder hervor und las zu seinem nicht geringen Erstaunen gleich auf der zweiten Seite: „Die Geschichte der Katastrophe auf der New Yorker Brigg ‚Marie Celeste' vom 8. Dezember 1872." Tatsächlich folgte eine Schil-

derung jener Katastrophe, der Fosdyk als einziger Überlebender entgangen war, und zwar eine Schilderung, die einmal den Eindruck vollster Wahrheit machte, dann aber auch zeigte, wie weit all die Deutungsversuche aus dem Leserkreise des „Strand Magazine" danebengetroffen hatten. Rektor Linford erhielt von der Zeitschrift für die Aufzeichnungen Fosdyks ein glänzendes Honorar und wurde so für die dem alten Schuldiener bezeigte Güte reichlich belohnt.

Fosdyks sehr weitschweifiger Bericht sei hier in gedrängter Form wiedergegeben: Die „Marie Celeste" war ein vorzüglich gebautes Schiff, wie man es selten findet. Unsere Reise war anfangs vom Glück begünstigt, dann aber machten wir den ersten Sturm durch, der vier Tage anhielt. Der Kapitän kam Tag und Nacht nicht aus den Kleidern heraus, obgleich seine Frau und der Steuermann ihn drängten, sich doch etwas Ruhe zu gönnen. Nach ein paar besseren Tagen gerieten wir in ein neues Unwetter hinein, das anscheinend gar nicht aufhören wollte. Hohe See, Sturm und Regen, so ging es fast einen Monat lang. Noch niemand von uns hatte so etwas erlebt. Das Schiff hielt sich tadellos, aber unseren Nerven wurde dabei böse mitgespielt. Besonders der Kapitän machte uns immer größere Sorge. Er gönnte sich kaum eine Stunde Schlaf und geriet schließlich in einen solchen Zustand von Gereiztheit, daß wir ihm ängstlich aus dem Wege gingen.

Wir waren in dieser Zeit so gut wie gar nicht vorwärts gekommen, hatten uns vielmehr, immer mit dem Sturme laufend, beständig im Kreise gedreht. Endlich änderte sich das schlechte Wetter; es gab wieder Sonnenschein und ruhige See. Eines Tages kam ich beim Steuerrad vorbei, das der Kapitän gerade selbst bediente.

In diesem Augenblick schrie er, mit weit aufgerissenen Augen nach vorne weisend: „Um des Himmels willen!"

Auf dem Bugspriet stand sein Töchterchen, ein blasses, zartes Kind von sieben bis acht Jahren, das wir alle „Baby" nannten, und mit dem ich besonders gut Freund geworden war, und balancierte hoch über der See mit ausgestreckten Armen auf dem schrägen Mast. Schnell sprang ich zum Bugspriet, kletterte leise hinterher, packte die Kleine und zog sie auf Deck, wo sie ganz ruhig erzählte, daß sie das schon öfters gemacht hätte. Der jähe Schreck des Vaters ging nun in einen nervösen Wutausbruch über, und obgleich der Kapitän das Kind sehr liebte, schlug er es so heftig, daß es laut weinend unter Deck flüchtete. Der Vorfall ist deshalb von Bedeutung, weil er den Anlaß zu einer Einrichtung gab, die uns später alle ins Verderben stürzte. Um nämlich ähnlichen Kletterübungen des Mädchens vorzubeugen, ließ der Kapitän vom Schiffszimmermann eine Art Plattform bauen, deren Boden aus mehreren Brettern bestand, während Leinwand und Stricke die Seitenwände bildeten. Diese Plattform, die wie eine Kommandobrücke aussah, und die wir „Babys Quarterdeck" nannten, wurde vor dem Bugspriet quer über die hier spitz zusammenlaufenden Schiffsborde befestigt, so daß sie an jeder Seite ein gutes Stück hinausragte. Das Mädchen konnte sich auf diesem seinem Verdeck in Sicherheit bewegen.

Nach vierzehn Tagen ziemlich windstillen Wetters ging der wilde Tanz der Elemente abermals los, schlimmer noch als je zuvor auf dieser Unglücksreise. Wieder kam der Kapitän beinahe eine Woche lang nicht in die Kajüte, und dieser Mangel an Schlaf gab seinem schon halb zerrütteten Nervensystem den Rest. Er machte

fast den Eindruck eines Wahnsinnigen, und eigentlich hätte er keine fünf Minuten länger das Kommando führen dürfen. Als der Steuermann einmal am Ruder stand, gesellte sich der Kapitän zu ihm und fing an wie ein kleines Kind zu weinen. Er hatte es sich in den Kopf gesetzt, daß ihm und seiner Familie, uns allen und dem Schiff das schwerste Unheil bevorstand. Zum Glück besaßen wir in dem Steuermann einen zuverlässigen Führer, der mit der Navigation vollkommen Bescheid wußte. Wir befanden uns jetzt nördlich von Madeira, und nach einer ruhigen Nacht, in der ich einen wundervollen Sternschnuppenfall beobachtete, kamen wir wieder in glatte See und schönes, warmes Wetter hinein.

Zwei Tage später ereignete sich das Unglück. Ich stieg gegen acht Uhr morgens an Deck, gerade zur Zeit, als im Volkslogis das Frühstück aufgetragen wurde. Da hörte ich den Kapitän mit dem Steuermann zanken. Dieser suchte ihn zu beruhigen, aber der Kapitän redete sich immer mehr in Zorn hinein und versteifte sich dabei, offenbar im Anschluß an ein vorher geführtes Gespräch, auf die Behauptung, daß ein tüchtiger Seemann auch in voller Kleidung längere Zeit schwimmen könnte. Obwohl der Steuermann vorsichtigerweise nicht widersprach, tat der immer wilder werdende Kapitän, als ob man ihm den größten Widerspruch entgegensetzte, und erbot sich schließlich, sofort den Beweis zu liefern, daß er mit allen Sachen in fünf Minuten um das Schiff herumschwimmen würde.

Seine laute, gereizte Stimme lockte auch das Kind und die Frau an Deck. Diese beschwor ihn flehentlich, von seinem Vorhaben abzustehen. Aber gerade der Widerstand bestärkte den kranken Mann nur in seinem

Eigensinn, und er traf Anstalten, sich von Babys Quarterdeck aus ins Wasser hinabzulassen. Inzwischen war die Mannschaft von ihrem Frühstück aufgesprungen und gesellte sich in banger Erwartung des Kommenden zu uns auf die Plattform. Der Kapitän stieg an einem Seil ins Wasser hinab und begann mit kräftigen Stößen seinen Weg um die Brigg. Wir alle drängten uns unwillkürlich auf der linken überhängenden Seite von Babys Quarterdeck zusammen, um ihn nicht aus den Augen zu verlieren; — ein gellender Schrei, die nur mangelhaft befestigte Plattform gab unter der Last von zwölf Menschen nach und kippte mit uns über Bord.

In den Wogen begann ein wilder Kampf. Wir waren alle dicht nebeneinander ins Wasser gefallen und bildeten einen einzigen Knäuel verzweifelt sich aneinander anklammernder Körper. Endlich gelang es mir, mich freizumachen. In demselben Augenblick bemerkte ich zu meinem Entsetzen die Rückenflossen von drei Haifischen, die Beute witternd herbeischossen. Mit letzter Kraft schwamm ich der Plattform zu, die nicht weit von mir auf dem Wasser trieb, und schwang mich hinauf. Dann muß ich ohnmächtig geworden sein. Als ich wieder erwachte, war die „Marie Celeste" von der leichten Brise Hunderte von Metern vorwärts bewegt worden, sie zu erreichen daher unmöglich. Von meinen Gefährten sah ich nichts mehr. Ich war allein auf der weiten Wasserwüste. Erst eine Woche später begegneten Fischer der Kanarischen Inseln zufällig meinem zerbrechlichen Floß, auf dem sie einen im Fieberwahn tobenden Menschen fanden. Meine kräftige Natur ließ mich die Krankheit überstehen, aber die ausgestandenen Schrecken hatten auf meinen Geist derart eingewirkt, daß ich jede Erinnerung, die

mit dieser letzten Reise zusammenhing, verloren hatte. Keine der Fragen, die meine menschenfreundlichen Retter an mich richteten, vermochte ich zu beantworten.

Nachdem ich wiederhergestellt war, blieb ich noch zwei Jahre in dem Fischerdorfe und half meinen Gastgebern beim Fischfang. Dann kehrte ich nach England zurück und bemühte mich um eine Anstellung auf dem Lande; der Seefahrerberuf war mir verleidet. Ich erhielt die Stelle als Schuldiener bei Mister Linford, die ich noch heute bekleide. Infolge des ruhigen Lebens, das ich jetzt führe, hat sich mein Geist wieder soweit erholt, daß mir auch allmählich die Erinnerung an jene Unglücksfahrt mit allen Einzelheiten wiedergekehrt ist. Inzwischen bin ich ein alter Mann geworden, der nichts so sehr liebt als sein stilles, kleines Gärtchen. Würde ich jetzt nach zwanzig Jahren mit dem, was ich über das Geheimnis der „Marie Celeste" weiß, an die Öffentlichkeit treten, so wäre es wohl für lange Zeit mit meiner friedlichen Ruhe dahin. Ob die Welt ein Dutzend Jahre früher oder später die Wahrheit erfährt, bleibt sich gleich. Denn länger werde ich wohl kaum noch zu leben haben. Und nach meinem Tode mag mein Wohltäter Rektor Linford von diesen meinen wahrheitsgetreuen Aufzeichnungen den Gebrauch machen, der ihm am richtigsten dünkt.



Der Weltkrieg

Fünfzehntes Kapitel

Mit 9 Bildern

Die von den Franzosen und Engländern seit Monaten angekündigte große Offensive wurde endlich zur Tatsache, und von der Nordsee bis zum Fuß der Argonnen entbrannte ein Kampf von solcher Heftigkeit, Dauer und Erbitterung, wie ihn die Weltgeschichte noch nicht gesehen hat.

Vor der Einleitung des eigentlichen Gesamtangriffes, der sich hauptsächlich auf die Stellungen der dritten, vierten und sechsten Armee erstreckte, begannen die feindlichen weittragenden Geschütze die Bahnen, Straßen und Unterstände hinter der deutschen Front Tag und Nacht unter Feuer zu nehmen, wie auch die zahlreichen feindlichen Flieger die Eisenbahnknotenpunkte mit Bomben bewarfen und die Erkundungsflüge über die Schützengräben hinaus zu verhindern suchten.

Die Absicht der Gegner, die völlige Durchbrechung der deutschen Linien, spricht sich klar in einem an die kommandierenden Generale erlassenen Geheimbefehl des französischen Oberbefehlshabers Joffre aus. In dem Erlaß heißt es:

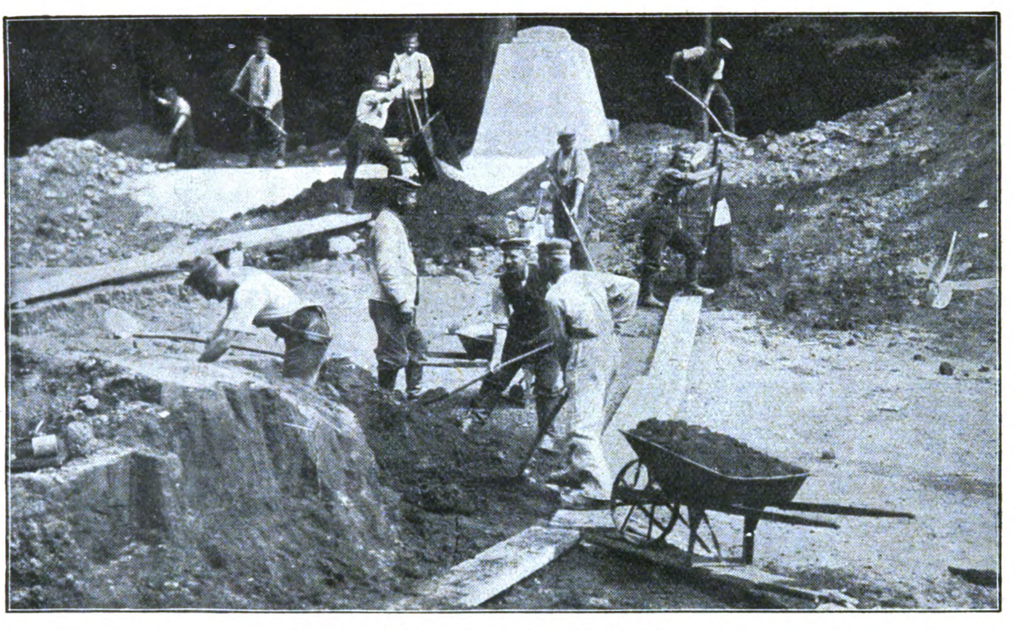
„Alles ist geschehen, daß dieser Angriff mit erheblichen Kräften und mit gewaltigen materiellen Mitteln unternommen werden kann. Der ohne Unterbrechung gesteigerte Wert der Verteidigungseinrichtungen in erster Linie, die immer größere Verwendung der Territorialtruppen an der Front, die Vermehrung der in Frankreich gelandeten englischen Streitkräfte, haben dem Oberbefehlshaber erlaubt, eine große Zahl von Divisionen aus der Front herauszuziehen und für den Angriff bereitzuhalten, deren Stärke der mehrerer Armeen gleichkommt. Diese Streitkräfte, ebenso wie die an der



Feldgraue am Lagerfeuer.

Front gehaltenen verfügen über neue und vollständige Kriegsmittel. Die Zahl der Maschinengewehre ist mehr als verdoppelt. Die Feldkanonen, die nach Maßgabe ihrer Abnutzung durch neue Kanonen ersetzt worden sind, verfügen über einen bedeutenden Munitionsvorrat. Die Kraftwagenkolonnen sind vermehrt worden, sowohl zur Verpflegung als zur Truppenverschiebung. Die schwere Artillerie, das wichtigste Angriffsmittel, war der Gegenstand erheblicher Anstrengung. Eine beträchtliche Menge von Batterien schweren Kalibers ist mit Rücksicht auf die nächsten Angriffshandlungen vereinigt und vorbereitet worden. Der für jedes Geschütz vorgesehene tägliche Munitionssatz übertrifft den bisher jemals festgestellten größten Verbrauch.

Der gegenwärtige Zeitpunkt ist für einen allgemeinen Angriff besonders günstig. Einerseits haben die Kitchenerarmeen ihre Landung in Frankreich beendigt, und anderseits haben die Deutschen noch im letzten Monat von unserer Front Kräfte weggezogen, um sie an der russischen Front zu verwenden. Die Deutschen haben nur sehr dürftige Reserven hinter der dünnen Linie ihrer Grabenstellung. Der Angriff soll ein allgemeiner sein. Er wird aus mehreren großen und gleichzeitigen Angriffen bestehen, die auf sehr großen Fronten vor sich gehen sollen. Die englischen Truppen werden mit bedeutenden Kräften daran teilnehmen. Auch die belgischen Truppen werden sich an den Angriffshandlungen beteiligen. Sobald der Feind erschüttert sein wird, werden die Truppen an den bisher untätig gehaltenen Teilen der Front ihrerseits angreifen, um die Unordnung zu vervollständigen und ihn zur Auflösung zu bringen. Es darf sich für alle Waffen, die angreifen, nicht nur darum handeln, die ersten feindlichen Gräben

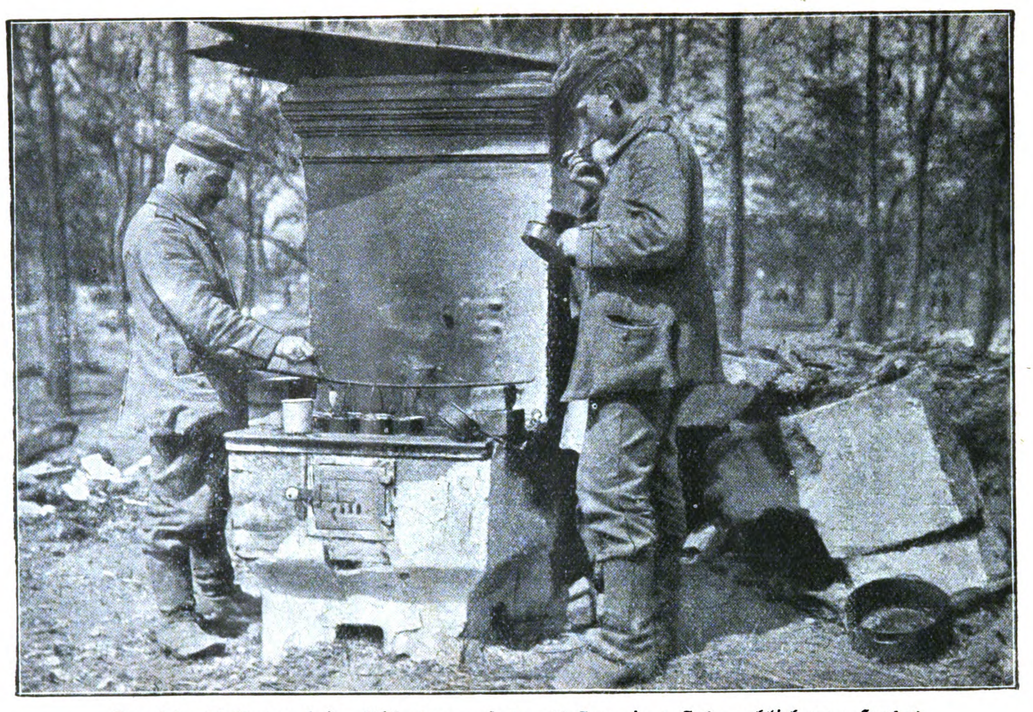


Feldgraue beim Bau einer Wasserleitung.

wegzunehmen, sondern ohne Ruhe Tag und Nacht durchzustoßen über die zweite und dritte Linie bis in das freie Gelände. Die ganze Kavallerie wird an diesen Angriffen teilnehmen, um den Erfolg mit weitem Abstand vor der Infanterie auszunutzen. Die Gleichzeitigkeit der Angriffe, ihre Wucht und Ausdehnung werden den Feind hindern, seine Infanterie- und Artilleriereserven auf einem Punkte zu versammeln, wie er es im Norden von Arras tun konnte. Diese Umstände sichern den Erfolg."

Bei der Eröffnung des Trommelfeuers auf die deutschen Schützengräben, das an einigen Stellen bis zu fünfzig Stunden dauerte, schlugen die feindlichen Batterien das umgekehrte Verfahren ein, als es bei den übrigen Angriffen geübt worden war. Bisher wurde das Geschützfeuer zuerst auf die vordersten Stellungen und danach auf die rückwärtigen Verbindungen gelenkt, bei der jetzigen Offensive aber schritt man mit der Beschießung von den hinteren zu den vorderen Stellungen vor.

Der Angriff der Engländer richtete sich mit fünfzehn Divisionen, darunter einem Teil der Kitchenerarmee, gegen den deutschen rechten Flügel. Die Kampflinie reichte von Loos bis hinab zur Lorettohöhe. Aber sowohl bei Fromelles wie auch bei Givenchy und Festubert brachen die Vorstöße zusammen. Einen vorübergehenden Erfolg erzielten sie südlich des Kanals von La Bassée, wo sie den Sturmkolonnen Hunderttausende von Kubikmetern giftiger Gase voraussandten. Die Gaswellen waren so dick, daß auf zehn Schritte Abstand kein Baum mehr sichtbar war. Vor diesem Gaswellenschwall mußten sich die deutschen Truppen in die zweite Stellung zurückziehen, aber sobald es lichter wurde, nahmen sie



Deutsche Soldaten beim Abkochen auf den Resten eines stehengebliebenen Herdes.

den Gegenangriff auf. Dieser gestaltete sich deshalb äußerst schwierig, weil er über das freie Feld getragen werden mußte und die Engländer bei ihrem Einfall sogleich Maschinengewehre vorgebracht und eingebaut hatten. Die Wiedereinnahme der aufgegebenen Stellungen gelang vielfach nur nach einem wütenden Handgranatenkampf, wobei die deutsche Infanterie bewies, wie zweckdienlich sie von dieser neuen Waffe Gebrauch zu machen wußte.

Der französische Angriff wendete sich gegen die ganze Champagnefront. Er setzte auf 25 Kilometer Breite mit 250000 Mann ein. Nach der vorangegangenen, andauernden Beschießung, die die Schützengräben vielfach eingeebnet hatte, konnten gegen eine derartige Übermacht die vordersten Stellungen teilweise von der deutschen Infanterie nicht gehalten werden. Doch der Plan, die gesamten Linien zu durchbrechen, mißlang den Franzosen, vielmehr konnte von den über alles Lob erhabenen deutschen Truppen eine Reihe von Stützpunkten wiedererobert werden. Der französische Infanterieangriff vollzog sich nicht in aufgelöster Schützenlinie, sondern in drei getrennten Wellen, die, jede einzelne aus drei Reihen hintereinander bestehend, in ruhigem Marschtempo und gebückter Haltung mit dem Gewehr in der rechten Hand an die verschütteten deutschen Stellungen herankamen, aber von den noch vorhandenen Verteidigern, den Maschinengewehren und der Artillerie mit einem solchen Geschoßhagel empfangen wurden, daß die erste Welle, die sich zumeist aus Freiwilligen der begüterten und gebildeten Stände zusammensetzte, völlig vernichtet und die dann heranflutende zweite und dritte Welle unter stärksten Verlusten zum Halten gezwungen wurde.

Bilder aus Rußland: Eine zahlreiche Muschikfamilie.

Das sich entspinnende Handgemenge wurde mit einer derartigen Erbitterung geführt, daß die sich umklammernden Gegner oftmals von demselben Geschoß getötet wurden.

Wie mangelhaft zudem die französische Oberleitung und die Einsicht in dem Umfang der Errungenschaft waren, zeigt die unglaubliche Tatsache, daß in der Gegend von Souain Kavalleriemassen vorgeworfen wurden, die alsbald zusammengeschossen wurden.

Das Ergebnis der feindlichen Gesamtoffensive nach dem ersten großen Vorstoß war, daß die deutschen Truppen auf der etwa 840 Kilometer langen Front in der Champagne in 23 Kilometer, an der englischen Kampflinie infolge des überraschenden Gasangriffes in 12 Kilometer Breite aus der vordersten Verteidigungsstellung in die zweite zurückgedrängt wurden, während sie alle übrigen Punkte mit unvergleichlicher Tapferkeit behaupteten.

Nach einer vorsichtigen Berechnung der deutschen Heeresleitung beliefen sich nach dem Hauptangriff die französischen Verluste an Toten, Verwundeten und Gefangenen mindestens auf 130 000 Mann, die englischen auf 60 000, während die deutschen noch nicht ein Fünftel dieser Zahl betrugen.

Trotz der späteren, mit neuen Truppen wiederholten Angriffe hat sich die Lage auf deutscher Seite nicht verschlechtert, sondern im Gegenteil durch die vernichtende Abweisung der Vorstöße und die Erringung beachtenswerter Vorteile bei Loos, Angers, Souchez und Tahure erfreulich gebessert. Die Widerstandskraft und die Zuversicht auf den Sieg hat sich bei den deutschen Truppen derartig gesteigert, daß verschiedentlich Regimenter singend und mit Laub geschmückt in den Kampf zogen.

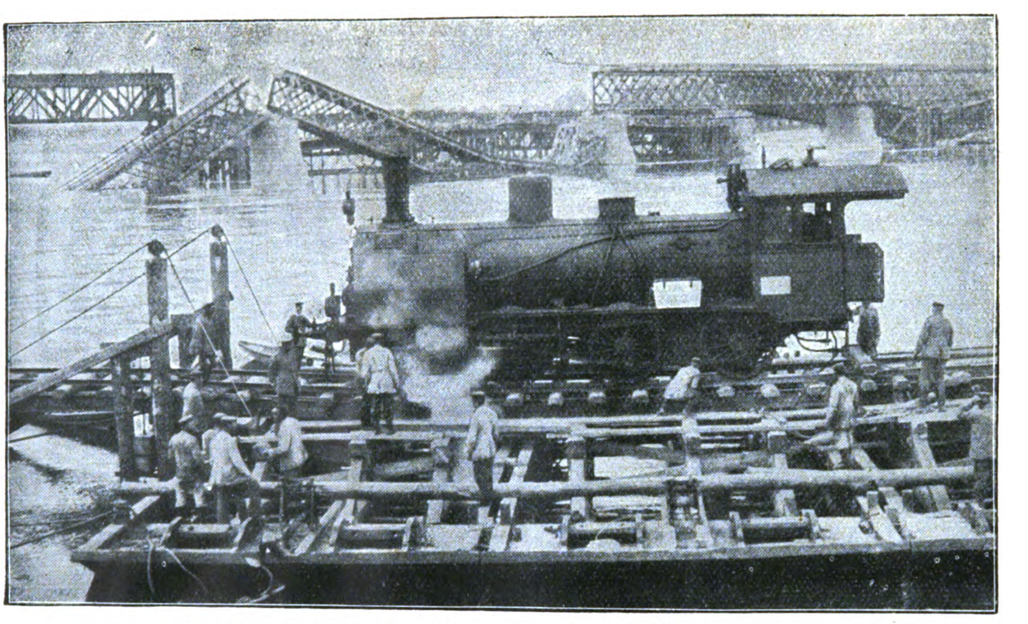


Eine von deutschen Soldaten angelegte Riesensonnenuhr.

Auf dem nordöstlichen Kriegsschauplatz traten zwei Namen als Mittelpunkte der Operationen hervor: Wilna und Dünaburg. Nach der Einnahme von Wilna schritt die Armeegruppe des Generaloberſten v. Eichhorn zu einer großangelegten Einkreisung der Russen, wobei auf deutscher Seite bedeutende Kavalleriemassen mitwirkten. Zwar entzog der Feind in letzter Stunde sich der Einschließung, aber er wurde über die Linie Maroczsee—Smorgon—Wischnew zurückgeworfen und ließ in der Hand des Siegers über 21 000 Gefangene, 72 Maschinengewehre und einen reichen Fuhrwerkpark. Seine Versuche, das weitere Vordringen der deutschen Truppen aufzuhalten, scheiterten sämtlich. Er wurde wiederholt nordöstlich Smorgon und Wischnew geschlagen, und vermochte ebensowenig die Inseln des Miadziolsees zurückzuerobern.

Infolge der Heranziehung großer russischer Verstärkungen nahmen die Kämpfe um Dünaburg allmählich die Form des Stellungskrieges an. Wohl bemühten sich die Russen, den sie einschnürenden Ring durch zahlreiche heftige Vorstöße zu zersprengen, aber alle diese Angriffe wurden nicht nur zurückgewiesen, sondern es gelang den deutschen Truppen unter Generalfeldmarschall v. Hindenburg auch, auf der westlichen und südwestlichen Front an mehreren Punkten die feindlichen Stellungen auf fünf und drei Kilometer Breite zu durchbrechen und den Angriff näher an Dünaburg heranzutragen.

Auf dem südöstlichen Kriegsschauplatz strengten die Russen in Wolhynien und Ostgalizien alle ihre Kräfte an, um den verlorenen Boden durch eine nachdrückliche Offensive wiederzugewinnen. Die Stadt Luck mußte vorübergehend geräumt werden, dagegen wurden die



Beförderung einer Lokomotive auf einem Floß über die Weichsel.

eigentlichen Festungsanlagen nicht aufgegeben. Nach tagelangen Anstürmen wurde der Feind, durch die deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen am Styr mit einer Umklammerung bedroht, gezwungen, von dem unter blutigen Opfern ausgeführten Vorstoß in das wolhynische Festungsdreieck abzustehen und den Rückzug anzutreten. Ebenso ergebnislos verliefen die russischen Operationen in Ostgalizien westlich von Tarnopol, denn nach anfänglichen Fortschritten wurden sie auch hier in ihre alten Stellungen und darüber hinaus zurückgeworfen.

Einen neuen, hochwichtigen Abschnitt in der Geschichte des Weltkrieges bedeutet der vereinigte deutsche und österreichisch-ungarische Angriff gegen Serbien. Vier Kampfabschnitte wurden zum Einbruch ausgewählt. Die Drinafront gewährt an vielen Stellen Gelegenheit zur Überschreitung des Flusses. Etwa 42 Kilometer in der Breite, von dem Austritt der Drina aus dem Gebirge bis zu ihrer Einmündung in die Save, bietet der Fluß Serbien nur beschränkten Schutz, und auch die Bergstellungen bei Ljesnica und Losnica können gegen einen kraftvoll vorgehenden Feind auf die Dauer nicht gehalten werden. Strategisch bedeutungsvoller sind die drei anderen Kampfabschnitte, in der Mitte die Belgrader Front, westlich davon die Savefront und östlich von Belgrad die Morawafront.

Bei Belgrad, wo ein Zipfel der serbischen Grenze nach Norden vorgeschoben ist, münden die große Orientbahn und die Hauptstraße nach Kragujewatz und ins Innere der serbischen Bergstellungen, bei Obrenowatz kommt die Kolubara von Süden aus den Bergen herab, begleitet von strategisch wichtigen Bahnen und Straßen, die nach Südwesten und Südosten das nördliche Serbien

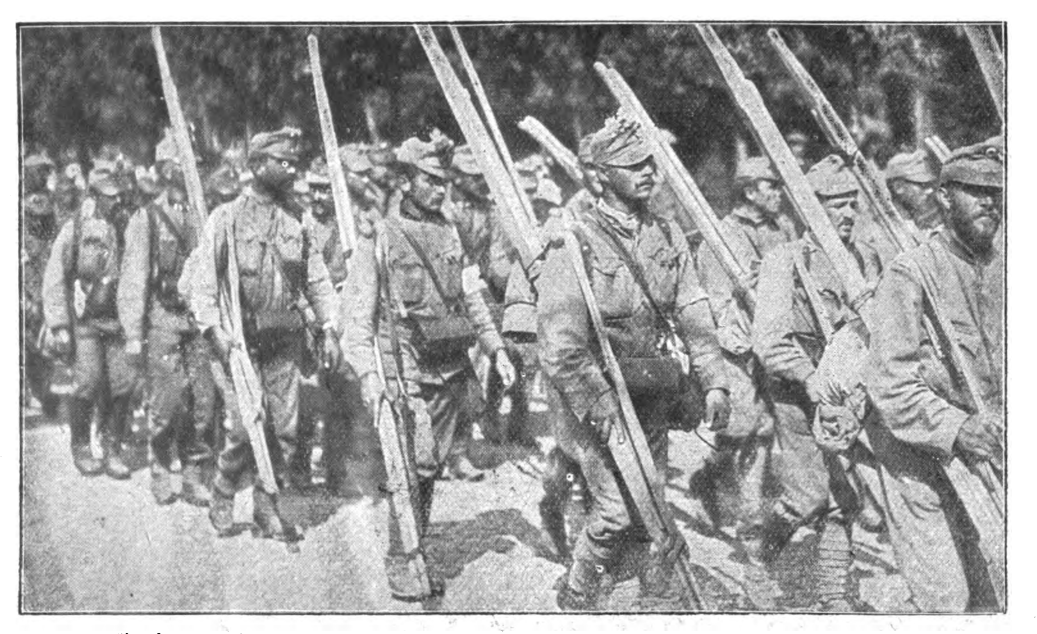


Deutsche Truppen am Hafen von Libau.

durchqueren, und bei Semendria mündet, in einem breiten Tal auslaufend, die Hauptader Nordserbiens, die Morawa, und mit ihr mehrere von Süden und Südosten kommende Straßen und Bahnen. Auch das Mlawa- und das Pektal stoßen in dem Gefechtsraum der Morawamündung auf die Donau. Die Frontlänge dieser drei Kampfabschnitte beläuft sich auf ungefähr 150 Kilometer.

Die angreifenden deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen standen unter dem Befehl der erprobten Heerführer Mackensen, Köveß und Gallwitz. Nachdem österreichisch-ungarische Monitore die Festung Belgrad und die auf dem linken Donauufer bei Semlin aufgestellten schweren Batterien die serbischen Stellungen bei Topschider beschossen hatten, begann unter heftigstem feindlichem Feuer die Übersetzung der Infanterie in Schiffen. Trotzdem die Serben mit allen Mitteln ihre Verteidigungslinie zu halten suchten, gelang der Übergang, und der Nordteil Belgrads wurde erobert. Hier tobte zwei Tage und zwei Nächte ein mörderischer Bajonettkampf, bis die Serben Schritt für Schritt zurückgedrängt wurden und die Stadt aufgeben mußten. Die österreichisch-ungarischen Truppen stürmten die Zitadelle, die deutschen den neuen Konak, und die Fahnen der Verbündeten stiegen vereint auf der Zitadelle auf! Im weiteren Verlauf wurden südlich von Belgrad das Dorf Zeleznik und die Höhen östlich beiderseits der Topciderska gestürmt.

Die Armee Gallwitz mußte, um den Übergang über die Donau zu gewinnen, Brücken schlagen. Unter dem schärfsten feindlichen Feuer wurde von den unübertrefflichen Pionieren dieses Meisterstück ausgeführt, worauf der Strom zwischen Sabac und Gradiste über-



Ein österreichisch-ungarisches Infanterieregiment mit zusammenlegbaren Tragbahren.



König Ferdinand von Bulgarien.

schritten wurde. Nach der Einnahme von Ram wurde die das Land beherrschende Anathemhöhe, die die Donau zwingt, ein Knie nach Norden zu bilden, erstürmt und die Stadt und Festung Semendria erobert. Sodann wurden die Serben auf Pozarevac zurückgedrängt und die Werke dieses festungsartig ausgebauten Ortes auf allen Fronten genommen.

Nach langem Zögern entschloß sich Bulgarien, auf die Seite der Mittelmächte zu treten. Als die Franzosen und Engländer in Saloniki gelandet waren, um nach Serbien Hilfstruppen zu schicken, eröffneten die Serben den Kampf mit einem Überfall bei Köstendil, Trn und Bjelogradcik, worauf die Bulgaren mit einem Angriff bei Knjazevatz antworteten.



Kismet

Nach einem Stoff von Dagmar Bühnert-Damm erzählt von Markus Seibert

Hanns Marwell war eine jener zwiespältigen Naturen, denen jeder Griff, ihr Dasein in entscheidenden Stunden bewußt und sicher zu meistern, mißlingt; die besten Karten, die ihnen das Leben mischt und in die Hände zu spielen vermag, enden alle, wie nach geheimen, unwandelbaren Gesetzen, mit verlorenen Partien. Oft scheint es unmöglich, daß solche Menschen mit leeren Händen von reichen Tischen gehen, und doch stehen sie als Geschlagene auf, wo es mehr als nur zum Schein aussah, daß alles Erreichbare ihnen zufallen müsse.

Abkömmling eines alten Patriziats, das sich stolzer als mancher Adel reicher Geschlechterfolgen fühlte, war Marwell Offizier gewesen, dem die Stabskarriere sicher schien. Zu einer Zeit, wo andere, an Begabung geringer bedachte Kameraden sein Glück neideten, ging er ohne Grund davon. Von einem unbekannten spanischen Nest aus gab er seinen Abschied ein. Er verdarb in kurzen Jahren ein Vermögen, gewann es als abenteuernder Spieler großen Stils zurück und endete nach wechselnden Geschicken, körperlich zerrüttet, weit über seine Jahre zermürbt und verbraucht, als Bettler. Durchs Leben gepreßt und gewöhnt, alles künftige Glück an irgendwelche Zufallsereignisse und dünngespulte erträumte Hoffnungsfäden zu knüpfen, mit verwegenster Lässigkeit den letzten Trumpf zu werfen, lebte er, seit Monaten in dürftigsten Zuständen, in der überzeugten Gewißheit, sich mit einer Dichtung, einem Schauspiel, Namen und Vermögen zurückzugewinnen.

Die ihn näher kannten, wären nicht einmal überrascht gewesen, ihn auch dies neue Ziel seiner Hoffnung

— allerdings nur bis zu gewisser Nähe — erreichen zu sehen, so reich, ja verschwenderisch vielgestaltig wandelbar war sein natürliches Erbe. Vor einem Jahrzehnt ließ er nur für seine Freunde ein Bändchen Gedichte drucken, es enthielt einzelnes, das der Sammler einer verständnisvoll gewählten Ausgabe des Besten älterer und neuerer Lyrik in sein Buch aufnahm. Das ergreifendste seiner Gedichte, das in beklemmenden Versen die unabwehrbare Hand dunkler, unfaßlicher Gewalten, die wahllos spielend verderbende und zerstörende Macht des Zufalls fühlen ließ, trug die Überschrift: „Kismet".

Der Verspielte suchte die Heimat, wie ein todwundes Tier das Unterholz. Er hoffte, seinen älteren Bruder, den er vor langen Jahren zum letzten Male auf Reisen gesehen, zu bewegen, ihm irgendeinen Winkel im väterlichen Hause zu gönnen. Nur so lange, bis sein Schauspiel geschrieben war, zu dem ihm ein fernes Geschehnis seiner Familie, ein Leben, das dem seinen verwandt schien, den Stoff bot. Zur friderizianischen Zeit ward einer seiner Vorfahren nach wirren Lebensläufen bis in die Nähe des großen Königs erhoben und verelendete als Pächter eines Wirtshauses, das an einer armseligen, entlegenen Fähre lag. Man erzählte, daß er dort den König und einige Generale in einer entscheidenden Nacht über den Fluß führte; Friedrich erkannte ihn und bot dem Verlorenen die Hand zu würdigerem Dasein. Nach Jahren fand man den Abenteurer, wie ihn Marwells in seltenen Gesprächen hießen, mit klaffender Stirnwunde verblutet in einem Gartenhäuschen, das noch auf väterlichem Boden stand. Niemals kam man über sein Ende ins klare; als gewiß galt nur, daß ihn fremde Hände erschlugen.

Marwell hoffte, aus alten Papieren des Hauses und

durch seinen Bruder darüber zu erfahren, was für seine Arbeit von Wert sein konnte. War es nicht leeres Gerede gewesen, dann mußte der ältere Marwell die Geschichte des Abenteurers kennen und ganz besondere Züge im Gedächtnis bewahren, die Licht und Farbe geben konnten. Oft genug, als Hanns sich vor Jahren um Ordnung seiner immer wiederkehrenden Zusammenbrüche an den Bruder wenden mußte, hörte er Vergleiche und Anspielungen, die ihn und den Abenteurer zu einer Person verschmolzen, und nicht selten traf ihn die Voraussage eines ähnlichen Endes. In den letzten Wochen, seit er sich mit der Gestalt seines Schauspiels beschäftigte, verschmolz sein eigenes vergangenes und stündliches Erleben mit jenem des Toten immer unlöslicher; Erdachtes und wirklich Geschehenes verknüpfte und verschlang sich so zum Ganzen, daß ihm geschehen konnte, Erfundenes für wahr, als ihm selbst widerfahren anzusehen.

Schon den Knaben schalten die Seinen darum Lügner, wenn er mit leidenschaftlichem Anteil sich zur Hauptperson in kleinen Ereignissen erhob. So war es noch vor Jahren zu peinlichen Stunden gekommen, als er sich mit dem älteren Bruder traf und vergangene Dinge in seiner Weise unabsichtlich zu färben begann. Der Bruder brauchte die härtesten Worte. Zugrunde gehen werde er noch an diesem inneren Schwindel, dem ungeheuren, überbeweglichen Vermögen einer kranken Eitelkeit. Nie werde er die einfachste Sache ohne Beziehung zu sich selbst und niemals so sehen und nehmen können, wie sie wirklich sei. Er erschrak vor der scharfen Verständigkeit des Bruders, und manche Worte waren ihm bis zur Stunde fast mit dem Klang der Worte noch in Erinnerung. Jetzt waren sie ihm wertvoll, nicht um

ihrer Wahrheit willen, die ihm nie nützen konnte, sie erfüllten sein Gedächtnis nur als Mittel zur Darstellung einer Person seines Schauspiels, die er nach der Art des Bruders formen wollte. Damals hörte er ihn sagen, er sei im Grunde nie anders erregt gewesen als im Gehirn, nichts reiche ihm je bis ins Gemüt; ein ewig verwirrt glühendes Wesen sei er, ohne allen Herzensanteil; darum auch sei ihm so leicht geworden, auf den Namen Marwell rücksichtslos jede mögliche Schande zu häufen.

Hanns Marwell hoffte, den Bruder am Bahnsteig zu sehen, fand aber nur einen leeren Wagen und außer dem Kutscher ein in jedem Zug beherrschtes und erstarrtes Bedientengesicht. Als Hanns an den Wagen trat, reichte der Diener ihm einen Brief und trat an den Bock. Kaum eine Seite füllten die steilen Buchstaben, klar und scheinbar unpersönlich, wie sie anmuteten, war ihr Inhalt; kurze Abschnitte, eigentlich eine Art Vertrag, der ihr Verhalten zueinander bestimmte, noch ehe ein Wort zwischen ihnen möglich war. Hanns barg den Brief und lächelte. „Schutzvorrichtungen, Barrikaden," sagte er zu sich selber. Vielleicht waren ihre Naturen nicht einmal so tief verschieden; so fehlte ihm nur die Stärke der inneren Hemmwerkzeuge, die den Bruder davor bewahrten, sich an treibende Stimmungen machtlos zu verlieren; Kismet, Schicksal, im einen wie im andern Falle. So wäre ihm wohl nur in Gedanken möglich gewesen, den Brief zu schreiben, der für jeden Fall Rechte und Pflichten genau vorausbestimmte.

Haus und Tisch waren ihm verwehrt. Einzig die Bibliothek sollte ihm offen stehen, aber nur von der rückwärtigen Turmtreppe aus, die vom hinteren Teil des Gartens ins Haus führte. Kein Wort war darüber verloren, wo er wohnen sollte. — Wie hießen

die letzten Worte? „Der Diener wird Dir den Turmschlüssel geben, mich wirst Du in der Bücherei finden. Die Dauer Deines Aufenthaltes soll durch Deine Arbeit und Dein Verhalten bestimmt werden."

Als Hanns Marwell durch die Scheiben des geschlossenen Wagens in die winterlich dämmernde Landschaft hinaussah, bogen die Pferde von der breiten Landstraße ab und einem Wäldchen zu. Für einen Augenblick durchzuckte ihn ein Gefühl wie nach einem entehrenden Schlag; der Weg, den er nahm, führte an den weit hinter dem Herrenhaus gelegenen Parkeingang; es war deutlich, daß ihm der Bruder als einem Verlorenen den Weg ins Haus versagte.

Vor dem schmalen Mauerpförtchen gab ihm der Diener wortlos den Schlüssel. Hanns öffnete und ging den schmalen Weg nach dem Turm. Sein Auftrag schien ihn dort erst reden zu machen; er sagte kurz, daß man ihn in der Bücherei erwarte, und ging um den langen Nordbau nach dem Gesindeflügel. Hanns stieg die enge Steintreppe hinauf; die Türe zur Bücherei war offen, der gewölbte alte Raum noch leer. Der Anstrich war erneuert worden, die starken, kunstvollen Eisengitter der hohen Fenster waren die alten, nur das Laub schien weniger Licht als vor Jahren einzulassen; die Ordnung der Büchergestelle, Schränke und Truhen war verändert. In einer lichtlosen Ecke hingen zwei alte Bildnisse des „Abenteurers", den schon die vorigen Geschlechter in dies Gewölbe zu verbannen für gut fanden. Hanns Marwell blieb vor den Bildern stehen und verlor sich in Grübeleien; seine Erinnerungen und Gedankenbilder fanden sich mit der gemalten Erscheinung nicht zusammen. Der Herr im blauen Rock, mit den glanzgelichteten Augen, starkem Kinn und steiler Stirn unter

sorgfältig gepuderter Perücke schien versteckt zu lächeln über den Gedanken, als Schandfleck des Hauses, der wilde Marwell, zu gelten, dem der Degen in der Scheide so locker saß wie die Pistole im Halfter. Aus dem zweiten Bild blickten harte Augen gradeaus, an allem hochmütig vorüber ins Leere. Der tiefpurpurne Teppich, vor dem der Abenteurer stand, war an einer Ecke aufgerafft und leitete den Blick in eine ferne Landschaft. Von unten her glühten brennende Häuser fahlgrüne, tiefhängende Wolken an; Soldaten in der schwarzen Uniform, wie sie der ordengeschmückte Mann im Bilde trug, rückten stürmend in heftigem Feuer vorwärts. Davon war Hanns keine Vorstellung geblieben.

Der ältere Max Marwell stand still, innerlich nicht ganz unbewegt, neben einer alten Truhe. Als Hanns ihn sah, stieg leise Röte in ihm auf. Max nahm es wahr und bot ihm wortlos die Hand.

„Ich hoffe, dir nicht lange zur Last zu sein," sagte Hanns mit erzwungener Lässigkeit, doch nicht ohne hörbare Bewegtheit. „Du wirst mir helfen, zum letztenmal."

Max verbarg ein schmerzliches Lächeln kaum. Die mageren Wangen des Jüngeren färbten sich tiefer. Max sah ihn mit gütiger Strenge lange an. „Du bist wie so oft daran, auf deine letzte Karte zu hoffen. Was ich noch tun kann, habe ich dir geschrieben; daß ich dir im väterlichen Hause kein Obdach bieten darf, geschieht nach dem letzten Willen unseres Vaters, dem wir beide zu gehorchen haben; das alte Gartenhaus habe ich nach seiner Bestimmung für dich richten lassen." Er wollte noch sagen: „Das Zimmer, in dem der Abenteurer zuletzt hauste und starb," aber er schwieg und bat Hanns mit kurzen Worten, ihm zu folgen.

Draußen dunkelte es in den Wegen; nach kaum hundert Schritten verlor sich das langgestreckte Haus hinter dichtem Geäst jahrhundertealter Bäume. Sie bogen vom Pfad ab und gingen über einen schmalen Wasserlauf, der seit Tagen schon zugefroren war. Vor dem alten Bauwerk, das nur ein Zimmer und zwei kleine Nebenräume umschloß, wartete der wortkarge Diener. Aus den Fenstern fiel rötliches Lampenlicht auf dünnen Schnee. So demütigend auch der Empfang war, stieg doch in Hanns ein schmerzlich weiches Gefühl auf; es war immerhin der Boden seiner Kindheit, der ihn jetzt wieder trug. Unvermittelt sagte er: „Du wirst sehen, daß es mir nochmal gelingt! Denn am Ende bin ich doch noch nicht zu allem verloren."

„Nicht so laut," mahnte Max Marwell.

Der Diener öffnete die Haupttüre, die unmittelbar in den einzigen größeren Raum führte; dann ging er auf einen Wink des älteren Bruders in den Nebenraum, der seitwärts gleichfalls nur von außen zu erreichen war. Die Brüder waren allein. Hanns Marwell trat vor den kleinen weißen Stuckkamin, aus dem große Scheite angenehme Wärme verbreiteten.

„Du wirst gut tun, die inneren Läden zu schließen," sagte Max, „ich habe mich überzeugt, daß sie trotz ihres Alters noch dicht sind. Nur dies hintere Fenster dort wird offen bleiben, du erinnerst dich wohl noch, daß es auf den alten Friedhof geht. Wenn dir der Ausblick nicht lieb sein sollte, wird man es tagsüber, ohne Licht zu verlieren, mit Vorhängen versehen können. Der einmal hier zuletzt hauste, wollte den Anblick haben. Weißt du davon, daß er hier eine Art Geschichte unseres Hauses zu schreiben versucht hat?"

„Nein," sagte Hanns, der zum Fenster gegangen war.

Es gab den Blick auf die Gräber einiger seiner Vorfahren frei, die zu einer Zeit hier begraben wurden, als man nicht mehr in den Kirchen beisetzte.

„Das Fenster wird mich kaum stören. Wer fürchtet noch Tote? Vielleicht haben wir alle uns mehr vor dem zu fürchten, was von ihnen in uns noch lebendig geblieben ist. Gibt es übrigens nur diese zwei Bilder in der Bibliothek von dem, der hier starb? Ich finde, daß sie nicht allzuviel von seinem Leben verraten. Wenn er anders aussah, dann hat der Maler gewiß nicht gewagt, vielleicht auch nicht vermocht, die Leinwand zum Zeugen dafür zu machen."

„Wir haben nichts, das sich erhielt. Auch keine Überlieferung, ob sie ihm glichen. Er starb ja zehn Jahre älter, als das letzte Bild ihn zeigt."

Hanns setzte sich vor den Kamin. Max Marwell sah jetzt erst in der scharfen Beleuchtung, wie zerstört und früh gealtert der jüngere Bruder aussah; vielleicht mochte er dem mehr gleichen, von dem die Rede ging, als beide wissen konnten. Hanns griff nach dem Schürstab und stocherte in der aufflackernden Glut.

„Du sagst, daß er über das Haus, die Familie schrieb; ging es verloren?"

„Ich habe dir die Blätter dort auf den Tisch gelegt. Ob sie dir nützen können, weiß ich nicht. Der Anfang verliert sich in wunderliche Fabeleien, wie man sie auch sonst in der Mark von alten Geschlechtern um diese Zeit in den Spinnstuben erzählt hat. Doch du wirst dich einrichten wollen, essen und ruhen; der Diener ist zu deiner Verfügung." Damit verließ Max Marwell das Parkhäuschen.

Der Diener meldete sich und deckte. Hanns aß wenig, ging in dem kleinen Raum lange hin und wieder und

suchte sich mit dem wenigen vertraut zu machen, das er barg. Von Zeit zu Zeit trank er hastig Wein, den ihm der Bruder nicht vorenthielt; dann nahm er die Aufzeichnungen des Abenteurers zur Hand.

Auf vergilbtem starken Papier, in bräunlich verblaßter Tinte fand er in veralteten, aber klaren Zügen wunderlichen Bericht über die Herkunft der Marwells. Der sie schrieb, wollte in boshafter Form, im witzelnden Geschmack seiner Zeit, eine Spottschrift abfassen auf sein Geschlecht und über sich selbst. Die Blätter begannen mit dem Satz: „Der die Marwells ins Land gebracht hat, wird mich, und später den letzten, gewißlich wieder auf gleiche Weise davontun. In einem Sack bracht' er sie in die Mark, in einem Sack wird er sie davontragen, wenn ihm die Zeit dazu gut scheint." Dann hob die Schilderung an, wie die ersten Marwells vor Jahrhunderten ins Land gekommen waren. Der Teufel habe von Gott Auftrag erhalten, die Edelleute und Herren der Erde auf Herz und Nieren zu mustern und alle, die er nach seinem Geschmack fände, in einen großen Sack zu packen, wie die schädlichen Feldmäuse, und gradaus in die Hölle damit zu fahren. Trinker, Spieler und Raufbolde sollten ihm vor allem verfallen. Mit dem größten Sack, an dem seine Großmutter einen vollen Mond Tag und Nacht genäht, flog er über Land und sammelte die lustigen Lerchen. Bald war der Schlauch voll bis obenhin, so daß ihm schwer ward, in der rechten Höhe damit zu bleiben. Bei Marwell streifte der Sack gar hart an die Kirchturmspitze, so daß ein Loch hineinriß und die Marwells sich draus verloren, ohne daß er's merkte. So waren sie diesmal noch aus seinen Krallen geraten. In jedem Jahrhundert aber käme er wieder, um

sich immer an einem für alle zu rächen, die ihm damals auskamen.

Dann folgten Schilderungen einzelner Marwells, denen dies Geschick geworden, wozu der alte bittersüße Narr die buntesten Farben schreiend auftrug und wohlangelegt alles so zu führen verstand, daß in ihm selber die verzweifeltsten Gaben der Ahnleute sich zu dem verbanden, wonach dem Teufel um 1760 wieder einmal lüstete. Aber wie er's auch trieb, er kam ihm immer wieder heil aus den Fängen. So lustig das alles schien, Hanns Marwell war nicht gelaunt, was er in dieser Nacht las, lustig und obenhin zu nehmen. Zwischen dem scheinbaren Galgenhumor sah ihn das ernste, hochmütige, wissende Auge des Abenteurers an, der sich auf eine gewaltsam höhnische Weise über sich selber lustig zu machen suchte und doch immer wieder die hellen Fäden seiner scheinbar göttlichen Fabeln und Geschichten merklich mit schweren, schwarzen Einschlägen durchzog. Bittere Einsicht lag schon in dem Gedanken allein, daß die Väter im Guten wie im Bösen noch in den späten Enkeln lebendig sind und büßend und leidend erleben, was sie vielleicht nicht imstande sind, abzuwehren.

Mehr als einmal murmelte er vor sich hin: „Kismet, Kismet." Die Worte, die er selbst vor Stunden gebraucht, ließen ihn nun fast erschrecken, daß nicht die Toten zu fürchten seien, sondern allein das, was sie mit uns verband, ihr fleischliches und geistiges Erbe, das in jedem irgendwie gemischt weiterlebte und die dunklen Fäden persönlicher Schicksale erbarmungslos verknüpfte und je nach der Zeit wandelte.

Ein Teil der Nacht ging unter Lesen und düsteren, kranken Grübeleien hin; lange kauerte Hanns Marwell vor dem Kamin, bis die Haut im Gesicht von der un-

gewohnten offenen Glut schmerzte. Der Kamin schien erst nach dem geheimnisvollen Ableben des Abenteurers, wenn auch schon kurz nach seinem Tode, gebaut worden zu sein, denn in seinen Schriften sprach er davon, daß zu seinen Tagen ein chemischer Herd darin brannte. Das letzte Stück, das der Satan mit ihm spielte, war die verzweifelte Kunst, Gold zu machen. Es schien auch, als ob er dem Orden der Rosenkreuzer angehört habe, denn manche seiner Aufzeichnungen deuteten darauf, daß er mit anderen ein großes Geheimnis teilen müsse, wovon zu reden ihm nicht möglich sei, ohne seiner Seele zu schaden. Schon die wenigen Stunden, die Hanns mit den alten Schriften verbrachte, ließen ihn das erklügelte Bild verwerfen, zu dem ihm die merkwürdige Gestalt sich geformt hatte. Was ihn erschreckte, waren eine Menge kleinster Züge, die wie Geschehnisse aus seinem eigenen Leben klangen, die verzweifelten Stunden eines Spielers, der Tausende verlor und, um über Wasser zu bleiben, oft genug an Tischen saß, wo es kaum mehr als um Pfennige ging.

Gegen Morgen hielt es Marwell nicht mehr im Zimmer; es trieb ihn, mit verwirrten Gedanken, in die Bücherei zu den Bildern des Unseligen, der vor über dreihundert Jahren auf dem gleichen Boden gegangen war, als einer von denen, die ihr Dasein bis zur letzten Demütigung auszukosten verdammt waren. Es war kalt geworden, kälter wohl als in der ganzen Nacht, kälter als die kurze Stunde vor Sonnenaufgang auch sonst zur warmen Zeit war. Hanns verlor den Weg und kam von der andern Seite auf die Anlagen vor dem Hauptgebäude, das ihm verboten war zu betreten. Vom Vater nach seinem letzten Willen verwehrt, der ihn vor fast einem Jahrzehnt schon reif fühlte, aus-

gestoßen zu enden wie der, dessen verwandtes Schicksal in dieser Nacht vor ihm offen lag, bis zu jenem gräßlichen Schluß, den niemand kannte. Vielleicht war er freiwillig gegangen, und nur die Scheu einer Zeit, die nichts mehr fürchtete als ein ehrloses Selbstmörderbegräbnis, hatte die Fabel eines gewaltsamen Todes erfunden, um seinen Leichnam wenigstens in geweihter Erde bergen zu dürfen. Zu den Zimmern, die seine Knabenjahre umfriedeten, sah er lange hinauf; die klaren Scheiben spiegelten kalt und klar im vollen Mond. Dort hauste sein Bruder als ein Fremder, der sich von ihm schied, ihm nicht mehr geben durfte und konnte, als er bot; er wußte wohl, daß ihn die Pflicht band, das Majorat für seinen Erben zu halten. Für einen Erben, den dort harmlose Knabenträume lächeln machten, der die Schicksale eines späten Nachkommen schon im Keim in sich trug, eines Menschen, der vielleicht elend wie er und der Abenteurer werden sollte. Ob nach einem oder zwei Menschenaltern, darüber zu grübeln war müßig. Hanns Marwell ging um das Haus und öffnete die alte Tür zum Bücherraum. Es war zu dunkel, um die Züge des schwarzgekleideten Marwell zu erkennen; er nahm das Bild von der Wand und trug es durch den Park in seine Stube.

War es so kalt, oder schüttelte ihn ein Fieber? Die Zähne schlugen widereinander, und auch vor dem Feuer wollte ihm lange nicht wohler werden. Den mürrischen Diener zu rufen, war er nicht fähig. Schlafen konnte er nicht, und bis zum Morgen hielt der letzte Knorren an, den er in die Glut warf. Das Bild des Ahnherrn stand neben dem Kamin auf dem alten vergoldeten Stuhl mit den geschweiften Beinen. Marwell betrachtete ihn lange und angestrengt und mühte sich, Ähnlichkeiten

zu entdecken. Unter einem Tuch verbarg er das goldgestickte Husarengewand und die gleißenden Orden; mit den Händen hielt er die gepuderte Perücke zu, die um das Gesicht wie eine entstellende Maske lag. Er stieß ein Glas vom Kamin und starrte gedankenlos auf den dunkeln Fleck, zu dem sich der Wein mit der Asche verband; das löste ihm einen Gedanken. Im Kamin war Ruß. Er griff mit der Hand hinein und suchte das Weiß der gepuderten Haare auf dem Bild zu tilgen; es gelang. Verwandelt sah der Husar ihn an. Die Orden noch weg, die glänzende Verschnürung! Nun war nichts Fremdes mehr, nichts Störendes. Das konnte das Gesicht eines Lebenden sein, sein eigenes. Oder glich er nicht jetzt seinem Vater? Vielleicht doch ihm selbst. Hanns Marwell fand im Schlafzimmer einen Spiegel, groß genug, daß er sein eigenes Gesicht darin voll sehen, genau vergleichen konnte, ob es wahr sei, wie der Bruder vor Jahren ihm schrieb, er sei gezeichnet und gliche dem Verlorenen mehr als irgend ein Marwell seit hundert Jahren. Der Spiegel stand unter dem Bild, und Marwells Augen gingen von einem Gesicht zum andern. Er zog die Brauen zusammen, preßte die Lippen widereinander, rollte die Augen und suchte ihnen den starren, verächtlich überlegenen Ausdruck zu geben, den der längst Verstorbene im Bilde trug. Darüber gingen Stunden hin.

Gegen Tag fing Marwell an laut zu sprechen. Er wanderte durchs Zimmer und schrie nach dem Diener, der längst, durch dies seltsame Wesen erwacht, angekleidet vor der Tür stand. Marwell herrschte ihn an. „Meine Uniform! Meine Orden! Der König ruft mich. Ich werde nicht umsonst an seine Gerechtigkeit appellieren.“ Er wurde ruhiger und sprach eifrig von einer großen Reise zum König, seinem Herrn, der ihn in Gnaden auf-

nehmen würde. Der Diener blieb still, im dunkeln Gefühl, vor einem Zerstörten zu stehen.

Lange sprach Marwell mit gewandten Worten, daß nun ein neues Leben begänne; der König werde seinen alten Oberst auf den ersten Blick erkennen. Dann riß er die Borten von einem der Stühle und suchte sie auf der Brust zu verschnüren. „Kennt Er mich nun," schrie er den Diener an, „Oberst Marwell von den Zietenhusaren? Geh Er und sag Er dem König, daß ich ihn heute noch sehe."

Der Diener nützte das Wort, ging aus dem Zimmer und weckte den Majoratsherrn.

Als Max Marwell kam, stand Hanns aufrecht vor ihm, er hatte die Orden aus dem Bild geschnitten und trug sie auf der Brust. „Oberst Marwell," sagte er mit klarer Stimme zu seinem Bruder. „Führen Sie mich zum König!"

Max Marwell trat auf ihn zu und sah in die flackernden Augen eines Irren. Er gebot dem Diener, zu bleiben. Vor der Türe murmelte er erschüttert, kaum noch fähig zu fassen, was in einer Nacht geschehen war: „Kismet?"



Mannigfaltiges

m. **Alte deutsche Ortsnamen in verwelschtem Gewande.** Vor über dreißig Jahren schrieb der bayerische Historiker Sepp, es sei fast verwunderlich, daß wir so spät erst darauf gekommen seien, den Umlaut engo in Ortsnamen für das oberdeutsche ing und ingen zu erkennen, wie es das eine Beispiel schon lehren könne, daß der Italiener aus dem deutschen Wort Kämmerling einen Camerlengo gemacht habe. Er wies nach, daß die Namen vieler Ortschaften in der Lombardei auffallend mit unseren altbayrischen übereinstimmen und weit tiefer nach Italien hineinreichen als die romanischen zu uns heraus. Damit sei der Vorwurf in den Wind zu schlagen, als könne durch Erörterungen über etruskische Formen der Ortsnamen Tirols der Weg für die Welschen gewiesen werden, wie weit sie ein Recht besäßen, zu uns heraus nach Norden vorzudringen.

Barengo, Bussolengo, Gottolengo und Gossolengo, Marengo, Pozzolengo und Rodengo, sind nichts als die verwelschten Lautformen für Bäring — bei Holzkirchen, Mühldorf, Straubing und anderwärts nachweisbar — Bozling bei Nürnberg, Gättling bei Cham, Gößling bei Österhofen, Maring bei Latsch im Tirolischen und Märing bei Friedberg, Pützling und Roding.

Ja an der Sesia, unweit Vercelli, ist noch ein prächtig verwelschtes Geiselhöring = Ghislarengo erhalten. Urkundlich gesichert und ebenso oberdeutsch sind die Namen Audolingo = Aidling, Gatingo, Justingo, Munesingo = Münsing. Martinengo bei Bergamo vererbt sogar den Namen des fränkischen Heiligen Martin und hieß ehedem Martiningen.

Ebenso dürfte das schlachtberühmte Legnago, dann auch Urago am Oglio auf einem deutschen Leinach, Urach, oder auch Aurach beruhen. Noch näher indes liegt, Musacca am Gartensee = Gardasee für das bayerische Moosach bei München zu nehmen. Locca und Enguiso im Ledrotal sind, in unser Deutsch zurückübersetzt, Lacke oder Lache und — Engwiese. Gonzaga bei Guastalla ist unser deutsches Gonzach oder Günzach, und Guastalla selbst unser Gurstall. Gur aber heißt das Roß. Der alte Muratori führt ein Stotegarda, ein italienisches Stuttgart, auf. Man denke an das Stuttgarter Wappentier, die Stute.

Im Tale Policella oberhalb Verona stoßen wir auf Wesenbrunn, neben Prun, Leita, Mittertal, Mittereben. Gargazon, am gleichbenannten Bache zwischen Bozen und Meran, ist wohl mit Zaun zusammengesetzt, wenn es nicht auf Gargathing zurückgeht.

Als in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts während der großen Städteunruhen eine Reihe von Edelleuten aus Bergamo ausgewiesen wurden und sich bei Reggio, in dem kleinen Ort Rocchetta niederließen, nannten sie ihn Lünberga = Zufluchtsstätte, vom alten Fline = Ruhe, wobei man an Lüneburg zu denken gemahnt wird. Die Stadt Vicenz redete vor dem Jahre 1000 fast ausschließlich deutsch.

Sepp wies darauf hin, daß der zwanzigste Teil des italienischen Wortschatzes deutschen Ursprungs sei. Ebenso sei auch die große Zahl italienischer Adelsgeschlechter gleicher Herkunft wie jene der florentinischen Häuser Alaman, Aldobrandini, Ricchardi, die Ghisilieri zu Pistoja und die Grimaldi in Monako. Die Alighieri hießen als Deutsche nach einem edlen Adalger.

Auf das Paradies am Gartensee, wohin die Heldensage den Kampf Ortnits und Wolf-Dietrichs mit dem Drachen verlegt, verzichtete Otto von Wittelsbach 1167 zugunsten des Bischofs von Trient.

An einer Stelle sagt Sepp: „Wir vergessen nicht zu wiederholen, daß Bazzarara bei Modena sich von der Heerfahrt der Bajuvaren im Anschluß an die Langobarden herschreibt, und daß die bayerischen Agilolfinger nach Theodolindes glorreicher Regierung, die gleich einer Maria Theresia von ihren Untertanen verehrt war, fast ein Jahrhundert über den größten Teil Italiens herrschten.

Erwägen wir all diese Tatsachen, so will es uns bedünken, daß Norditalien großenteils von kräftigem deutschen Stammvolke bewohnt ist, woher man noch häufig genug auf rötliche Haare und schwäbische Haartracht bei Frauen stößt.

Wenn die Welschen, deren Sprache doch nur die Kerndeutschen ansteckte und allmählich ihre Herkunft vergessen ließ, noch länger nach dem früher niemals so genannten Trentino schreien

und den Mund aufsperren, um es zu verschlucken, so wird den norischen Bajuvaren oder Österreichern keine andere Wahl bleiben, als sie abermals zu Wasser und zu Land aufs Maul zu schlagen und das Festungsviereck zur Regelung der Grenzen zurückzunehmen. Im Grunde dürften diese Welschen stolz darauf sein, daß sie dem Blute nach in Langobarden umgewandelt worden sind, wie die Britten in Angelsachsen ..."

Manchmal sind Dichter in Wahrheit Propheten gewesen. Seltener allerdings läßt sich dies von Historikern sagen. Man weiß, daß der alte herzhaft bajuvarisch grobe Sepp ein Stück vom Dichter in sich trug.

Um Garricks Kopf. — Auf einer Festlichkeit, an der Thomas Gainsborough und der berühmte Schauspieler und Dramendichter David Garrick († 1779 in London) teilnahmen, wurde von einem begeisterten Verehrer Gainsboroughs die Behauptung aufgestellt, daß der Meister nie gegen die Ähnlichkeit in einem Bildnis fehlen könne, möge auch die darzustellende Person noch so schwierig zu treffen sein. Garrick erklärte, Gainsborough würde es niemals gelingen, ein ihm ähnelndes Bildnis zu schaffen, und er bot sich zum Beweise seiner Behauptung an, dem Maler die nötigen Sitzungen zu gewähren. Gainsborough, über den ehrenvollen Auftrag erfreut, glaubte mit dem ausgesprochenen Schauspielerkopf Garricks leichtes Spiel zu haben und sagte zu. Ohne sein Wissen schloß Garrick mit einigen Freunden des Malers hohe Wetten ab. Die erste Sitzung verlief zur vollen Zufriedenheit des seiner Fähigkeiten bewußten Malers. Verdrießlich und beunruhigt wurde er erst, als er bei der zweiten Sitzung sich genötigt sah, Abänderungen vorzunehmen. Diese Unruhe steigerte sich noch bei der nun folgenden dritten Sitzung des Schauspielers. Gainsborough, der sein halbvollendetes Werk mit dem Kopfe seines Modells verglich, mußte zu seinem Ärger sehen, daß zwischen beiden fast nicht die geringste Ähnlichkeit bestand, und wieder entschloß er sich zu einer durchgreifenden Änderung. Als Garrick mit dem harmlosesten Gesicht von der Welt zum vierten Male bei dem Künstler erschien und dieser seine Arbeit beginnen wollte, geriet der überlistete Maler zuerst in Verwirrung und

dann in maßlose Wut. „Zum Teufel mit Euch!“ fuhr er den Schauspieler an. „Tausenderlei Gesichter könnt Ihr nachäffen und besitzt nicht einmal ein eigenes.“ Schmunzelnd erhob sich Garrick und verließ die Werkstatt des Meisters, um die Freunde des Malers über den Ausgang der Wette zu unterrichten. W. K.

Neutralität. — Es geschah, sagen wir im Jahre 1937, daß irgend ein Land, sagen wir Schweden, in einen Krieg verwickelt wurde. Die Ursache des Krieges und die Völker, die darein verwickelt wurden, kümmern uns nicht weiter; jedenfalls hatten wir die Erfahrungen des Krieges von 1915 noch im Gedächtnis und waren bestrebt, nun Nutzen aus ihnen zu ziehen. Natürlich warben wir sofort einige Divisionen Menschenfresser aus dem schwärzesten Afrika an, um diese Leute in den vordersten Linien zu verwenden. Teils waren sie billiger zu ernähren als unsere Truppen, teils war es seit 1915 modern geworden, farbige Soldaten für sich kämpfen zu lassen.

Demnächst schlossen wir mit den Vereinigten Staaten und England über Waffenlieferungen während der Kriegsaison Verträge. Unsere Freunde protestierten bei den Regierungen von Amerika und England und ersuchten sie, sich neutral zu verhalten; aber beide Regierungen erklärten, daß es ein Verbrechen gegen die Neutralität sei, wenn sie uns nicht mit Kriegsmaterial unterstützten.

Nach diesen Vorbereitungen errichteten wir ein besonderes Büro für Kriegstelegramme und eine Staatsdruckerei, welche die Völker Deutschlands und Englands mit Prospekten überschwemmten, in denen unsere Feinde als Barbaren und Meuchelmörder geschildert wurden, schlimmer als die Ungeheuer aus dem Buch der Offenbarungen, während wir die rettenden Engel wären, welche die Welt von diesem Räuberpack befreien wollten. Ein bestimmter Redaktionstab war Tag und Nacht mit der Abfassung von Schilderungen der Grausamkeiten unserer Feinde beschäftigt. Ein umfangreicher Katalog wurde zusammengestellt mit Namen erdachter Pflegerinnen, die beschwören konnten, daß jedes Wort der Wahrheit entsprach. Nach einer Woche Arbeit fingen die englischen Zeitungen an, mißtrauisch zu werden und

Einspruch zu erheben. Sie behaupteten, unsere Feinde sehr wohl zu kennen und zu wissen, daß sie keine schlimmeren Verbrecher seien als wir auch. Die schwedische Regierung erklärte in einer Note, daß das ja vollkommen richtig wäre, daß aber das seit 1915 geltende neue Völkerrecht den Gebrauch eingeführt hätte, den Gegner der Barbarei zu beschuldigen; danach habe man zu handeln. Die Engländer, die sich in Schweden aufhielten, schrieben darauf nach Hause, es sei schändlich, wenn ihre Landsleute nicht alles glaubten, was wir sagten. Es würde dem guten Einvernehmen zwischen den beiden Ländern höchst nachteilig sein, wenn sie bezweifelten, daß unsere Berichte wahrheitsgetreu seien.

Zunächst galt es natürlich, den Feind auszuhungern, wobei man sein besonderes Augenmerk auf die Frauen und Kinder zu richten hatte. Zu diesem Zwecke wurden alle Waren, Saugflaschen, Kaffee und Korsette einbegriffen, als unbedingte Bannware erklärt. Alle Meere, das Südliche und Nördliche Eismeer ausgenommen, wurden als Kriegschauplatz erklärt, und die Neutralen wurden aufgefordert, sich während des Krieges ausschließlich in den Eismeeren aufzuhalten.

Alle Waren für Länder, von denen man argwöhnen konnte, daß sie innerhalb der letzten hundert Jahre mit dem Feinde Handel getrieben hätten, wurden der Beschlagnahme unterworfen. Um die Beschlagnahme zu erleichtern und den neutralen Fahrzeugen Unannehmlichkeiten zu ersparen, wurden sie aufgefordert, sämtlich zur Löschung ihrer Ladungen nach Gothenburg zu gehen.

Nach dieser Proklamation schickte die schwedische Admiralität ihre schnellfahrenden Unterseeboote in die Nordsee und das Atlantische Meer und kaperte alle nach England oder Deutschland bestimmten Schiffe. Der Feind wandte sich an die beiden Großmächte und forderte sie auf, im Namen des Völkerrechts zu protestieren, aber sie erklärten einstimmig, daß alles in Ordnung sei. Sie hätten das System im Jahre 1915 selbst eingeführt und hätten keine Veranlassung, es zu ändern. Allerdings könnten sie riskieren, zu verhungern und außerdem noch

ruiniert zu werden, aber solcher Kleinigkeiten wegen könnte man doch ein wichtiges Prinzip nicht umstoßen.

Da England für die Seefahrt nach den feindlichen Häfen am günstigsten lag, sandte Schweden nach den englischen Häfen eine Menge Spione, die alles berichteten, was vor sich ging, und über die Firmen, die mit unseren Gegnern Handel trieben, schwarze Listen ausfertigten. Sie wurden sehr freundlich empfangen, fanden in den vornehmsten Klubs Aufnahme und hatten an jedem Platze einen Zollbeamten zur Verfügung, der ihnen mit Aufklärung zur Hand ging. Wenn die Spione wegen irgend einer Ware irgend etwas zu bemerken hatten, erließ die englische Regierung sofort ein Ausfuhrverbot. Die Zeitungen halfen dazu, die Verbote wirksam zu machen, und säbelten jeden unbarmherzig zusammen, der es wagte, gegen das Völkerrecht von 1915 zu verstoßen und die Verbote zu umgehen.

Indessen war auch der Feind nicht untätig. Er schoß auf unsere Kriegsfahrzeuge, versenkte unsere Handelsfahrzeuge und benahm sich höchst unpassend und barbarisch, namentlich wenn man in Betracht zieht, daß wir ja, genau genommen, nichts anderes getan hatten als versucht, ihn zum Verhungern zu bringen.

Jedoch die schwedische Regierung fand Rat. Sie schaffte Fahrgelegenheit mit unseren Panzerbooten, Hilfskreuzern und Torpedojägern und sandte diese Schiffe dann auf regelmäßige Reisen nach Kriegsmaterial. Das wurde, auch als Frachtunternehmen betrachtet, ein sehr gutes Geschäft, und wir gaben unseren Abscheu, unseren überlegenen Hohn und unsere tiefe Verachtung zu erkennen, als der Feind drohte, unsere mit unschuldigen Fahrgästen beladenen Kriegsfahrzeuge zu versenken. Um ganz sicher zu gehen, hißten wir die englische Flagge auf allen unseren Kriegsfahrzeugen. Die englische Regierung sprach uns zu diesem glücklichen Schachzug, der sich auch im Jahre 1915 als besonders wirksam erwiesen hatte, ihren Glückwunsch aus. Der Feind hatte nämlich aus Versehen eine ganze Anzahl englischer Fahrzeuge versenkt, ein Pech, das den Engländern unbändiges Vergnügen bereitete. Schließlich kam es dazu, daß

ein feindliches Unterseeboot das Panzerboot „Göta Lejon" versenkte, als es unter englischer Flagge und mit hundert Passagieren verschiedener Nationalitäten sowie einer großen Sendung Bannware von Hull nach Gothenburg unterwegs war.

Das entschied den Krieg. England faßte es als eine Kränkung seiner Flagge auf und erhob ein Geschrei über die Frechheit, ein Panzerboot mit Fahrgästen zu beschießen, worauf die englische Regierung forderte, daß unsere Feinde aufhören sollten, unsere Kriegsfahrzeuge zu beschießen, sonst würde es ihm übel ergehen. Unser Feind ergab sich sofort. Er erklärte, wohl gegen unsere Kriegsfahrzeuge kämpfen zu können, das sei nicht so schlimm. Aber wenn sie durch neutrale Fahrgäste verstärkt würden, wären sie unüberwindlich!

Das ist nicht etwa ein Märchen ähnlich den Erzählungen, die wir früher im „Seestern" und anderen Prophezeiungen auf den Krieg der Zukunft lasen, sondern es ist eine ebenso humorvolle wie boshafte Satire, mit der die Gothenburger Wochenschrift „Vidi" den Krieg von heute und die Neutralität der Völker unter dem Zwang des britischen Einflusses geißelt. A. Frank.

Die Fliege in Ungarn. — Im Ungarischen führt die Fliege einen Namen, der soviel bedeutet wie das Wort „Bleibe!" An diese Tatsache knüpft eine Sintflutsage ein Wortspiel, das in Ungarn in verschiedenen Verballhornungen lebt. Nach der Meinung des Sagenforschers Dähnhardt lautete die ursprüngliche Fassung so: Als Noah in seine Arche ein Paar von jeder Tierart aufnahm, wollte er nur der Fliege, weil sie als ein Geschöpf des Teufels gilt, keinen Einlaß gewähren. Das nahm Satan übel. Da er außerdem große Lust hatte, selbst in die Arche zu gelangen, rief er: „Entweder darf die Fliege bleiben oder aber ich selbst komme mit hinein!" Da wählte Noah von beiden Übeln das kleinere und sprach schnell zur Fliege: „Bleibe, bleibe!" Der Teufel jedoch machte sich den Doppelsinn des Wortes zunutze, tat, als habe der Zuruf ihm selbst gegolten, und schlüpfte mit in die Arche.

Nach der Sage der Ungarn erschuf Satan die Fliege im Wettstreit mit Gott, in dem er die edle Biene vergeblich nachzubilden

suchte. Eine andere weitverbreitete Sage läßt den Teufel auf diese Weise die Wespe geschaffen haben. K. v. J.

Vom Troß einer Kriegsflotte. — Zwar hat der Weltkrieg aus Gründen, die wir kennen, noch nicht das gewaltige Schauspiel einer großen Seeschlacht gebracht, immerhin haben sich schon Verbände gegenübergestanden, die an Zahl und Stärke uns die Wucht eines solchen Kampfes wohl vor Augen zu führen vermochten. Diese Kämpfe waren meistens in wenigen Stunden entschieden; nur der letzte Vorstoß unserer Geschwader in die Rigaer Bucht dehnte sich auf länger als 24 Stunden aus. Nun kann man sich denken, daß man beim Landheere so auch bei unseren Seestreitkräften dafür besorgt sein muß, daß, falls die Schiffe innerhalb einer bestimmten Zeit ihren Stützpunkt nicht erreichen können, der Nachschub an Proviant, Munition, Brennstoff nach einem festgelegten Plane geregelt, wie auch Vorsorge für etwaige Übernahme von Verwundeten, Beschaffung von Material zu schleunigen Ausbesserungen und etwaigen Mannschaftsersatz getroffen sein muß. Wieviel Kohlen oder Öl, Munition, Proviant und Material ein Schiff mit sich führen wird, hängt von den Kampfaufgaben des Schiffes ab und ist Gegenstand einer höchst langwierigen und umständlichen Berechnung.

Für jede Hochseeflotte ist eine bestimmte Anzahl von Hilfsschiffen selbst für den Fall einer kurzen Ausreise aus dem als Stützpunkt dienenden Hafen nötig. Wohl fassen unsere „Überschiffe" bis 3600 Tonnen Kohlen oder, wie die englischen, eine entsprechende Menge Öl. Aber eine solche Maschine von 32 000 bis 52 000 Pferdekräften ist auch ein wahrer Kohlenfresser. Je nachdem die Flotte genötigt ist, vor der Schlacht in starker Fahrt (die eine vergleichsweise größere Menge Brennstoff erfordert) verschiedene Manöver auszuführen, oder in einfacher Marschgeschwindigkeit den Feind aufzusuchen, je nachdem wird auch der Vorrat reichen. Da der Befehlshaber aber niemals voraussehen kann, welche Zeit eine Unternehmung erfordern wird, so muß er seinen Troß bereithalten. Schon im Frieden wird eine gewisse Zahl von Frachtdampfern für die Zwecke der Marineverwaltung in den

amtlichen Listen geführt, ein Teil davon dient zum Nachschub von Kohlen, die in den einzelnen Stationen aufgestapelt liegen. Besitzt die Flotte, wie die englische, überseeische Stützpunkte, so ist für weite Reisen der Troß entlastet. Geschickte Manövrierfähigkeit kann die Stützpunkte einige Zeit entbehrlich machen.

Die Kohlenübernahme selbst geschieht entweder vor Anker oder auf hoher See. Das Kohlen vor Anker spielt bei einer Auslandsflotte gar zu sehr in das Gebiet buchstäblicher und wohlwollender Neutralität hinüber, wovon unsere „Emden", „Dresden", „Leipzig", „Friedrich Wilhelm" ein Lied singen könnten, wenn sie ihre Rauchfahne noch zeigten. Das Kohlen in See, an sich so schwierig, daß man die technische Frage vor dem Kriege kaum für gänzlich gelöst hielt, wurde von der „Emden" und „Friedrich Wilhelm" gleichermaßen als wahrer Akrobatensport betrieben. Neuerdings erscheinen statt der Kohlendampfer mächtige Tankdampfer im Trosse der Flotten. Sie sind für eine leichte Übernahme von Öl eingerichtet. Die Einführung des flüssigen Brennstoffs auf großen Kriegsschiffen ist zum Teil auch auf das Bestreben nach Verringerung des Trosses zurückzuführen. Amerika ging darin voran, indem es die beiden Schlachtschiffe „Nevada" und „Oklahoma" mit reiner Ölfeuerung versah. Das Öl hat man im Doppelboden untergebracht. Dadurch fallen die Bunker fort, und es ist so viel Raum unter dem Panzerdeck freigemacht, daß man die sechs Kesselgruppen in der Mitte des Schiffes zusammenlegen konnte. Die Vorteile liegen im Raumgewinn.

Ein zweiter Bestandteil des Trosses sind die Munitionschiffe. Bis zu einem gewissen Grade muß jedes Kriegschiff in bezug auf Munitionsersatz auf sich selbst gestellt sein; darum sind diese Vorratskammern im allgemeinen nicht zu klein bemessen. Sie liegen für die größten Kaliber unter dem Geschützturm und bilden mit diesem und den elektrischen oder hydraulischen Aufzügen eine technische Einheit. Früher konnte wohl ein Schiff seine sämtliche Munition mit sich führen, heute dagegen, wo die Geschosse ins Riesenhafte gewachsen sind (das Geschoß der 38-Zentimeter-Kanone wiegt ungefähr 16 bis 18 Zentner), wo

ferner ein zahlreiches Personal den größten Teil des Raumes braucht, sind Munitionschiffe unerläßlich, insbesondere weil der Führer einer Flotte gerade im Munitionsverbrauch am allerwenigsten etwas vorausbestimmen kann. Zu erwähnen ist noch, daß infolge der großen Entwicklung des Torpedowesens der schlanke „Explosionsfisch" heute in so großer Zahl verschossen wird, daß die Ergänzung des Bestandes durch den Troß schon nach einer einzigen Schlacht erforderlich ist.

Minensuch- und Minenstreuschiffe sind an sich schon Kampfmittel, können aber ihrer Verwendung nach im Verband einer Flotte auch zum Trosse gerechnet werden. Die ersteren traten bei dem Vorstoß nach der englischen Küste und in die Rigaer Bucht in Tätigkeit. Es sind zuweilen eigene, meistens jedoch gemietete ältere Frachtdampfer oder Torpedoboote, denen diese gefahrvolle Aufgabe zufällt. Von den Minensuchgeräten merke man sich den Explosivdraggen, einen mit Widerhaken versehenen und mit einem Explosivstoff gefüllten kleinen Anker als wirksamsten Teil. Beim Vorgehen einer Flotte in ein mit Minen besätes Wasserfeld werden oft mehrere Suchschiffe zu einem kegelförmig aufgestellten Verbande vereinigt und der Flotte vorangeschickt. Minenstreuschiff kann jeder Kreuzer sein, der auf seinem Achterdeck eine Vorrichtung zum Minenwerfen besitzt. Eine Flotte führt in ihrem Trosse immer einige Spezialschiffe mit, denn das Minenwerfen, im Frieden von solchen Minenwerfkreuzern zur großen Fertigkeit entwickelt, wird manchmal zum Kampfmittel ersten Ranges. Sieht der Befehlshaber etwa einen seiner Flügel bedroht, so sperrt er einen Teil des Gewässers mitten im Kampfe durch Minen ab. Der an der schwedischen Küste gestrandete „Albatros" war ein solcher Minendampfer. Mit 2200 Tonnen Wasserverdrängung konnte er mehrere hundert Minen aufnehmen, die von einem aus zweckmäßig zusammengestellten Hebeln hergerichteten Wurfapparat achtern fortgeschleudert werden. Kleine Loren bringen auf mittschiffs gelegten Schienen immer neue Vorräte aus den inneren Räumen herbei, so daß in wenigen Stunden 200 und mehr Minen zu Wasser gelassen werden können.

Eine Hochseeflotte, die zur Offensive übergehen will, muß

imstande sein, Kampfschäden in gewissem Umfange selbst auszubessern, denn nicht immer wird es möglich sein oder zweckmäßig erscheinen, die offene See zu verlassen, um einen Stützpunkt aufzusuchen. Jedes Schiff führt heute sogenannte Bordmittel mit sich, das sind eine Reihe von Werkzeugen für ganz bestimmtes Ausbessern am Geschütz, an der Maschine, dem Kompaß und anderen wichtigen „Organen" des Schiffes, sowie eine entsprechende Menge von Material. Denn die Schiffe sollen eine möglichst hohe Selbständigkeit erreichen. Einige amerikanische Schiffe führen sogar Schmelztiegel mit, die 45 Kilogramm Bronze und 27 Kilogramm Eisen fassen, Material genug, kleinere Gußstücke herzustellen; andere enthalten Patentschmiedeöfen mit Ölfeuerung. Man packt also den „Schiffstornister" ziemlich umfangreich mit Dingen, die im Heere den Troß bilden. Die meisten Marinen haben außerdem Werkstattschiffe. In dem Russisch-Japanischen Kriege sind die Arbeiten, die mit Hilfe solcher Fahrzeuge ausgeführt wurden, für die Vornahme von Operationen manchmal ausschlaggebend gewesen. Amerika hat die meisten Erfahrungen darin. Man fordert für 16 Linienschiffe, für eine Zerstörerflottille je ein Werkstattschiff. Gußstücke bis zu 4 Tonnen Gewicht — das sind alle für kleinere Schiffe in Betracht kommenden Ergänzungsstücke — sämtliche Schmiedearbeiten, außer Wellen der Hauptmaschinen, Walzen und Biegen jeder Platte, Einbau kupferner Rohre und Ausbesserung schadhafter Rohre, Ausführung jeder verlangten Reparatur an der Maschine sowie die Mitführung des gesamten zugehörigen Materials fordert man von einem neuzeitlichen Schiffe dieser Art. England besitzt deren eine ganze Zahl. Man wird die Schwere der Beschädigung jener großen Schiffe an den Dardanellen, wie „Königin Elisabeth", daran ermessen können, daß sämtliche Schiffe bis heute noch nicht wieder genannt sind, wenn man aus den obigen Ausführungen die Sorgfalt herausgelesen hat, die alle großen Marinen dem Ausbesserungswesen angedeihen lassen.

Die Lazarettschiffe vervollständigen den Troß. Ihre Einrichtung ist nach den bekannten Grundsätzen der Menschlichkeit und Hygiene getroffen. Sie sind im wahrsten Sinne

des Wortes neuzeitlich eingerichtete, schwimmende Krankenhäuser. Adalbert Forstreuter.

Das Haus mit den hundert Schafsköpfen in Berlin. — Friedrich der Große ließ in Berlin und Potsdam manches stattliche Haus auf seine Kosten bauen; darunter auch ein bis in die letzten Jahrzehnte erhaltenes Eckhaus am Alexanderplatz. Die Bauzeit fiel in das Jahr 1780, und um diese Zeit war für das noch schlichte Berlin der schöne Barockbau ein Ereignis. Der Architekt brachte unter dem Dachgesims eine große Zahl von Widderköpfen an, die als schmückender Zierat den Berlinern damals fremd waren. Die „Schafsköpfe" gaben zu einer volkstümlichen Deutung Anlaß, die sich als Sage erhielt. Friedrich war oft genug mißgelaunt über seine Bürger, die ihm die Verschönerung der Stadt übel dankten, so daß er einmal den Kabinettsbefehl erließ: „Da die unruhigen, querulierenden Einwohner von Berlin Meine Gnade zu sehr mißbrauchen und sie sogar mit Undank lohnen und mit Verdruß verbittern, so habe Ich beschlossen, für sie nicht mehr bauen zu lassen, und dieser Beschluß soll ihnen bekannt gemacht werden." Die Neuheit des baulichen Schmuckes und die Tatsache des öfteren königlichen Ärgernisses an den „Querulanten" verbanden sich zu folgender Sage. Der Mann, dem der König dies Haus errichten ließ, belästigte während des Baues den König mit allerlei aufdringlichen Wünschen. Bald wollte er dies, bald das am Hause noch gemacht haben. Zuletzt quälte er den König, er möge ihm noch allerhand „Verzierungen" im neuen Geschmack daran anbringen lassen. Er erhielt den Bescheid, der König würde schon sorgen, daß sie neu seien und auch für ihn passen würden. Dem Baumeister aber wurde vom königlichen Bauherrn befohlen, neunundneunzig Schafsköpfe unters Dachgesims zu setzen. Als dies geschehen war, kam der Bürger abermals bestürzt zum König gelaufen. Friedrich sagte ihm, er habe ja „Verzierungen" gewollt; daß sie nun nicht nach seinem Geschmack wären, dafür könne er nicht. Zornig sagte der König zuletzt: „Wenn es Ihm nicht genug Köpfe sind, dann geh Er nach Hause und lege sich selber ins Fenster, dann hat er das Hundert voll." Tha. L.

Rote Wälder und grüne Wolken. — „Gibt's nicht!" wird mancher sagen. Ich aber behaupte: die roten Wälder, die ich meine, erzeugen sogar die grünen Wolken, und zwar wirkliche, echte Wolken von leuchtend grüner Farbe. Aber wo ist das zu sehen? Leider nicht bei uns. Wir müssen zu dem Zweck eine Reise in die australische Südsee machen.

Um die eine Hälfte des Rätsels gleich zu lösen: die roten Wälder bestehen aus Korallenbäumen. Dort unten im Süden zwischen Asien und Australien, zu beiden Seiten des Äquators, gedeihen sie bekanntlich besonders reich und üppig. So üppig, daß sie 700 bis 1600 Kilometer lange Riffe vor den Küsten und viele Tausende kleiner und kleinster Inseln bilden.

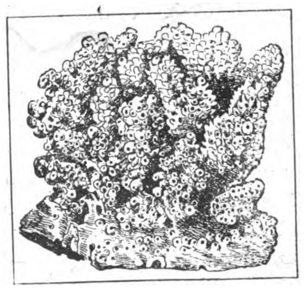
Man könnte meinen, das Meer sei dort recht flach. Das Gegenteil ist der Fall. Dort sind die tiefsten Tiefen der Ozeane. Ganz dicht bei der kleinen Insel Guam, zu den Marianen gehörig, loteten zum Beispiel die Amerikaner, als sie 1905 ihr Kabel von San Franzisko nach den Philippinen legten, eine Tiefe von 9633 Metern. Der höchste Berg auf der kleinen Insel ist 490 Meter hoch. Mithin eine Gesamttiefe von über 10 Kilometern. Fast ebenso große Untiefen sind aber in jenem Teil des Großen oder Stillen Ozeans die Regel. Sie werden, wie gesagt und wie ein Blick auf die Karte lehrt, von einer sonst auf der ganzen Erde nicht vorkommenden Unzahl kleiner Inseln unterbrochen. Wie tief müssen diese Inselchen verankert sein, wie komisch müßten sie aussehen, deckte nicht das Wasser ihr langes, dünnes Gerippe zu.

Mit einem Gerippe haben sie in der Tat große Ähnlichkeit; sie bestehen nämlich bis zu 2000 Metern hinunter aus nichts als Korallenstöcken. Aus toten, verlassenen freilich. Denn die Korallenpolypen, jene Millionen und aber Millionen kleiner Baumeister von 1 bis 2 Millimeter Länge, deren Larvengestalt man mit kleinsten elektrischen Glühbirnen vergleichen kann, lieben über alles das Licht und die Wärme. Die Südseekorallen vertragen gerade noch eine Temperatur von + 20 Grad Celsius und eine Tiefenbeleuchtung von 40 Metern; tieferes, das heißt dunkleres und kühleres Wasser tötet, wie man bestimmt weiß, fast alle Arten.

Also können sie doch unmöglich in einer Tiefe von 2000 Metern angefangen haben zu bauen, wird man mir entgegnen. Oder waren die Kleinen früher anders geartet, nicht so empfindlich? Nein, die Sache erklärt sich also. Der Meeresboden ist hier um den Äquator herum noch heute sehr schwankend. Es entstehen fortwährend neue Hebungen und Senkungen, zuweilen sehr plötzlich, meistens aber ganz allmählich. Solche gehobene Plattformen nun, sobald sie nur noch etwa 40 Meter von der Oberfläche des Wassers entfernt waren, besiedelten nach Forschungen John Murrays sofort unsere kleinen Baumeister. Und nun begann ein Wachsen und Bauen um die Wette zwischen Berg und Korallenstock. Bis Mutter Erde plötzlich halt gebot, weil sie einen neuen Ausgleich zwischen benachbarten Höhen und Tiefen schaffen mußte. Von nun an begann der Boden unserer Plattform zu sinken und mit ihm die schon recht hübsch herangewachsenen roten Korallenwälder. Die untersten Stämme wurden beim Eintauchen unter die 40-Meter-Grenze entvölkert, aber oben bauten die Kleinen um so eifriger, so daß sie stets einen genügend großen Vorsprung vor dem versinkenden Unterwasserberge hatten.

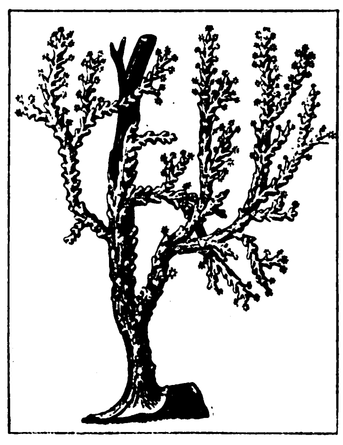


Stylophora pistillata Schweigg., Stück eines Stockes; 1/3 der natürlichen Größe.



Madrepora corymbosa Lam., Steinkoralle; 1/2 der natürlichen Größe.

Aber nicht in allen Fällen verlief die Erdbewegung für die fleißigen, in 20 Monaten zum Beispiel ein versunkenes Boot mit einer 60 Zentimeter dicken Kruste überziehenden Tierchen so günstig. Sehr oft wurde ihnen gerade ihr Fleiß zum Verhängnis. Nämlich dann, wenn der Boden nicht sank, sondern weiter stieg, oder wenn die Senkung endlich aufhörte. Dann war's natürlich nach einer bestimmten Zeit mit dem Bauen vorbei, dann konnte es geschehen, daß die Korallenstöcke schließlich als gebleichte oder von Pflanzen überwachsene Riffdolomiten hoch oben auf den Bergen thronten.



Gorgonia verrucosa Pall.

Gegen diesen Schub von unten sind unsere kleinen Heinzelmännchen machtlos; aber so lange sie noch Wasser um sich herum verspüren, sind sie von einer staunenswerten Anpassungsfähigkeit. Professor N. Yakowloff, der sich ihre Erforschung zur Lebensaufgabe gemacht hat, fand, daß sie jede kleinste Veränderung der Wassertiefe und des Wellenschlages in ihren Bauten zum Ausdruck bringen, und zwar bereits während der kurzen Lebensdauer einer und derselben Kolonie! Gewiß ein guter Beweis für die Feinfühligkeit jedes Einzeltierchens. Sie bauen am liebsten und fleißigsten da, wo die Brandung am stärksten ist, das heißt also am äußersten Rand der unterseeischen Inseln. Das hängt mit ihrer Ernährung und Bautechnik zusammen. Mit ihren sechs oder acht winzigen Armen oder Fühlern können sie ihre mikroskopisch kleinen Beutetiere nicht wie andere, große Polypen aus weiterer Entfernung heranstrudeln. Das muß ihnen, da sie überdies aus ihren Gehäusen nicht heraus-

können, das Meer mit seinen Wellen besorgen. Ebenso führt ihnen die rastlose Welle Baumaterial, den im Wasser gelösten, kohlensauren Kalk zu.

Obwohl nun die Tierchen, je nach ihrer Teilungsart, als Stern-, Labyrinth-, Orgel-, Edel- und Löcherkorallen ihre Bäume sehr verschieden verästeln, so beachten sie doch alle gewisse Flutregeln und richten sich danach beim Bauen; ein Umstand, der ihre Unterscheidung dem Forscher natürlich sehr erschwert. Würden sie aber zum Beispiel hier am fortwährend heftig beströmten, äußersten Rande gerade so fein verzweigt und verästelt bauen wie nach dem ruhigeren Innern zu, so wäre bald nichts mehr übrig von der ganzen Herrlichkeit. Nein, hier draußen wird alles hübsch abgerundet, die Äste und Zweige werden kurz und dick gehalten, damit die Flut nichts abbröckelt. Umgekehrt, dem Innern zu, können sie sich nicht genug tun im Verästeln und Verzweigen. Die hübschen, zierlichen Rillen jedoch, die hier an den Korallen unser Auge entzücken, haben an sich nichts mit Schmuck zu tun, sie dienen nur zum Zusammenleiten und Abführen des Schlammes. Denn unsere kleinen Architekten sind sehr für Hygiene; ohne größte Reinlichkeit können sie nicht leben. (Genau wie die Menschen!) Zu viel und zu wenig von gelöstem Baumaterial macht sie krank und



Korallenstock.

hinfällig. Die scheinbar üppige, immer feiner werdende Verzweigung der Korallenbäume aber im nahezu wellenlosen Innern einer solchen werdenden Insel, Atoll genannt, zeigt uns demnach die hinter einer unnachahmlich künstlerisch schönen Oberfläche hart ringende Arbeit und das verzweifelte Bestreben der Kleinen, sich noch einigermaßen an die immer stiller und kärglicher werdenden Wasser anzupassen. Erinnert der Vorgang nicht an das im Alter oft bittere Los unserer Künstler?

Und nun nach diesem Blick hinter die Kulissen kommen wir endlich zu der heiteren grünen Wolke darüber. Der Zustand, in dem sich ein solches, durch ringsum über das Wasser emporgediehene Korallenklippen entstandene Atoll befindet, gleicht einer sehr schönen, dampfenden Suppenschüssel. Das Wasser des flachen Beckens wird nämlich von der Tropensonne mit Leichtigkeit auf 35 bis 37 Grad Celsius erhitzt, und ist nun bedeutend wärmer als der tiefe und unruhige Ozean rund herum. Es verdampft daher außerordentlich stark, der Dampf steigt in die kühlere Höhe, bis er sich, oft 1000 Meter hoch, zu einer richtigen Wolke zusammenballt, die fortwährend durch frische Zufuhr aus der Tiefe gespeist wird und stehen bleibt.

Ist schon dieser Vorgang wunderbar und selten genug in der Natur, so wird die Seltsamkeit seines Anblickes noch gesteigert durch die prachtvolle grüne Färbung solcher Wolken. Wie erklärt sich nun die? Ebenfalls durch die Eigenart dieser „Riesensuppenschüssel". Ihre ruhige, glatte Fläche, umgeben von den Klippen und Meereswogen als Rahmen, wirkt nämlich wie ein Spiegel und wirft das auf ihn fallende Sonnenlicht zurück. Die wie ein Deckel über der Schüssel schwebende Wolke wird also, solange die Sonne scheint, mit der Farbe des Wassers beleuchtet. Die ist aber nicht nur in jener Gegend des Ozeans, sondern überhaupt grün von Natur. Wir brauchen nur durch eine mit destilliertem Wasser gefüllte, innen schwarz lackierte und durch Glasscheiben an ihren Enden verschlossene Röhre hindurch auf ein weißes Blatt Papier zu sehen, so können wir uns von dieser Tatsache überzeugen.

Was aber schließlich die Atolle selbst betrifft, so sind sie wegen

ihrer gefährlichen Brandung bei den Kapitänen nicht beliebt, die Dampfer gehen ihnen und damit den hier geschilderten Wundern meist aus dem Wege. Reisende jedoch, denen es glückte, im Boot in die Nähe oder durch eine schmale Rinne in ein Atoll selbst hineinzufahren, finden kaum Worte für die Schönheit der roten Wasserwälder mit ihren Millionen verschiedenfarbiger und -gestaltiger Korallenkelche, zwischen denen sich in durchsichtig klarem Wasser metallglänzende Fische, zierliche Krebse, rote und violette Seesterne, schwarze Seeigel, bunte Muscheln und Schnecken, Kiemfederbuschwürmer und Medusen tummeln. Und darüber wie eine grüne Glocke hoch oben in azurblauer Luft die saftiggrüne Wolke.

Etwas von Franz Liszt. — Als Liszt in den vierziger Jahren mit dem bekannten Tenor Rubini eine Kunstreise unternahm, führte der Weg die beiden Künstler auch nach einer größeren französischen Provinzialstadt, deren Einwohner als äußerst kunst- und vor allem musikverständig bekannt waren. Um so größer war das Erstaunen der beiden, als sie an ihrem Konzertabend den Saal kaum bis zur Hälfte gefüllt fanden. Trotzdem gaben sie ihr Bestes. Als jedoch Liszt merkte, daß ihre Kunst ziemlich eindruckslos an dem Publikum vorüberging, unterbrach er sich plötzlich mitten im Vortrage und sprach vom Podium herab zu dem Publikum: „Meine hochverehrten Damen und Herren! Ich habe den Eindruck, als ob Sie nunmehr genug Musik gehört hätten. Darf ich mir vielleicht erlauben, Sie zu einem kleinen Souper einzuladen." Anfangs wußte das „kunstverständige" Publikum nicht recht, ob es diese Worte für Ernst oder Scherz halten sollte, schließlich aber gab man gern seine Zusage für diese unerwartete Einladung. Liszts große Freigebigkeit ist genügend bekannt, und so darf es nicht wundernehmen, daß er für dieses Abendessen gegen tausend Franken ausgab.

Bei einem zweiten Konzert wären sicher mehr Leute gekommen — in Erwartung einer Einladung zum Abendessen. Die Künstler zogen es jedoch vor, der musikverständigen Franzosenstadt schleunigst den Rücken zu kehren. A. Sch.

Der Geisterglauben der Chinesen. — Der Gedanke einer Beseeltheit aller Dinge, auch der Leblosen, ja der ganzen Natur, ist einer der Ur- und Grundgedanken der Menschheit. Es gibt kein Volk der Erde, das auf seinen frühesten Stufen nicht an die Beseeltheit aller Dinge geglaubt hätte, das davon nicht überzeugt war, daß in allem eine Seele wirkte und lebte. Die Elemente, aus denen die Welt nach den Anschauungen der alten Völker zusammengefügt war — Feuer, Wasser, Luft und Erde — galten als beseelt. Auf diesen Gedanken gehen alle Annahmen von den Elementargeistern und ihren Wirkungsweisen zurück, und ebenso die Überzeugung, daß es möglich ist, durch bestimmbaren Einfluß, durch „Zauber" auf die Geister einwirken zu können.

Die Entfaltung moralischer und ethischer Ideen geht zum großen Teil unabhängig neben diesen Lehren einer Beseelung aller Dinge einher. Der Chinese richtet sich in seinem eigenen Verhalten zur Familie und dem Staate nach den hohen sittlichen Grundlehren des Kung-fu-tse. Was ihm aber im Leben unfaßlich und unbegreiflich erscheint, erklärt er sich durch die Wirkung der Geister.

Die gesamte Welt ist davon erfüllt: Himmel und Erde, Wasser und Feuer, Wald und Feld; jede Erscheinung und alle Dinge wirken durch ihre besonderen Geister; schlechthin Lebloses ist für ihn nicht zu denken. Geister können ihren Aufenthalt wechseln und in allem wirksam werden. In jedes Gerät, jede Maschine kann ein Geist fahren, um sein Wesen darin zu treiben, und dieser Glaube reicht vom niedrigsten Volke bis in die höchsten Schichten. Nichts schützt davor, nicht einmal die Kenntnis und Handhabung modernster Technik, ob sie gleich dieser und jener Chinese so gut beherrscht wie ein Europäer.

Während des Boxeraufstandes im Jahre 1900 geschah folgendes. Eine Eisenbahn, die von Tientsin nach Peking führt, war von den Boxern zerstört worden, deutsche Pioniere hatten sie wieder hergestellt; als auf dem frischen Geleise die erste Lokomotive zum großen Ärger der Aufrührer wieder in Gang gesetzt war, schwor einer ihrer Priester hoch und heilig den

Seinigen, er werde die Maschine schon zum Stehen bringen; er würde dies dem Geiste, der darin sitze, befehlen. Er pflanzte sich tatsächlich mitten auf dem Geleise vor dem ankommenden Zug auf und hub Beschwörungen an. Als der Zugführer, ein wohlmeinender Europäer, den Priester und soviel Volk in den Geleisen stehen sah, hielt seine Maschine kurz davor an. Die Menge frohlockte, daß es dem Priester gelungen war, den Geist zum Gehorsam zu zwingen.

Der Maschinenführer suchte seine Pflicht zu tun. Wieder trat der Priester auf das Geleise und begann seine magischen Handlungen, bis ihn der Führer zu weichen zwang.

Als später die Eisenbahn von Hongkong nach Kanton eröffnet worden war, strömten große Volksmengen herbei, um die neue Einrichtung zu sehen und zu benützen; denn neugierig sind die Chinesen über die Maßen. Die Bahnbeamten hatten gewarnt, die Geleise zu betreten und dem Zuge nicht zu nahe zu kommen, es waren aber doch einige gar zu neugierige Leute überfahren und verletzt worden. Ganz sonderbar legten diese sich den doch so einfachen Unfall dahin aus, sie hätten noch ganz gut Zeit gehabt, vor der Lokomotive über das Geleise zu kommen, wenn sie nicht zuletzt noch von den Geistern festgehalten worden seien, von den Geistern der Schädel, welche die Brückenerbauer nach dem Glauben der Chinesen in die Pfeiler eingemauert haben sollten, um dem Bauwerk ewige Haltbarkeit dadurch zu sichern. Nach dem Glauben der Menge langweilten sich diese „Schädelgeister" und holten sich Opfer zur Gesellschaft. Ein anderer Fall spielte sich in Kreisen hochstehender Mandarinen in neuester Zeit ab.

Im Zuge der Eisenbahn, die von Tientsin aus südwärts von deutschen Erbauern ausgeführt wurde, war bei Tsinanfu der gewaltige Hwoangho zu überschreiten. Es galt, auf unsicherem Grunde eine mächtige Brücke von zwölfhundert Meter Länge zu bauen. Bedenklich schüttelten dazu die Chinesen die Köpfe. Es sei doch bekannt, daß im Bette des Hwoangho von Geistern eine riesenstarke Kette gelegt sei. Wehe, wenn diese Kette nur berührt würde!

Die höheren Beamten in Peking glaubten daran wohl nicht mehr und zögerten, nachdem sie die Pläne der deutschen Baumeister eingesehen, nicht, die Erlaubnis zum Bau der Brücke zu geben. Nur eines war noch zu bedenken. Die deutschen Baumeister hatten genau berechnet, wieviele Pfeiler auf die beträchtliche Länge von zwölfhundert Metern zu errichten waren, damit der Bau bei aller gewünschten Sicherheit nicht zu teuer wurde. Danach war eine große Zahl von Pfeilern erfordert. Eine Reihe davon kam in das für gewöhnlich trockene Überschwemmungsgebiet des Flusses zu stehen, nicht wenige aber mußten in das Strombett gesetzt werden. Diese vielen Pfeiler im Strombett erregten nun trotz allem Bedenken bei den Mandarinen. Es wurde nicht geradezu behauptet, aber es schien doch auch ihnen beängstigend, wie sich die Erd- und Wassergeister, die im Hwoangho hausten, dazu verhalten würden. Wenn ein Unglück geschah, waren in den Augen des Volkes die Mandarinen die Schuldigen.

Die Pläne mußten von Grund aus abgeändert werden, und nur ein einziger Riesenpfeiler durfte mitten in den Strom gesetzt werden, gleichviel um welche Summe sich der Bau dadurch auch verteuern mochte. Ein merkwürdiger Fall uralten Glaubens erwies sich als stark genug, die Absichten moderner Technik zu unterbinden und sie neue Schwierigkeiten überwinden zu lehren. Fr. Woas.

„Obeah“ in Westindien. — Mit dem Ausdrucke „Obeah“ bezeichnet man in Westindien Zauberei und Hexenkunst. Als geschworener Feind des Christentums und der Zivilisation vereitelt „Obeah“ alle Bestrebungen, die Kultur des Negers auf einen höheren Stand zu heben; „Obeah“ ist ein Aberglaube, der ebenso erniedrigend wirkt, als er weit verbreitet ist. Der Name kommt von „Obi“, wahrscheinlich eine böse Gottheit, die von den Vorfahren der jetzigen westindischen Neger an der Küste Afrikas verehrt wurde, ehe sie als Sklaven nach den Pflanzungen verschickt wurden. Ein Gelehrter in Jamaika hat nachgewiesen, daß „Obi“ Schlange bedeutet, und heute noch wird bei den schrecklichen Gebräuchen des „Obeah“ die Schlange

als Symbol verwandt. Übrigens ist allen Völkern und in allen Glaubensbekenntnissen die Schlange eine der vielen Verkörperungen des bösen Feindes.

Der Obeahmann trieb bis 1845 offen sein Gewerbe, auch in den europäischen Kolonien. Seitdem sind Gesetze gegen ihn erlassen, und wird er bei deren Übertretung ertappt, so erhält er ein Jahr Zuchthaus und die neunschwänzige Katze als Strafe. Im geheimen aber blüht „Obeah“ nach wie vor. In weiter Entfernung von Dörfern, in einer mit Palmen gedeckten Hütte, die an den unbetretenen Hängen eines hohen Berges steht, dort kann man den Obeahmann finden. Voll Angst schleicht sich der Neger, der ihn befragen will, durch die verschlungenen Lianen und das verworrene Gestrüpp; die Schatten, die der gefiederte Bambus wirft, jagen ihm Schrecken ein. Banges Schweigen rings. Nur das Krächzen der Eidechsen unterbricht die unheimliche Stille der Tropennacht. Kein Wunder, daß das geheimnisvolle Getue des Zauberers in der endlich erreichten Höhle tiefen Eindruck macht. Der Obeahmann ist gewöhnlich von finsterem Aussehen, alt, gebrechlich, nicht selten selbst krank und halb verrückt. Er ist sehr zuvorkommend, und für eine Flasche Rum, eine hübsche Spange oder ein bißchen bar Geld tut er alles, was man von ihm verlangt. Ist vielleicht sein Klient verliebt? Da kann er einen Trank brauen, der die schwarze Schönheit ihm geneigt machen wird. Will er sich an einem Feinde rächen? Auf den wird er böse Geister hetzen, die ihn bis aufs Blut quälen sollen, oder er wird sein Vieh sterben, seine Yamswurzeln mißraten lassen, oder sein Weib soll ihm untreu werden. Hat sein Klient ein Verbrechen begangen? Dann wird er vor Gericht erscheinen und den Richter in den Bann seines Zaubers ziehen, so daß dieser ihn freisprechen muß. Will man vielleicht Gift von ihm haben? Auch das kann er beschaffen.

Als die Sklaverei noch herrschte, kam es öfter vor, daß Sklaven, die von ihrem Herrn grausam behandelt worden waren, sich von einem Obeahmanne Gift geben ließen, das sie in den Schnaps oder Kaffee ihres Peinigers mischten. Heut-

zutage ereignen sich derartige Fälle nur selten. Für gewöhnlich begnügt sich ein entlassener Dienstbote damit, gegen seinen früheren Herrn „Obeah zu setzen". Damit ist seiner Rache Genüge getan. Beispielsweise hängt er über die Tür ein verrostetes Messer. Das ist „Obeah". Der Neger ist überzeugt, daß das Messer seinem Feind, wenn er durch die Tür schreitet, einen gewaltsamen Tod bereiten wird. Von solchen Erlebnissen wissen die Weißen in den westindischen Kolonien viel zu erzählen. Manchmal findet man abends beim Schlafengehen eine Handvoll Erde vom Kirchhofe auf seinem Kopfkissen, beim Essen schöpft man aus dem Suppenteller „Sen-seh"-Federn, ein übler Geruch strömt einem beim Öffnen der Rumflasche entgegen, man findet ein paar Eidechsenknochen in der Rocktasche. Immer handelt es sich dabei entweder um Rache oder um Sühne. Man kennt farbige Schulmeister, die solch lächerliche Dinge in ihren Schulzimmern anbrachten und sich einbildeten, der Schulinspektor würde dadurch gezwungen sein, einen günstigen Bericht über sie zu erstatten. Missionare haben erzählt, daß Mitglieder ihrer Gemeinde, die wegen schlechten Lebenswandels aus der Gemeinschaft der Gläubigen ausgestoßen waren, „Obeah setzten", um wieder aufgenommen zu werden. Wenn der Geistliche die Kanzel betritt, seine Bibel aufschlägt und darin eine reiche Auswahl von Katzenkrallen, Federn, vertrockneten Blättern und Eierschalen findet, so weiß er ganz genau, was das zu bedeuten hat. Hezekiah da Costa will damit zu verstehen geben, daß er wieder in die Gemeinschaft der Gläubigen aufgenommen zu werden wünscht, dabei aber auch seine Rolle als Don Juan des Dorfes weiter spielen möchte.

In der äußeren Erscheinung eines richtigen Obeahmannes liegt etwas so unbeschreiblich Unheimliches, daß ihn jeder, der überhaupt etwas mit Negern zu tun gehabt hat, sofort herausfinden kann. So schmutzig, zerlumpt, ungewaschen, von Krankheit entstellt er auch sein mag, in seinen Mienen liegt doch etwas wie Autorität. Mit seinen kleinen stechenden, grausamen Augen scheint er die Zeugen durchbohren zu wollen, die vor Gericht gegen ihn aussagen sollen. Unter seinem fürchterlichen Blicke

sieht man Schwarze aschfahl werden, und nur mit der allergrößten Schwierigkeit kann man aus den Zeugen etwas herausholen, das den Zauberer belastet. J. C.

Die wundertätige Mutter Gottes von St. Marie-à-Py. — Dort, wo in den letzten Septembertagen und noch in den ersten Wochen des Oktober die heftigsten Kämpfe der großen französischen Offensive in der Champagne getobt haben, westlich vom Argonner Wald und unweit der heißumstrittenen Orte Souain, Le Mesnil, Ville-sur-Tourbe, liegt die Gemeinde St. Marie-à-Py. Kaum fünfhundert Einwohner zählte der kleine Ort vor dem Kriege, die wohl aber zum großen Teile schon längst das Weite gesucht hatten, ehe deutsche Truppen von ihm Besitz nahmen. Fast ein Jahr lang hausten die fremden Krieger dort und hielten auf Ordnung und Recht, und die Zurückgebliebenen lebten mit ihnen, sofern sie nicht ihr Temperament und allzu schroff betätigte Abneigung gegen die ungebetenen Gäste zu törichtem und unüberlegtem Betragen fortriß, in erträglichem Einvernehmen, just nicht anders, als es auch anderwärts in den von den Deutschen eroberten Städten und Dörfern Nordfrankreichs der Fall ist. Auch daß die Deutschen ihren weitberühmten Kalvarienberg, auf dessen Gipfel sich eine von vier freistehenden, pokalartigen Räuchergefäße tragenden Säulen umgebene Statue der Madonna mit dem Christusknaben erhob, in Friedenszeiten das Ziel zahlreicher Wallfahrer aus nah und fern, mit der den deutschen „Barbaren" nun einmal nicht abzusprechenden zarten Rücksichtnahme auf fremde Gefühle behandelten, trug viel mit dazu bei, daß das Verhältnis zwischen den zurückgebliebenen Bewohnern von St. Marie-à-Py und den fremden Kriegern immer vertrauensvoller wurde.

Da kam die große Septemberoffensive. Der kleine Ort war tagelang dem schwersten Artilleriefeuer der Franzosen ausgesetzt und bald arg zusammengeschossen. Auch der Kalvarienberg, der als höchste Erhebung im Umkreis einen wichtigen Stützpunkt für die deutsche Verteidigung bildete, war ständig das Ziel der französischen Artillerie, und es hatte ganz den Anschein, als ob dort nichts der Zerstörung entgehen würde. Auch das



Phot. Leipziger Presse-Büro.

Die wundertätige Mutter Gottes von St. Marie-à-Py.

Standbild der wundertätigen Mutter Gottes war aufs höchste gefährdet. Was taten da die deutschen Barbaren? Trotzdem all ihr Sinnen auf die Abwehr der furchtbaren feindlichen Angriffe gerichtet war, trugen sie dafür Sorge, daß das den Feinden so teure Bildwerk nicht zu Schaden kam. Sie entfernten es von seinem Standort und brachten es in Sicherheit in einem Museum weit hinter der Front, von dem es wieder geholt werden kann, wenn einmal Friede sein wird. E. W.

Ein salomonisches Urteil. — Der Wiener Kongreß (1814/1815) ist nicht gerade durch seine Weisheit berühmt geworden. Und doch entstand in seinem Rahmen ein salomonisches Urteil, das denkwürdig bleibt, wenn die Kongreßmitglieder persönlich daran auch unschuldig sind.

Ein Neuigkeitsfieber sondergleichen hatte eines Tages die gesamte in Wien damals versammelte vornehme Welt ergriffen.

Die Salons — so schreibt einer, der es miterlebte — sind seit einigen Abenden in größter Aufregung und Spannung. Der Kaiser von Rußland behauptet: die Entscheidung kann nicht länger auf sich warten lassen; der König von Preußen fügt begütigend hinzu, man solle der Entscheidung des Kaisers nicht vorgreifen; der sarkastische Wilhelm v. Humboldt will einem europäischen Areopag den Spruch vorbehalten wissen; Metternich gibt eine ausweichende Versicherung; Lord Stewart bietet Wetten an und erklärt, England trete für Franz in die Schranken; von mehreren Anwesenden wird gegen Franz gewettet; sämtliche Damen nehmen für ihn Partei. Die Gräfin Fuchs tritt ein, von den Herren in herkömmlicher Weise als Königin begrüßt. „Und was bringen Sie Neues?" fragt Alexander, „wie steht es mit dem armen Franz?" — „Eurer Majestät," erwiderte die Gräfin, „kann ich die sichere Nachricht mitteilen, daß die Angelegenheit morgen zur Entscheidung kommen wird. Soeben war Prinz Eugen bei mir, welcher seine Nachrichten aus der zuverlässigsten Quelle zu haben versicherte."

Trat ein Uneingeweihter in die Gesellschaft, sah die bedenklichen Mienen, hörte das lebhafte Für und Wider, alles

mit Beziehung auf „unseren guten Franz“, so geriet er in die größte Spannung. Es konnte ja nur von Seiner k. k. Apostolischen Majestät die Rede sein, von dem Schicksal Italiens, Polens, Sachsens. Man war nicht imstande, zu erraten, um was es sich handle. —

Auf dem Graben, jener weltbekannten breiten Straße in Wien mit den eleganten Kaufläden, wo in den Mittagstunden die vornehme Welt spazieren geht, hatte ein unternehmender Venezianer mit hoher obrigkeitlicher Genehmigung eine Lotterie, sogenannte Tombola, eingerichtet. Nur einen Gulden betrug der Einsatz. Dafür standen erstaunliche Gewinne in Aussicht. Das große Los bestand in einer Staatskarosse mit zwei stattlichen, reichgeschirrten Mecklenburgern davor, einem Kutscher in Hoftracht auf dem Bock und zwei ähnlich ausstaffierten Bedienten auf dem Wagentritt. Im Innern der Bude sah man außerdem wertvolle Bilder der venezianischen Schule, Marmorvasen, antike und moderne Statuen, silberne Schalen, Trinkgefäße von Muscheln und Korallen in Gold gefaßt, Schmucksachen aller Art, Armbänder, Uhren, Ringe, Schmuckkästen mit allerhand niedlichem Zierat ausgelegt. — Zum Vertrieb der Lose waren drei Wochen angesetzt. Die müßigen Spaziergänger des Kongresses bildeten die besten Abnehmer. Sie verschenkten die Lose an die Damen, jeder natürlich in der Hoffnung, der seinigen damit das große Los gespendet zu haben.

Am lebhaftesten war das Gedränge am Ziehungstage. Der Ausrufer auf der einen Seite, auf der anderen ein Trompeter in phantastischer Kleidung verkündeten um die Wette, daß nur noch zehn Lose unverkauft seien, darunter selbstverständlich das große Los. Alles drängte heran, um noch eins zu erhalten.

Ein Schusterjunge, der von seinem Meister ausgeschickt war, für einen Gulden Band zu kaufen, war auf dem Wege neugierig in das Gedränge geraten und so bis vor den Eingang der Bude geschoben worden.

„Für einen einzigen Guldenschein Wagen und Pferde, Uhren, Ringe, Perlen, Geschmeide und alle Herrlichkeiten der Welt!“ So ertönte der Sirenengesang der Ausrufer, Sirenen-

gesang auch für den Jungen. Halb zog es ihn, halb sank er hin. Überzeugend klang ihm der Satz: „Wer nicht wagt, der nicht gewinnt," noch überzeugender aber dessen Seitenstück: „Wer wagt, gewinnt." Vermutlich war ihm auch die biblische Verheißung bekannt: „Die Letzten sollen die Ersten sein." Jedenfalls erfuhr er ihre Wahrheit bald, als er ein Los genommen hatte.

„Nummer 2222 gewinnt eine goldene Repetieruhr mit goldener Kette und sechs Petschaften, an Wert fünfhundert Gulden Münz." —

Es war die Nummer des leichtsinnigen Franz. So hieß nämlich der Schusterjunge.. Er erhielt den Gewinn sofort ausgehändigt, und unter dem Jubel der Gasse eilte er zur Wohnung seiner armen Mutter, ihr sein Glück zu verkünden. Diese ist eine kluge Frau und leiht sich bei der Nachbarin einen Gulden zum Bandkauf für den Meister.

Unterdes aber sind mehrere Stunden vergangen. Die Kunde ist schon bis ins Kabinett des Kaisers gedrungen und bis in die Werkstatt des Meisters. Als Franz freudestrahlend in die Werkstatt tritt, erhält er vom Meister seinen Glückwunsch mit dem Knieriemen aufgezählt. „Du hast mit meinem Gelde gespielt, also gehört der Gewinn mir."

Die Mutter gibt aber die Uhr nicht heraus. Der Schuhmacher klagt beim Stadtgericht. Die Wiener Polizei macht keine großen Umstände. Sie nimmt die Uhr in Beschlag und führt den Burschen ins Gefängnis.

Hierdurch erhitzten sich die Gemüter noch mehr. Auf offenem Markt, in allen Werkstätten und Läden, in allen Salonen und an den Tafeln des Kongresses ist von nichts anderem die Rede als dem glücklich-unglücklichen Schusterjungen und von dem Ausgange des Prozesses. Wem wird die Uhr zugesprochen werden? Dem Meister, mit dessen Geld sie gewonnen wurde oder dem Lehrling, der durch Veruntreuung des ihm anvertrauten Gulden in ihren Besitz kam?

Von glaubhaften Zeugen wird versichert, daß über diesen Fragen die nach der Wiederherstellung Polens und über die

Teilung Sachsens zum Schweigen kam, solange der Prozeß des armen Franz unentschieden schwebte. Einige Damen der höchsten Kreise wollten den Kaiser Franz bestimmen, zugunsten seines Namensvetters einen Machtspruch zu tun. Aber: „Bei uns muß halt die Justiz ihren Lauf haben," hatte dieser erwidert und wohl dabei an die Inschrift des Burgtores gedacht: „Justitia fundamentum regnorum" — „Gerechtigkeit ist die Grundlage der Reichsgewalt."

Endlich wird von einem hochweisen Magistratskollegium das Urteil gesprochen. Es lautet: „Der Lehrling Franz wird vor die Glücksbude geführt und erhält daselbst fünfundzwanzig Rutenstreiche. Die Uhr verbleibt ihm, und der Meister hat nur Anspruch auf die Wiedererstattung des Guldens."

Der Vollzug der Strafe geschah unter großem Zulauf nicht nur der Straßenjugend. Die Fenster der um den Gerichtsplatz gelegenen Häuser waren um hohen Preis vermietet und mit der vornehmen Damenwelt besetzt. Zugunsten der schönen Zuschauerinnen verordnete die Polizei, daß der junge Sünder nach Empfang der ersten Hälfte der Streiche mit dem Rücken nach der entgegengesetzten Häuserreihe gewendet werde, damit die Zuschauerinnen auf jener Seite nicht um ihr teuer erkauftes Vergnügen gebracht würden.

Der Kongreß war um ein bedeutsames Ereignis reicher, und gar mancher der edlen Damen soll die Verteilung der Welt, die damals in Wien vor sich ging, weit weniger lange im Gedächtnis gewesen sein, als die erzählte Geschichte vom armen Franz. Adolf Obermüller.

Wie die Tiere sich anpassen und vorsehen. — Für die wenigen noch in Freiheit lebenden Raubtiere wird der Kampf ums Dasein immer schärfer. Man rückt ihnen zu Leibe mit Pulver und Blei, mit Fallen und Giftbrocken, oft mehr und grausamer als nötig und nützlich. Da gewährt es dem Naturfreund einen gewissen Trost zu beobachten, wie manche Tiere in neuester Zeit sich selbst dem gewandtesten Jäger und Fallensteller überlegen zeigen. So jene nordischen Füchse bei Anwendung von Fallen, deren Köder durch eine unter dem Schnee ver-

borgene Schnur mit dem Drücker eines in weiterer Entfernung aufgestellten und genau nach der Falle zielenden Mordgewehrs verbunden war. Ein einziger Fuchs war das Opfer bei der zuerst gestellten Falle. Dann witterten Reinekes Unrat und bahnten sich einen Weg durch einen schlau gegrabenen Erdgang unter den Köder. Der Schuß ging beim ersten Zerren daran los und — traf die leere Falle.

Der große braune Bär in Rußland, dort Lomowiki genannt, scheint, wie Fürst Schirinski-Schichmator letzten Winter beobachtete, jetzt schon gut zu wissen, wie sehr Tod oder Leben davon abhängen, Jägern und Hunden die Fußspuren zu verbergen. Auf Wegen trottet Petz im Winter fast nur noch bei Schneefall oder nach längerem Frost, und zwar geht er dann ziemlich genau in den besonders harten Wagen- oder Schlittengeleisen. Nach frischem Schneefall oder bei Tauwetter läuft er nicht, sondern springt, und zwar in gewaltigen Sätzen von einem dichten Weggebüsch ins andere. Oder er wählt enge überwachsene Straßengräben. Am liebsten aber sind ihm Windbrüche; hier sind die gefallenen Stämme meist schneefrei. Sie benutzt Meister Braun als Laufbalken. Geht ein Stamm zu Ende, so springt er auf den nächsten. Und zwar schlau von der liegenden Baumkrone aus ins Wurzelwerk des Nachbars oder umgekehrt. An solchen schwer zugänglichen Stellen hat er auch sein gut verwahrtes Winterquartier. Findet man auf der Winterjagd einmal offene Bärenspuren, so kann man gewiß sein, daß sie „angelegt" sind. Der Braunrock läßt sich in dieser Beziehung nämlich keine Mühe verdrießen. Er läuft zum Beispiel fünfzehn Kilometer weit auf einem Waldweg, dann ist plötzlich jede Spur verschwunden, weil er nun die geeignete Stelle zum Sprunglauf im Dickicht oder Windbruch nebenan gefunden hat. Oft aber macht er auch denselben Weg offen wieder zurück, um dann erst, plötzlich umkehrend, sein ursprüngliches Ziel auf Nebensprungwegen zu erreichen! Drollig sind die alten Bärinnen mit Jungen. Letztere müssen im Gänsemarsch hinter der Mutter traben, jedes genau in den Fußstapfen des Vordermanns. Spielereien, Balgereien und Nebensprünge, wozu die Kleinen

natürlich stets aufgelegt sind, duldet Mama nicht; bei Ungehorsam setzt es Ohrfeigen.

Wir brauchen aber gar nicht auf die Fuchs- oder Bärenjagd zu gehen, um verwandte Beobachtungen zu machen. Im Sommer vorigen Jahres sahen Badegäste auf der Insel Wyk, wie eine Krähe, die ja überhaupt nicht zu den Dummen gehört, im Fluge eine aufgelesene Seemuschel fallen ließ. Und zwar genau auf die feste Uferschutzmauer aus Beton. Die Muschelschale zerbrach und der nahrhafte Inhalt lag mundgerecht bereit. Andere Krähen und Möwen hatten diese Art der Zurichtung eines beliebten Leckerbissens beobachtet, und von nun an ging es den armen Muscheltieren schlecht. Eine Schale nach der anderen wurde von den zahlreichen Vögeln aus dem Wasser gezogen und nach sicherem Zielen immer auf dasselbe Mauerstück hinabgeworfen. Zersprang sie einmal nicht beim ersten Fall, so wurde die Muschel wieder aufgenommen und aus größerer Höhe fallen gelassen. Und da spreche man noch von dummen Tieren!

Hat man zu Stuttgart im Spätfrühjahr, wenn die in den dortigen königlichen Anlagen zahlreich brütenden Wildenten Junge haben, etwas Zeit und Glück, so kann man ein reizendes Schauspiel sehen. Gewöhnlich brüten ja die Wildenten im Ufergebüsch, aber die hier geeigneten Plätze genügen schon längst nicht mehr der starken Nachfrage; sie sind wohl auch nicht ganz sicher gegen wildernde Katzen. Genug, einige Entenmütter sind dazu übergegangen, alte Krähennester auf Bäumen zu benutzen. Wie aber den Kleinen, die noch nicht fliegen können, das in der Entenerziehung früh beginnende Baden, Schwimmen und Tauchen beibringen? Mama weiß sich zu helfen: sie stopft vier, fünf oder sechs Gelbdäumlinge zwischen die Flügelfedern und wagt den nicht ungefährlichen Gleitflug zum nahen Teichufer. Hier schüttelt sie mit starkem Flügelschlag die Sprößlinge aus den Federn, und nun geht's hinein in die Flut.

Die Mutterliebe macht aber nicht nur das einzelne Ti[illegible]
erfinderisch, sie vereinigt zuweilen sogar Mütter vers[illegible]
Gattung zu gemeinsamer, höchst sinn- und erfolgreicher A[illegible]
von sonst weit überlegenen Feinden. So beobachtete C. [illegible]

in Konstanz Anfang Juni 1913 in der um die Mittagszeit sehr belebten Konstanzer Mainaustraße folgendes. In den buschigen Wipfel eines der die Straße säumenden Holzbirnbäume kletterte ein nach dem Inhalt zweier Nester lüsternes Eichhörnchen. Das eine Nest gehörte einem Spatzen, das andere einer Nachtigall. Zum Glück waren die beiden zu Haus und konnten den Räuber gemeinsam bekämpfen. Und wie machten sie das? Der mutigere Spatz umschwirrte fortwährend Eichhörnchens Kopf und versetzte ihm blitzschnelle Schnabelhiebe. Die furchtsamere Nachtigall griff von hinten an, und zwar stets nur dann, wenn der Feind gerade auch von vorn gezwickt wurde. Der Langschwanz mußte nach erbittertem Kampfe blutend abziehen, das Hohngezwitscher der Sieger hinter sich.

Hans Elser in Unterdürrbach machte folgende Beobachtung: Ein sogenanntes weißes Mäuschen, die walzenförmige und mit einem schwanzartigen Atemröhrchen versehene Larve der Schlammfliege, war eben im Begriff, sich trocken zu laufen, um dann die weiße Hülle zu sprengen und das Fliegendasein zu beginnen. Bevor es jedoch dazu kam, erschien eine große, gierige, schon freudig mit den Fühlern wedelnde Raubameise auf dem etwas hoch und nicht weit vom Rande einer Düngergrube gelegenen, sandigen Trockenplatz. Eins, zwei, drei, marschiert sie dem Tierchen über Schwanz und Rücken bis in den Nacken. Hier ist die Haut recht zart, hier möchte sie anbeißen. Aber Mäuschen hat etwas gemerkt; sein Schwänzchen ist sehr empfindlich. Bei dessen erster Berührung zieht es rasch den Kopf ein, so daß sein vorderster starrer Hautring die schnell zusammengezogene Nackenhaut bedeckt. Die Ameise hat auch etwas gemerkt; sie kennt jetzt die verräterische Stelle, die Achillesferse oder hier das Schwanzröhrchen. Sie macht kehrt und kneift nun an dieser Stelle, wie nur eine Ameise kneifen kann. Das zieht. Mäuschen krümmt sich vor Schmerz, dabei wird der Nacken wieder bloß, und diesen Augenblick benutzt die Feindin, springt an, beißt sich ein und sitzt jetzt, eine Löwin im kleinen, fest auf ihrer wehrlosen, nun in wahnsinniger Angst flüchtenden Beute. Aber noch ist Polen nicht verloren. Der Rand des Hügels

wird unter Mühen und Schmerzen erreicht. Und nun kommt das, worauf weder der Beobachter noch die Ameise gefaßt war: plötzlich zieht Mäuschen Taster, Schwänzchen und Füße ein, wird dadurch zur regelrechten Tonne, diese kommt, dank der sich erschreckt duckenden Ameise, ins Rollen und kollert über Sand und spitzige Steinchen hinweg den steilen Hügel hinab in das der Fliegenlarve vertraute, der Ameise aber tödliche Element.

Von den Haustieren gilt namentlich die Gans noch immer als reichlich dumm. Es hat sich aber auch bei ihr gezeigt, daß sie sich sehr wohl und sehr klug zu helfen weiß, wenn es sich etwa um das fehlende, ihr aber unentbehrliche Bad handelt. Sie versteht es nicht nur, das spärlich im Rinnstein laufende Wasser durch ihren quer gestellten Körper zu stauen, so daß es ihn überrieselt, sie hat es sogar dem Menschen abgeguckt, wie man einen Wasserleitungsschlauch handhabt. Eine Magd hatte auf einem Gute des Grafen Bülow von Dennewitz aus einem immer laufenden, bis auf den Boden herabhängenden Schlauch durch Hochheben ihren Wasserkrug gefüllt. Sogleich kam eine aufmerksam zuschauende Gans, packte den Schlauch mit dem Schnabel und ließ sich nun, behaglich schnatternd, das Wasser über Rücken und Brust strömen.

Not macht erfinderisch, auch bei der Benutzung und Behandlung gefangener oder erlegter Tiere. Bei der furchtbaren Überschwemmung in Indien während des Sommers 1913 hatte der Maharadscha von Burdwan bei Kalkutta den klugen Einfall, seine Elefanten mit Tragsesseln unter die hohen Bäume in das zwei bis drei Meter tiefe Wasser zu schicken. Die verständigen Tiere und natürlich auch die zahlreich auf den Zweigen sitzenden und um Hilfe rufenden Eingeborenen begriffen sofort, um was es sich handelte: Hunderte von Menschenleben wurden so durch die Tiere gerettet.

Sehr gut wußte sich auch ein Angestellter von Hagenbeck, der eine Giraffe nach dem Zoologischen Garten von Rio de Janeiro brachte, zu helfen. Es war schon Abend, und das Tier sollte sich nach der langen Seereise in einem Gehege etwas Bewegung

machen. Das tat es denn auch. Aber plötzlich bekommt der Langhals einen Rappel, durchbricht die Schranken und verschwindet im nahen tropischen Urwald. Die Direktion gab das wertvolle Tier schon verloren, da ging der Hagenbecksche Tierwärter ganz allein in den Wald. Auf der Brust trug er eine brennende Laterne, auf dem Rücken ein Bündel Heu. Er hatte sich nicht verrechnet: durch die Lichtstrahlen angelockt, kam der Ausreißer aus dem Dickicht heraus und konnte dann auch unschwer in den festen Stall gebracht werden. H. Radestock.

„Rechtmäßige Besitzergreifung". — Ein eigenartiger Besitzergreifungswettstreit fand 1741 gelegentlich des Aussterbens der Eisenacher Herzogslinie statt. Zu deren Gebiet hatte auch das Amt Fischberg gehört, im Eisenacher Oberland gelegen. An dieses glaubten nun auch die Bischöfe von Fulda rechtmäßigen Anspruch zu haben, da das Amt früher zur Abtei Fulda gehört hatte und von den Bischöfen seinerzeit an die Grafen von Henneberg verpfändet worden war. Daraus entspann sich ein für unsere Anschauungen höchst ergötzlicher Besitzstreit.

Der fürstbischöfliche Amtsverweser Gaudentius Brügger ließ, um eines der Hauptthoheitsrechte, die hochnotpeinliche Gerichtsbarkeit, seinem Herrn zu wahren, auf dem Neuberge bei Wiesental im Amte Fischberg einen Galgen errichten und hatte die Absicht, einige Tage später drei „Delinquenten" daran hängen zu lassen. Es gab zwar grade keine todeswürdigen Verbrecher im Amte Fischberg, aber man wußte Rat und holte dieselben von Fulda herüber.

Der Amtmann des benachbarten weimarischen Amtsbezirkes Kaltennordheim hörte durch seine Spione davon, schickte rasch ein Soldatenkommando am Morgen des Hinrichtungstages über die Hohe Asch nach Wiesental und ließ den fuldaischen Galgen kurzerhand umsägen. Es wurde ein neuer „Gevatter Dreibein" errichtet und auf der Stelle ein den Eisenacher Gefängnissen entnommener Delinquent daran aufgehängt. Als nun die Fuldaer mit ihren drei Missetätern anrückten, fanden

sie das Recht der Gerichtsbarkeit „präokkupieret", so daß sie unverrichteter Sache wieder abziehen mußten, zumal der weimarische Kommissar mit seinen Soldaten unter dem Galgen bedrohliche Wache hielt.

Nach dem Abzug der Fuldaischen begab sich der weimarische Kommissar, ein Assessor Göckel, nach Fischberg, um dort die weiteren Besitzergreifungsformalitäten zu vollziehen. Zu diesem Zwecke geschah folgendes: Leute des Kommissars hoben auf einer Wiese ein Stück Rasen aus, auf einem der Pfarräcker eine Erdscholle, in einer Waldung eine Baumwurzel. Desgleichen rupften sie auf anderen Äckern einige Ähren ab, schossen im Walde mit Pistolen und hieben Äste von den Bäumen. In der Sternmühle zu Fischberg und in der Unterschenke zu Diedorf wurde je ein Span aus der Haustür geschnitten, Feuer auf dem Küchenherde angezündet und wieder ausgelöscht, die Stubentür geöffnet und zugeschlagen.

In drei verschiedenen Gemeindegebieten schlug der Kommissar mit einer Peitsche dreimal in das Fuldaflüßchen, ließ aus einer weidenden Herde einen Hammel greifen und riß ihm höchsteigenhändig ein Flöckchen Wolle aus, schürte dann, ebenfalls mit eigenen Händen, in den Pfarr- und Schulhäusern der Ortschaften des Amtes Feuer an und löschte es wieder aus, machte Stubentüren und Fenster auf und zu, rückte Stühle und Tische, setzte sich, schnitt von einem Brotlaib mit dem eigenen Messer einen Bissen ab und genoß ihn, schloß in einem Orte selbst die Kirche auf, nahm mit seinen Begleitern in dem herrschaftlichen Gestühl Platz, ließ die Bibel auf dem Altar aufschlagen und die Orgel anstimmen. Bei jeder dieser symbolischen Besitzergreifungshandlungen erklärte er feierlich vor einem mitgebrachten Notar und zwei Zeugen, daß er damit namens des Herzogtums Weimar Besitz nehme von „denen erbhennebergischen Ländereien, Mühlen, Schenken, Flüssen, Schäfereien, Kirchen, Pfarreien und Schulen".

Dem fürstlichen Stifte Fulda wurde nun diese Besitzergreifung schriftlich „notifiziret". Aber das Stift erhob feierlich Protest und verbot allen seinen fischbergischen Untertanen bei tausend

Talern Strafe, an die Weimaraner Steuern zu zahlen oder ihnen sonstwie gehorsam zu sein. Damit begnügte man sich aber nicht, sondern zu „mehrerem Nachdruck" legte man den fischbergischen Amtsuntertanen militärische Exekution ein.

Das Stift verfügte freilich über keine überwältigende Truppenmacht, und so kam es, wie es kommen mußte, da Weimar nun einmal die stärkeren Bataillone ins Feld stellen konnte. Eines Tages erschien an der Spitze von etlichen hundert Mann Fußvolk und Husaren jener weimarische Kommissär Göckel wieder, um nun auch den Hauptort des fischbergischen Ländchens in Besitz zu nehmen, Dermbach, allwo der fürstbischöfliche Amtsverweser Gaudentius Brügger mit seiner Streitmacht residierte. Göckel begann sofort seine Besitzergreifung in der bereits geschilderten Art.

Zwar war Gaudentius Brügger beim Anrücken der Weimaraner schleunigst der „rohen Gewalt gewichen", aber es blieb ein tapferer fuldaischer Notar namens Langgabel zur Stelle. Er fiel bald den Weimaraner Herren durch sein überlautes Protesterheben bei jeder einzelnen Besitzergreifungsformalität so lästig, daß sie ihn zur Abkühlung samt seiner gewaltigen Amtsperücke ein Bad in der Fulda nehmen ließen. Nichtsdestoweniger kam er gleich darauf wieder mit völlig triefendem Habit in die Kirche zu Dermbach, pflanzte sich dort mit zwei Zeugen am Altar auf und schrie mitten in das Spiel der Orgel, so laut er konnte, sein „Protesto! Protesto!"

Da erklärte ihm der Kommandant der weimarischen Truppenmacht, Oberstleutnant Stange, er verstehe kein Lateinisch, und der Herr Notar möchte sich daher nicht weiter bemühen. Die kräftigen Fäuste zweier Grenadiere packten hierauf den heftig protestierenden Notar beim Kragen und schafften ihn nach der fuldaischen Grenze. Dort gaben sie ihm noch einen kräftigen Tritt und ließen ihn laufen.

Die Besitzergreifung aber wurde nun ungestört zu Ende geführt. D. Th. St.

Lessings Schülerzensuren. — Es ist stets belehrend, den Entwicklungsgang großer Männer bis in jene Jahre hinein

zu verfolgen, die den Übergang vom Knaben- ins Jünglingsalter bilden. In der geistigen Entwicklungsgeschichte Lessings sind dies die Jahre 1741 bis 1746, die er bekanntlich auf der Fürstenschule zu Meißen zubrachte. In dieser Schule wurden regelmäßig im Frühjahre und im Herbst Prüfungen veranstaltet, über deren Ergebnisse dann Zeugnisse ausgestellt wurden. Diese in klassischem Latein geschriebenen Zensuren Lessings sind sprechende Dokumente für seine geistigen Anlagen.

Michaelis 1741. Er wurde ermahnt, dem guten Eindruck, den sein schmuckes Äußere macht, nicht durch eine Neigung zur Eigenwilligkeit und Keckheit zu schaden, und schien den Ermahnungen Gehör zu geben. Kauderbach.

Ostern 1742. Er ist nicht unbedeutend begabt, bedarf aber strenger Leitung, um gewissenhaft den gesetzlichen Forderungen zu genügen.

Michaelis 1742. Er ist reich begabt und sein Betragen ruhig, von dem Tadel aber der Unsorgsamkeit ist er nicht immer freizusprechen. Weiß.

Ostern 1743. Seinen bedeutenden Anlagen entspricht ein sorgfältiger Fleiß, seinem Fleiße erfreuliche Fortschritte.

Michaelis 1743. Sein wissenschaftlich reger und tätiger Geist macht sichtlich Fortschritte; rücksichtlich seiner sittlichen Ausbildung ist sein Betragen zu versteckt, als daß er von jeder Verstellung freigesprochen werden könnte.

Ostern 1744. Er besitzt einen scharfen Verstand und ein ausgezeichnetes Gedächtnis; auch seine sittliche Ausbildung schreitet fort.

Michaelis 1744. Er erhöht das Lob seiner vorzüglichen Begabung durch viele Studien, sogar in der Mathematik und durch tadellose Führung.

Ostern 1745. Mit schnellforschendem Geiste eignet er sich die Kenntnisse in Mathematik und was sonst noch gelehrt wird an; allein er wird ermahnt, die Übung seines Stils nicht zu vernachlässigen.

Michaelis 1745. Es gibt kein Gebiet des Wissens, auf das sein lebhafter Geist sich nicht würfe, das er sich nicht zu eigen

machte; nur ist er bisweilen zu ermahnen, seine Kräfte nicht über Gebühr zu zersplittern.

Ostern 1746. Seinen für jedes Gebiet der Wissenschaft sich interessierenden und beanlagten Geist schult er durch großen Fleiß und ziert ihn durch erfreuliche Fortschritte, durch eine keineswegs verkehrte, wenngleich ziemlich feurige Gemütsart.

A. Sch.

Vater und Sohn. — Von dem französischen Kanzler Henri François d'Aguesseau, dem sein Vaterland nachhaltige Verbesserungen in Gesetz- und Rechtspflege verdankt, weiß man, daß er Entscheidungen von weittragender Bedeutung nur sehr langsam und immer erst nach sorgfältigster Prüfung aller in Betracht kommenden Umstände zu treffen pflegte. Sein Sohn, der gleichfalls Jurist war, bei dem man jedoch von des Vaters umfassender Bildung kaum einen Hauch zu spüren vermochte, war das Gegenteil von ihm.

Eines Tages nun, nach einer recht scharfen Auseinandersetzung zwischen dem Kanzler und seinem unebenbürtigen Sohne glaubte letzterer seinem Vater einen scharfen Hieb versetzen zu können, indem er spöttisch sagte: „Bester Vater, Sie wissen alles und entscheiden doch über nichts."

„Und du, mein Sohn," antwortete lächelnd der Kanzler, „weißt nichts und entscheidest doch über alles." O. v. B.

Ein römischer Reisekaiser. — Unter den römischen Kaisern ist der von Georg Ebers zum Helden eines Romans gemachte Kaiser Hadrian (117—138 n. Chr.) vielleicht derjenige, der am modernsten anmutet. Er ist das große Vorbild für die ihre Länder bereisenden Herrscher geworden.

Bei der riesenhaften Ausdehnung des römischen Weltreiches war es nicht möglich, vom „grünen Tisch" in Rom aus alles richtig anzuordnen. Da begann Hadrian, nachdem er vorher gründlich die Literatur über die Provinzen des Reichs studiert hatte, mit dem ganzen Regierungsapparat auf Reisen zu gehen. Zwölf Jahre lang durchzog er das gewaltige Reich unter Entbehrungen aller Art. Er marschierte ganze Tage in Waffen neben den Soldaten her, aß ihre Kost, trank ihr aus Essigwasser

bestehendes Getränke und ließ sich an den Abenden im Lager allerlei Kunststücke von den Legionären vormachen. Am meisten bewundert wurde von ihm das eines pannonischen Schützen, der einen Pfeil abschoß und den fliegenden mit einem zweiten Pfeil traf.

Nach Gallien, an den Rhein zu den germanischen Legionen, nach England, nach Spanien, an den Euphrat und durch einen Teil Asiens, nach Hellas und dem geliebten Athen zog Hadrian, überall nach dem Rechten sehend, Hilfe bringend, aufbauend und erneuernd. Er hat — für das Altertum etwas Unfaßbares — sogar Bergbesteigungen ausgeführt, und hat auf dem Ätna den Sonnenaufgang erlebt. Er ist es auch, der in vielen Städten jene Tempel und Kapellen ohne Inschrift und Gottesbild errichten ließ — Tempel einem „unbekannten Gott".

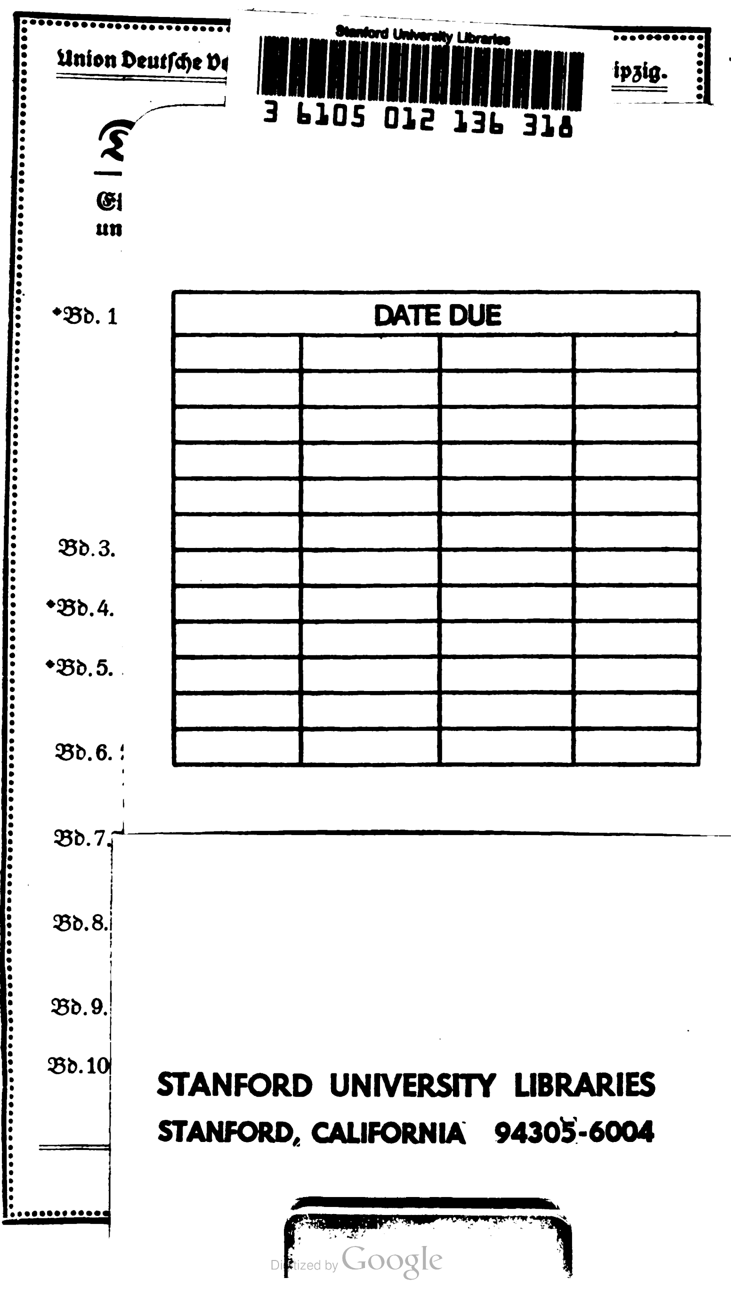
Reisend, Geschautes klug nützend, philosophierend, von den ersten Geistern der Zeit umgeben, die er durch überlegene Fragen gern in Verlegenheit setzte, so herrschte der Monarch über das Riesenreich. Als sein Mausoleum erbaute er die Engelsburg, als Alterssitz die riesige, prunkvolle Hadriansvilla.

Dem Tode nahe, von fürchterlichen Schmerzen gepeinigt, schrieb er noch ein paar Verse an sich selbst, die Theodor Birt in seinen prächtigen „Römischen Charakterköpfen" also wiedergibt:

„Mein Seelchen, freundliches Seelchen du,
So wanderlustig immerzu:
Der Leib war nur dein Gasthaus, und nun
Sollst du die letzte Reise tun
In jenes Reich,
Wo alles so öd' und kahl und bleich,
In jene Nacht,
Wo keiner mehr deine Späßchen belacht."

C. B.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Karl Theodor Senger in Stuttgart,
in Österreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.


Union Deutsche Ve
ipzig.
Stanford University Libraries
3 6105 012 136 318
*Bd. 1
Bd. 3.
*Bd. 4.
*Bd. 5.
Bd. 6.
Bd. 7.
Bd. 8.
Bd. 9.
Bd. 10

DATE DUE			

